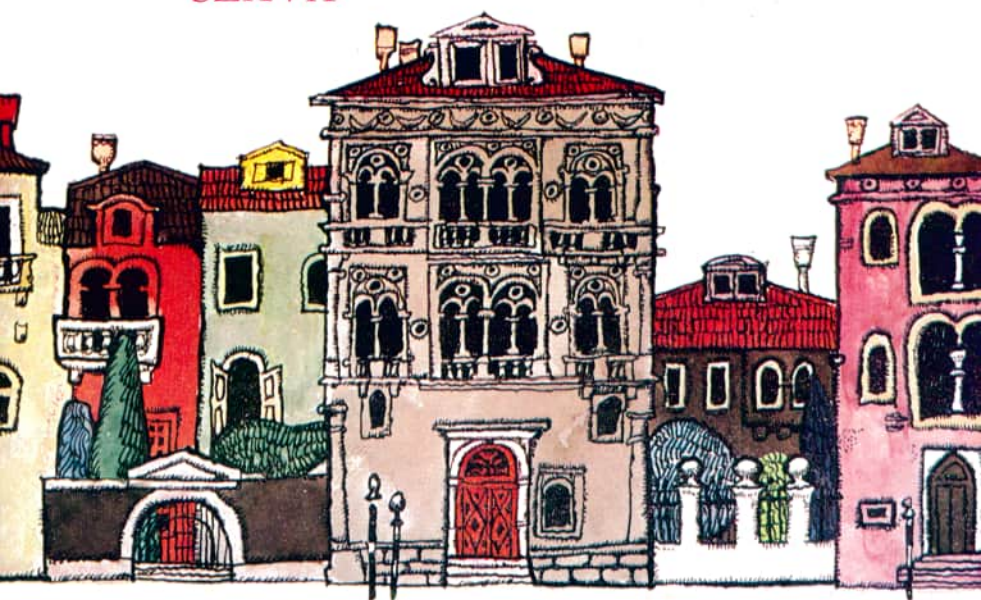


ISTVÁN
SZÁVA



DER LUCHS
BLICKT
IN DIE SONNE



Im 17. Jahrhundert bestand eine wissenschaftliche Gesellschaft in Rom, die den merkwürdigen Namen *Akademie der Luchse* führte. Mitglied konnte nur sein, wer über Luchsaugen verfügte, das heißt, er mußte in Wissenschaft oder Kunst Erscheinungen wahrnehmen, die ein anderer noch nicht entdeckt hatte.

Ein richtiger Luchs war Galileo Galilei, einer der bedeutendsten Physiker und Astronomen der Neuzeit. Zu Galilei paßte tatsächlich der Ehrenname Luchs: Ihn trieb ein unstillbarer Drang zu rastlosem Forschen und Experimentieren, um in das Licht der Wahrheit blicken zu können. Er richtete sein selbstgebautes Fernrohr auf die Sonne, um die Gesetze zu kennen, nach denen sich die Himmelskörper bewegen. Wer aber lange in die Sonne blickt, den blendet sie, und er verliert die Klarsicht dafür, was auf der Erde, in seiner nächsten Nähe geschieht, erkennt nicht die Fallgruben, die ihm die Feinde des Lichts graben. So stürzte auch Galilei in die Fallgrube der Inquisition. Seine Feinde frohlockten, da sie meinten, mit dem zum Schweigen gebrachten ketzerischen Luchs zugleich auch das unbequeme Licht ausgelöscht zu haben. Doch das Licht des Wis-

Der Luchs blickt in die Sonne

ISTVÁN
SZÁVA

DER LUCHS
BLICKT
IN DIE SONNE

CORVINA VERLAG

Titel des Originals: A hiúz a napba néz. Móra Ferenc Könyvkiadó.
Budapest 1962

Aus dem Ungarischen übertragen von Heinrich Weissling
Zeichnungen von Tamás Szecskó

© Magda Vámos, 1977

Erste ungarische Ausgabe © István Száva 1962

ISBN 963 13 3414 7

Best.-Nr. 309 699 7

Vertrieb nur in der Deutschen Demokratischen Republik

Printed in Hungary, 1977

Druckerei Franklin, Budapest

I. DER SCHIEFE TURM

„Wie schon gesagt, das ist der zweiköpfige Muskel, der Bizeps“, der Professor zeigte auf den seziierten linken Arm der Leiche. „Es gibt dann auch einen dreiköpfigen, den lernen wir das nächste Mal kennen. Kann mir jemand sagen, wo dieser zu finden ist?“

„Am Oberschenkel“, antworteten mindestens sieben oder acht Studenten zugleich.

„Auch dort“, sagte der Professor und nickte sichtbar zufrieden. „Doch damit beschäftigen wir uns das nächste Mal“, wiederholte er, „für heute ist es genug.“

Er läutete mit der auf dem Tisch stehenden Glocke und gab dem eintretenden Diener einen Wink, daß die Leiche hinausgeschafft werden könne. Dann wusch er sich in der Waschsüssel die Hände, trocknete sie schnell ab, zog seinen schwarzen Talar zurecht und rief, da ihm plötzlich etwas einfiel:

„Giuli. . .“ er unterbrach sich aber wieder. So wichtig war es nicht, und Giuliano ging bereits zur Tür hinaus. Bei dem Lärm der hinausströmenden Studenten hatte er den Ruf des Professors offenbar gar nicht gehört. Übrigens beschäftigte ihn ganz etwas anderes.

„Weißt du, Galileo“, sprach Giuliano einen Gefährten an, „jedesmal, wenn man eine Leiche hier hereinbringt, damit der Alte sie seziiert, muß ich daran denken, daß man einst vielleicht auch uns so hereinschieben wird, um uns die Haut abzuziehen, unsere Muskeln freizulegen und unsere Nervenstränge herauszuziehen, damit die Studenten daraus lernen. Sag, schaudert es dich nicht bei diesem Gedanken?“

Galileo lachte auf.

„Daran habe ich noch nie gedacht. Aber wenn. . .“

„Aber das kann jedem von uns widerfahren“, beteuerte Giuliano, „dir ebenso wie mir.“



„Gewiß doch. Aber ich hoffe, daß es bis dahin noch recht lange dauert. Jetzt bin ich neunzehn Jahre alt“, er reckte sich mit einem gewissen Stolz, „und verspüre keine Lust, innerhalb der nächsten fünfzig Jahren auf dem Seziertisch zu landen. Aber wenn ich einmal dort liege... Nun, es läßt mich wirklich kalt, was nach meinem Tode mit meinem Körper geschieht.“

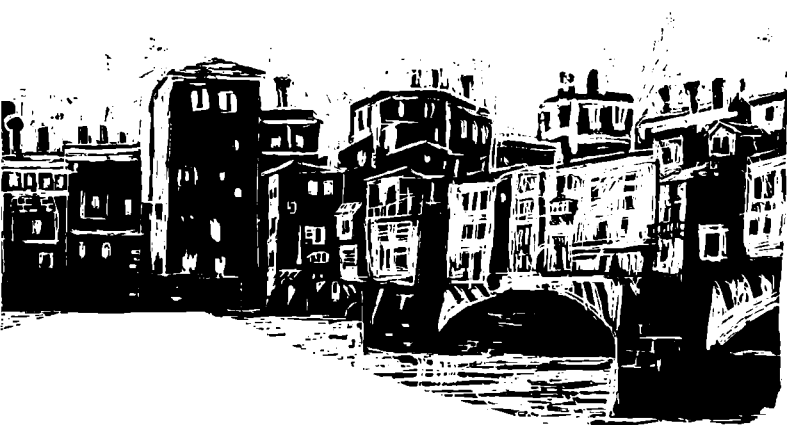
„Aber immerhin... daß man einem einfach ins Fleisch schneidet!“

„Weißt du was, Hauptsache, man schneidet mir nicht hinein, solange ich am Leben bin. Nach meinem Tode kann mich das nicht mehr kümmern... Sieh, es ist schon dunkel geworden!“

Sie verließen gerade das Universitätsgebäude. Es war ein Frühlingsnachmittag, und doch war die Straße zu dieser Stunde ungewohnt düster. Beide schauten zugleich zum Himmel empor.

„Es hat sich mächtig zugezogen“, stellte Giuliano fest. „Wir sollten uns beeilen.“

Mit langen, schnellen Schritten machten sie sich auf den Weg, aber kaum hatten sie den Vorplatz des Domes erreicht, fielen bereits die ersten dicken Tropfen. Und dann setzte fast ohne Übergang ein Platzregen ein. Es goß wie aus Kannen. Die beiden Studenten rannten auf den Dom zu, aber ehe sie ihn er-



reichten, waren sie bis auf die Haut durchnäßt. Eine Zeitlang standen sie in der Tür und schüttelten das Wasser von ihren Kleidern, dann sagte Giuliano:

„Die Luft hat sich durch den Regen abgekühlt, und hier ist es zugig. Komm, wir gehen hinein!“

Im Dom wurde eine Litanei gebetet, die Gläubigen, zum größten Teil Frauen, sprachen im Chor die Gebetsworte. Es waren nicht übermäßig viele, aber dies ließ sich nur an den Stimmen erkennen, in der Kirche herrschte fast völlige Dunkelheit. Offenbar hatte das Gewitter auch den Küster überrascht, denn nur auf dem Altar brannten einige Kerzen.

Galileo und Giuliano stellten sich neben einen Pfeiler und fielen in die Litanei ein.

„Herr, erbarme dich unser! Christus, erbarme dich unser!“

Mechanisch sprachen sie das Bittgebet, dabei lauschten sie immer wieder auf die Straße hinaus, ob der Regen nicht nachließ. Aber es goß immer heftiger.

Im linken Seitenschiff des Domes schimmerte plötzlich hinter einem Pfeiler ein blasses Licht. Kurz darauf auch an einem anderen Punkt, und bald darauf erschien der Küster. Mit einer an einer langen Stange befestigten Kerze zündete er die Leuchter

an. Als er im Seitenschiff fertig war, kam er in die Mitte, wo die beiden Studenten standen. Er stellte sich auf Zehenspitzen und zog den Leuchter an seiner unteren Verzierung ein wenig zur Seite, damit die Kerzen schräg standen und er sie besser anzünden konnte. Dann schritt er weiter. Der Leuchter aber begann, nachdem der Küster ihn losgelassen hatte, langsam zu pendeln.

„Hoffentlich stürzt ein solcher Leuchter nicht einmal herab“, bemerkte Giuliano. „Er ist mindestens dreißig Fuß hoch, vielleicht noch höher.“

„Sicher nicht“, antwortete Galilei zerstreut. Auch er beobachtete den Leuchter, aber nicht weil er befürchtete, dieser könnte herunterstürzen. Er war gespannt, wie lange er pendeln und wann er endlich stillstehen würde, aber vorerst sah es nicht so aus. Erst nach geraumer Zeit schienen die Ausschwingungen kürzer zu werden, doch die Zeit des Pendelns verringerte sich nicht merklich. Ihm wollte vielmehr scheinen, als dauerten diese kürzeren Schwingungen genau so lange wie vorher die längeren.

„Seltsam!“ dachte der Studiosus. „Man müßte sie messen, aber womit?“ Plötzlich hellte sich sein Gesicht auf. „Hört, Galileo Galilei“, sagte er zu sich selbst, „Euer Ehren machen den Medizinstudenten von Pisa wenig Ehre. Ihr wißt nicht, womit Ihr die Zeit messen sollt, wo Ihr doch die genaueste Uhr am Arm habt. Ihr braucht nur den Finger auf Eure Schlagader zu legen!“

Mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand suchte er den linken Puls, wartete dann, bis der Leuchter den äußersten Punkt der Schwingung erreicht hatte, und begann zu zählen:

„Eins, zwei, drei...“

Er kam bis siebenundzwanzig, als der Leuchter auf der anderen Seite für einen Augenblick zum Stillstand gelangte und dann wieder zurückschwang.

„Ich hätte nach der anderen Seite auch zählen müssen“, dachte er, aber es war schon zu spät. „Das nächste Mal.“

Als der Leuchter wieder zurückschwang, zählte er erneut und gleich darauf auch die Schwingung nach der anderen Rich-

tung. Auch jetzt kam er bis siebenundzwanzig, nach beiden Seiten.

„Der Pendelgang wird nur allmählich kürzer“, stellte er fest. Jetzt verfolgte er den Leuchter eine Zeitlang nur mit den Augen, und als die Schwingungen wiederum kürzer geworden waren, begann er erneut zu zählen. Wieder waren es siebenundzwanzig Pulsschläge.

„Das kann doch nicht sein“, stellte er verwundert fest. „Die Schwingungsweite ist doch sichtlich kürzer geworden.“

Aber vergebens maß er die Schwingungen immer wieder, das Ergebnis blieb unverändert. Selbst dann, als der Leuchter eine kaum noch wahrnehmbare Ausschwingung hatte.

„Man müßte es noch einmal von vorn probieren, den Leuchter weit zur Seite ziehen, ihn schwingen lassen und die Schwingungszeit messen.“ Freilich, das ließ sich hier nicht machen. . . Aber er konnte es zu Hause versuchen! Es brauchte auch kein Leuchter zu sein, Hauptsache, es war etwas, was gleich einem Pendel hin und her schwang. Ein Pendel aber konnte er sich aus allem möglichen anfertigen. Es genügte, einfach einen etwas schwereren Gegenstand an eine Schnur zu binden und diese am anderen Ende aufzuhängen.

„Gehen wir“, flüsterte er Giuliano zu und eilte zum Ausgang. Draußen tröpfelte es noch, aber das Gewitter war vorbei. Ein Stück des Weges gingen sie gemeinsam, dann trennten sich ihre Wege.

„Signora Durini“, stürzte Galileo daheim ins Zimmer, „gebt mir einen Bindfaden.“

„Schon gut, schon gut“, antwortete seine Wirtin, „warum so aufgeregt?“

„Es ist sehr wichtig“, erklärte Galileo und sah sich ungeduldig um, was er als Gewicht an die Schnur hängen könnte. Sein Blick blieb an einer Tasse haften, und er schlang die Schnur um deren Henkel, legte auf die Lehne zweier Stühle einen Besen und band die Schnur daran fest. Er brachte das Pendel in Bewegung und begann die Zeit an seinem Puls zu messen. Hier dauerte eine Schwingung nur vier Pulsschläge, aber auch diesmal

stellte er fest, daß die Schwingungsdauer unabhängig war vom Ausschlag des Pendels.

Der Leuchter hat siebenundzwanzig Pulsschläge zu einer Schwingung gebraucht und die Tasse vier. Freilich, der Leuchter war schwerer. Offenbar deshalb . . . Aber nein! Das schwerere Pendel müßte im Gegenteil schneller schwingen und nicht langsamer. Die Pendelschwingung ist im Grunde genommen nichts anderes als eine Art des Fallens. Je schwerer aber ein Gegenstand ist, um so schneller fällt er. Ein doppelt schwerer Gegenstand doppelt so schnell. So lehrt es zumindest Aristoteles. Dann aber müßte das schwerere Pendel auch schneller schwingen. Um so viel schneller, als es schwerer ist. Das läßt sich leicht kontrollieren.

Er suchte eine zweite Tasse und band sie neben die erste. Jetzt war das Pendel doppelt so schwer wie vorher, müßte also zweimal so schnell schwingen, also nur zwei Pulsschläge lang.

Aber nein! Die zwei Tassen schwangen kaum merklich schneller als vorher die eine. Irgendwo stimmte etwas nicht. Entweder traf es nicht zu, daß die Pendelschwingung eine Art des Fallens war und die Gesetze des freien Falls sich auch darauf bezogen, oder Aristoteles hatte nicht recht, wenn er behauptete, ein doppelt so schwerer Gegenstand falle doppelt so schnell. . . Aber woran mochte es liegen, welche Erklärung gab es dafür? Warum schwang der Leuchter fast siebenmal so lange wie die Tasse? Am Gewicht lag es nicht oder nur in sehr geringem Maße. Und nach dem Gewicht dürfte das Pendel nicht langsamer schwingen, sondern schneller. Freilich, der Leuchter war nicht nur schwerer, sondern auch länger, wesentlich länger. Sollte die Länge für die Zeit ausschlaggebend sein? Wollen wir doch mal sehen!

Er entfernte die zweite Tasse und kürzte die Schnur. Jetzt dauerten die Schwingungen jeweils nur drei Pulsschläge. Daraufhin ließ er die Tasse fast bis auf die Erde herunter und brachte sie so zum Schwingen. Jetzt konnte er bis fünf zählen. Je länger also die Schnur war und somit das gesamte Pendel, um so

länger war die Schwingungszeit, aber stets unabhängig von der Schwingungsweite.*

„Interessant“, stellte er erstaunt fest. „Das scheint so regelmäßig zu sein, daß man damit sogar die Zeit messen könnte. Wennes um solche kleinen Zeitabstände geht, zu deren Messung eine Uhr nicht geeignet ist. . . Hm!“ Er lächelte plötzlich. „Ich habe an meinem Puls die Schwingungszeit gemessen. Aber es ist bekannt, daß der Puls nicht immer gleich schnell schlägt. Meiner schon, denn ich bin gesund. Aber der eines Fieberkranken schlägt schneller. Sogar der Puls von zwei gesunden Menschen ist nicht ganz gleich. Und wie wichtig wäre es oft für den Arzt, genau messen zu können, wie schnell das Herz eines Kranken schlägt, oder ob der Puls eines gesunden Menschen schneller oder langsamer ist. Nun, mit einem Pendel ließe er sich messen. Man müßte nur umgekehrt vorgehen. Ich habe mit meinem Puls die Schwingungszeit des Pendels gemessen, aber genauso könnte man mit dem Pendel den Herzschlag messen.“

Er war sehr erfreut über diese Idee, aber in die Freude mischte sich auch ein wenig Wehmut. Durch reinen Zufall hatte er etwas sehr Interessantes entdeckt. Aber er wußte nicht, wie er sich diese interessante Erscheinung erklären sollte. Und doch gab es sicher eine Erklärung dafür, und ganz bestimmt ließe es sich im voraus berechnen, wie lange ein Pendel von einer bestimmten Länge schwingen mußte. Man müßte nur rechnen können, die Mathematik beherrschen. Dessen konnte er sich leider nicht rühmen. Irgendwie war er nie dazu gekommen, sich eingehender mit Mathematik zu beschäftigen. Sein Vater hatte die Meinung vertreten: „Es lohnt nicht, damit die Zeit zu vertrödeln!“ Merkwürdig, wenn er jetzt so daran zurückdachte! Sein Vater beschäftigte sich auch mit Mathematik. Gewissermaßen notgedrungen, sagte er doch häufig, daß die Musik nichts anderes sei als Mathematik. Sein Vater aber unterrichtete

* Solange der Winkel des Ausschlages nicht übermäßig groß ist, hängt die Schwingungszeit allein von der Länge des Pendels ab.

nicht nur Musik, sondern veröffentlichte auch umfangreiche Studien und Bücher über Musiktheorie. Ihm aber hatte er von der Mathematik abgeraten. Seltsam!

Mit einem Male empfand er einen zweifachen Ansporn, sich einen Zugang zu verschaffen zu dem, was ihm bis jetzt verschlossen war. Das plötzlich erwachte wissenschaftliche Interesse trieb ihn, aber auch die Neugierde, warum ihn der Vater davon zurückhalten wollte. Nur war es nicht so einfach, dieses Interesse zu stillen. Er hörte sich zwar an der Universität die eine oder andere Mathematikvorlesung an, aber er verstand nichts davon. Ihm fehlten die Grundlagen. Wenn es noch ein entsprechendes Lehrbuch gegeben hätte! Aber es gab keins. Die naheliegendste Lösung wäre gewesen, sich von einem Mitstudenten Stunden geben zu lassen. Doch umsonst konnte er das nicht verlangen, Geld aber hatte er nicht. Bestritt er doch seinen eigenen Unterhalt zum größten Teil durch Stundengeben. Es war nicht gerade billig, daß er hier in Pisa lebte, seine Eltern und Geschwister aber in Florenz. Das Einkommen seines Vaters reichte keinesfalls, um diese doppelten Ausgaben zu decken, und so mußte auch Galileo sich nach einem Verdienst umsehen. Dieser reichte jedoch nicht noch für die Bezahlung von Privatstunden.

So war er höchst erfreut, als er einige Wochen später erfuhr, daß der Hof des Großherzogs von Toskana für ein oder zwei Monate nach Pisa gekommen war und mit der Hofhaltung auch Ostilio Ricci, der Erzieher der Pagen. Ricci war ein alter Freund von Galileos Vater, und er hatte oft im Hause ihrer Familie in Florenz verkehrt. Das Wichtigste aber: Er war Mathematiker, sogar Mathematikprofessor im Dienste des Herrschers von Florenz, des Großherzogs von Toskana. Galileo beschloß, sich an ihn um Unterstützung zu wenden, und wenige Tage später suchte er ihn auf.

Im großherzoglichen Palast wies man ihn in einen Seitenflügel. Er ging über mehrere Treppen und Gänge, verirrte sich sogar und stand ratlos da, bis ihm ein zufällig vorbeikommender Diener den Weg wies.

„Geht hier entlang, Messere, und dann beim ersten Seitengang

nach links, am Ende des Hauses seht Ihr eine Flügeltür, dort findet Ihr Signore Ricci.“

Galileo folgte dem beschriebenen Weg und sah bald die erwähnte Tür. Ein Flügel war geöffnet, und Stimmen drangen heraus. Der Studiosus trat unwillkürlich leiser auf und versuchte, den Sinn der Worte zu erfassen. Es sprach nur ein Mann, laut und betont, offenbar hielt er eine Vorlesung.

„Das scheint Ricci zu sein!“ Galileo glaubte, die Stimme zu erkennen. Als er näher kam, konnte er die Worte deutlich verstehen.

„Der Kreis ist nichts anderes“, klang es aus dem Raum, „als eine besondere Art der Ellipse, in der die beiden Brennpunkte aufeinanderfallen und zugleich den Mittelpunkt bilden. Natürlich ist in diesem Falle auch die Länge der Haupt- und der Nebenachse gleich. Daraus folgt, daß alle Thesen, die für die Ellipse gültig sind, auch für den Kreis Gültigkeit haben.“

Ricci hielt offenbar eine Mathematikstunde für die Pagen am großherzoglichen Hof. Und er beschäftigte sich gerade mit den Fragen, auf die auch Galileo eine Antwort suchte. Auf Zehenspitzen schlich er sich an die Tür heran, so daß man ihn von drinnen nicht sehen konnte, dort lehnte er sich an die Wand und lauschte jedem Wort, das aus dem Raum zu hören war. Alles fand er klar, logisch und zugleich unwahrscheinlich spannend. Wißbegierig lauschte er, bis Ricci seine Vorlesung beendete und Schieben der Stühle, einsetzendes Gespräch und Gemurmel das Ende der Stunde verkündeten. Dann eilte er wieder auf Zehenspitzen, darauf bedacht, unbemerkt zu bleiben, aus dem Gang.

Auf diese Weise besuchte er zwei oder drei Wochen lang regelmäßig die Mathematikstunden Riccis. Stets dachte er mit Beklemmung daran, daß er zu peinlichen Erklärungen gezwungen wäre, wenn man ihn bemerken würde, aber die Vorlesung interessierte ihn so sehr, daß er nicht darauf verzichten wollte. Als Galileo aber eines Tages auf der „Flucht“ nach einer dieser Stunden am Ende des Ganges mit einem Diener zusammenstieß und dieser ihm mit unverhohlenem Argwohn nachschaute, faßte er sich doch ein Herz.

„Eigentlich ist es albern, was ich da mache“, dachte er. „Schließlich bin ich doch hierhergekommen, um mit Ricci zu sprechen und ihn um seine Unterstützung zu bitten. Hätte ich ihn das erstemal nicht gerade mitten in einer Vorlesung angetroffen, würde ich ihm mein Anliegen längst vorgetragen haben. Welchen Sinn hat dieses Versteckspiel?“

Bei der nächsten Gelegenheit suchte er tatsächlich den Professor auf und sagte ihm offen, daß er schon seit Wochen fleißig seine Vorlesung besucht habe. Ricci hörte ihm mit wachsender Heiterkeit zu.

„Es ist mir schon häufig passiert, daß jemand im Saal anwesend war, seine Gedanken aber ganz woanders weilten. Doch umgekehrt, daß jemand mit Gedanken bei der Sache war, ohne daß ich ihn sehen konnte, dafür hat es wohl noch kein Beispiel gegeben. Nun wollen wir sehen, was du mitbekommen hast!“

Er stellte Fragen über dies und jenes, nickte manchmal zufrieden und lächelte ein andermal still in sich hinein.

„Du bist der sonderbarste Student, dem ich je begegnet bin“, sagte er dann. „Einen Schüler mit so ungleichem Wissen habe ich noch nicht gehabt. In der Trigonometrie bist du ganz beschlagen, von der Algebra dagegen weißt du gar nichts.“

„Von Algebra war auch nicht die Rede, solange ich hinter der Tür gelauscht habe.“

Ricci lachte auf.

„Demnach trage also ich die Schuld. Nun, ich will versuchen, meinen Fehler gutzumachen. Dich interessiert also die Mathematik. Es wundert mich nicht. Sie ist die schönste aller Wissenschaften. Aber man kann sie sich nur systematisch aneignen. Sie ist wie ein Bauwerk, ein Ziegel kommt auf den anderen. Fehlt der untere, willst du vergebens darauf aufbauen, es ist nichts da, was ihn hält, er fällt herunter. Bei dir müssen wir erst diese fehlenden Ziegel ersetzen, um weiter bauen zu können. Deshalb meine ich nicht, daß du die Stunden nun im Saal und nicht draußen auf dem Gang weiter besuchen solltest, obwohl das mein erster Gedanke war. Es wäre nicht das Richtige. Du mußt noch sehr vieles nachholen, was die anderen schon

wissen – oder zumindest wissen müßten. Andererseits können wir zu zweit viel schneller vorwärtskommen, und vielleicht kannst du sie in einigen Wochen einholen. Ich gebe dir gern Sonderstunden, wir sind doch so gute Freunde, daß du das von mir annehmen kannst.“

Von nun an ging Galileo regelmäßig zu Ricci und stürzte sich immer leidenschaftlicher in die für ihn neue Wissenschaft. Noch ehe an der Universität die Sommerferien anfangen und er zu seinen Eltern nach Hause reiste, stand sein Entschluß fest, die Fachrichtung zu wechseln und nicht Arzt, sondern Mathematiker zu werden. Auf dem langen Weg von Pisa nach Florenz, den er zu Fuß zurücklegte, überlegte er immer wieder, wie er es seinem Vater begreiflich machen sollte.

Es dämmerte, als er die Stadt erreichte, und die Kaufleute schlossen bereits ihre Läden, als er die alte Brücke überquerte. Die abendlichen Schatten fielen auf das Wasser des Arno, in den Häusern am Ufer leuchteten mit vertrautem Schein die Lampen auf.

„Galileo, Galileo!“ rannte ihm die älteste seiner Schwestern, die zehnjährige Virginia, entgegen, als er die Wohnung betrat. Im nächsten Augenblick war auch sein Bruder da, der achtjährige Michel Angelo.

„Was hast du mir mitgebracht?“ waren seine ersten Worte, und als er erfuhr, daß sein großer Bruder mit leeren Händen gekommen war, zog er sich enttäuscht und schmollend in die Ecke zurück, neben seine um drei Jahre jüngere Schwester Livia, die den Ankömmling argwöhnisch betrachtete.

„Nun, was ist? Du freust dich gar nicht, daß ich gekommen bin?“ wandte sich Galileo jetzt der Kleinsten zu und hob sie in die Höhe. „Oder kennst du mich gar nicht mehr?“

„Ein Wunder wäre es nicht! Es ist ja schon ein Jahr her, seit sie dich das letztmal gesehen hat. Sie hat Angst vor dir“, sagte die Mutter, die jetzt das Zimmer betrat. Durch die geöffnete Tür drangen aus dem übernächsten Zimmer Cembaloklänge* herüber.

* Eine alte Form des Klaviers, bei dem die Saiten nicht angeschlagen, sondern angerissen werden.

Signora Giulia war im sechsvierzigsten Lebensjahr, schien aber wesentlich älter zu sein. In ihr dunkelbraunes Haar mischten sich schon viele silberne Fäden, durch ihre ein wenig gebogene, ausgeprägte Nase erinnerte ihr Gesicht, das auf beiden Seiten von einer tiefen Falte durchzogen wurde, an einen Raubvogel. Ihre Stimme klang schrill, fast unangenehm, selbst dann, wenn das gar nicht ihre Absicht war.

„Schön, daß du da bist! Ich habe dich ein Jahr nicht gesehen. Komm, laß dich anschauen!“

Sie blieb vor ihm stehen, drehte ihn herum und nickte dann zufrieden.

„Du bist ein Mann geworden, dein Vater wird sich freuen.“

„Wo ist er?“

„Er gibt Musikstunden. Es muß sein, das Geschäft geht schlecht. Du weißt, wie sehr ihn das langweilt. Er sagt immer, es sei eine Entheiligung der Kunst, wenn einer, der völlig unmusikalisch ist, das Cembalo quält.“

Galileo antwortete nicht. Zerstreut strich er Livia übers Haar.

„Aber was bleibt ihm sonst übrig“, fuhr die Mutter nach kurzer Pause fort.

„Hier sind die drei Kleinen, und auch dein Studium kostet Geld. Das verlangt große Opfer von uns! Wir hoffen nur, daß du in ein, zwei Jahren schon selbst verdienen wirst.“

„Ich werde mich auch jetzt umsehen. Vielleicht finden sich für den Sommer ein oder zwei Schüler“, antwortete der Sohn unsicher.

„Nun, ich habe es nicht so gemeint. Ich weiß, du warst auch in Pisa fleißig. . . Aber unser Leben ist nun mal schwer. . . Und ich verbringe die Zeit hier mit Erzählen, dabei habe ich tausenderlei zu tun. Ich will das Abendbrot vorbereiten. Dein Vater wird auch gleich fertig sein.“

Galileo packte aus, Virginia und Michel Angelo standen neugierig neben ihm, vielleicht kam doch noch etwas für sie zum Vorschein. Dem großen Bruder war es peinlich, daß er ihnen nichts mitgebracht hatte. Mit Geld war es bei ihm zwar schlecht bestellt, aber für eine Kleinigkeit hätte es doch gereicht. Er

suchte, ob er nicht etwas fand, von dem er behaupten konnte, das sei für sie. Aber es war nichts da.

„Ich habe euch etwas mitgebracht, euch beiden! Und auch für Livia“, sagte er dann, um sie zu trösten. „Aber ihr könnt es jetzt noch nicht sehen, denn es ist noch hier in meinem Kopf.“ Und er schlug sich gegen die Stirn.

„In deinem Kopf?“ fragte Virginia überrascht. „Wie kann das sein?“

„Ich habe mir etwas ausgedacht. Morgen oder übermorgen mache ich es euch. Ihr bekommt ein Spielzeug von mir, daß . . . daß ihr staunen werdet!“

„Was für ein Spielzeug?“ fragte Michel Angelo.

„Ihr werdet es schon sehen.“

„Sag's doch, was es sein wird!“ drängelte der kleine Bruder.

„Ich habe gesagt, du wirst es sehen. Sei nicht ungeduldig! Wenn du nicht aufhörst, bekommst du gar nichts.“

Der Junge erschrak und schwieg, aber er schmolte offensichtlich. Galileo lächelte innerlich. Da hatte er sich noch einmal aus der Klemme gezogen. Er würde schon ein Spielzeug austüfeln. Er hatte zu Hause immer viel geschnitzt und gebastelt. Vorerst hatte er zwar keine Ahnung, was es werden sollte, aber es würde ihm schon etwas einfallen.

Gerade hatte er das letzte Stück ausgepackt, als die Tür aufging und der Vater eintrat, der zwar schon weit über die Sechzig war — er hatte spät geheiratet —, sich aber noch immer gut hielt. Bart und Haar waren ergraut, doch seine große Gestalt schien noch ungebrochen. Dieser breitschultrige, sich aufrecht haltende Mann war — nicht zuletzt, weil Gesicht und Haar sein Alter verrieten — schon durch seine bloße Erscheinung achtungsgebietend. Seine Augen glänzten jugendlich, der Blick glitt flink hin und her, und jetzt strahlten Freude und Heiterkeit sogar aus den Krähenfüßen in den Augenwinkeln.

„Nun, Junge, laß dich ansehen!“ begann er ähnlich wie zuvor seine Frau.

Er sah ihn sich an, drehte ihn herum, klopfte ihm auf die Schulter und sagte anerkennend:

„Dieser Ricci hat ein recht gutes Auge. Er hat dich genau so beschrieben, wie du bist.“

„Ricci?“

„Ja. Er ist in der vergangenen Woche mit dem Hof aus Pisa zurückgekehrt.“

„Das weiß ich.“

„Ich habe mit ihm gesprochen. Er hat mir erzählt, daß du häufig bei ihm gewesen bist.“ Die bis dahin lachenden Augen Vincenzo Galileis wurden jetzt plötzlich ernst. „Er sagte mir auch, daß er dir Mathematikunterricht gegeben habe. Er war förmlich begeistert von deiner Auffassungsgabe. Darauf war ich stolz, aber ich bin wenig erfreut, daß du dich mit Mathematik beschäftigst.“

„Warum, Vater?“ fragte Galilei erstaunt. Eine leise Beklemmung überkam ihn, zugleich aber trieb ihn die Neugierde. Er hatte also richtig empfunden, daß ihn der Vater von dieser Wissenschaft fernhalten wollte. Und jetzt war die Gelegenheit gekommen, den Grund dafür zu erfahren. „Warum willst du nicht, daß ich mich mit Mathematik beschäftige? Was ist schlecht daran?“

„Schlecht?“ Der Vater überlegte einen Augenblick. „Es ist nicht schlecht; das ist nicht das richtige Wort dafür. . . wie soll ich es dir erklären? Die Mathematik ist eine gefährliche Wissenschaft.“

„Gefährlich?! Das begreife ich nicht.“

„Nun warte mal! Ich will ein wenig weiter ausholen, dann wird es dir klar werden. Sicher ist dir bekannt, daß die Galileis einst recht wohlhabend waren.“

„Das weiß ich. Mutter hat oft erzählt, daß die Galileis ein beträchtliches Vermögen besaßen.“

„Ein beträchtliches Vermögen, die Galileis?“ Der Alte lächelte ein wenig spöttisch. „Das ist gewiß übertrieben. Ein großes Vermögen haben die Galileis nie besessen. . . ich zumindest weiß nichts davon. Aber feststeht, daß sie recht wohlhabend waren. Auch mein Großvater noch. Ich entsinne mich, in meiner Kindheit. . . doch lassen wir das! Ob dieses Vermögen nun groß war

oder nicht, entscheidend ist, es existierte einmal. Nichts ist davon geblieben. Du bist nun schon erwachsen genug, um zu verstehen, daß wir recht bescheiden leben.“

„Das weiß ich.“

„Und ich hätte gern gesehen, wenn du einmal besser leben könntest als wir. Und noch eins. Du mußt auch daran denken, daß ich nicht mehr der Jüngste bin. Du aber bist wesentlich älter als deine Geschwister. Mit anderen Worten, sie sind viel kleiner als du. Es ist leicht möglich, sind wir doch sterbliche Menschen, daß du eines Tages für sie sorgen mußt. Verstehst du?“

„Ich verstehe“, antwortete Galileo leise.

„Wovon willst du ihren Unterhalt bestreiten, wenn du selbst nichts hast? Deshalb wollte ich ursprünglich, daß du Tuchhändler wirst. In diesem Beruf läßt sich noch am leichtesten Geld verdienen.“

„Vater. . .“

„Wir brauchen uns darüber nicht mehr zu unterhalten. Du hattest keine Lust dazu, und so habe ich, wenn auch nicht gern, zugestimmt, daß du Arzt wirst. Ich erwähne das jetzt nicht, um die Auseinandersetzung von vorn zu beginnen. Ich habe eingewilligt, daß du nicht Kaufmann wirst, sondern Arzt, und ich nehme mein Wort nicht zurück. Ich erwähnte es aus einem anderen Grunde.“

Er schwieg für einen Augenblick, strich sich zwei- oder dreimal über den Bart und fuhr dann fort:

„Warum ich die Mathematik für eine gefährliche Wissenschaft halte? Weil jeder, der mit ihr in Berührung kommt, ihr früher oder später verfällt und sich nicht wieder von ihr losreißen kann. Deshalb wollte ich schon damals, als du in Vallambrosa die Schule der Mönche besucht hast, nicht, daß du Mathematik lernst. Denn was ist schon ein Mathematiker?“

„Ein Gelehrter.“

„Ein Gelehrter, darin hast du recht. Aber ein Gelehrter, den niemand braucht.“

„Und wie man ihn braucht, nur wissen es die meisten nicht.“

„Das stimmt. Auch darin hast du recht. Sagen wir: Die Menschen wissen nicht, daß sie die Mathematik brauchen, sie sind also nicht bereit, Geld dafür zu opfern, aber gerade darauf kommt es an. Was kann ein Mathematiker verdienen?“

„Ricci ist doch auch...“

„Ricci, Ricci! Er ist Mathematikprofessor am Hofe des Großherzogs. Wieviel solcher Lehrer werden benötigt? Gut, rechnen wir noch hinzu, daß es auch an den Universitäten Mathematikprofessoren gibt! Aber selbst dann! Das sind insgesamt nur wenige Leute. Und ein Teil von ihnen erhält von vornherein so wenig Bezahlung, daß...“

Er winkte resigniert ab.

„Aber, Vater, es geht doch nicht allein ums Geld! Ihr, Vater, habt doch auch nicht...“

„Ich habe bei der Wahl meiner Tätigkeit auch nicht allein nach den Verdienstmöglichkeiten geschaut. Das wolltest du sagen, nicht wahr?“

„Ja.“

„Das stimmt. Ebendeshalb weiß ich, wie schwer man es so hat. Und deshalb möchte ich, daß du es leichter haben sollst.“

„Aber Ihr, Vater, könntet doch auch leichter leben, wenn Ihr Euch mit nichts anderem beschäftigen würdet als mit dem Geschäft“, antwortete Galileo. „Dennoch verwendet Ihr einen großen Teil Eurer Zeit auf das Studium der Musiktheorie und schreibt ein Buch darüber...“

„Gewiß doch“, brauste der Alte auf und geriet in Eifer, „ich kann doch nicht wortlos zusehen, wenn solche Albernheiten verbreitet werden! Ich muß die Wahrheit verkünden, die ich erkannt habe!“

„Und warum glaubt Ihr, Vater, daß ein Mathematiker nicht die Wahrheit verkünden möchte, die er erkannt hat?“

„Welche Wahrheit muß denn in der Mathematik noch erkannt werden? Dort hat man bereits alles niedergeschrieben, was man wissen muß“, beteuerte der Vater und winkte geringschätzig ab.

„Man hat es niedergeschrieben? Wer?“

„Wer? Nun, die sich seit Jahrtausenden damit befassen.“

„Das sagt gerade Ihr, Vater?! Ihr, der...“

Er beendete den Satz nicht, sondern sprang erregt auf und lief ins Nebenzimmer hinüber. Dort suchte er einige Augenblicke zwischen den Büchern, zog dann einen Band heraus und kehrte mit siegreichem Gesicht zurück.

„Ein sehr interessantes Buch, das ein gewisser Vincenzo Galilei über die alte und neue Musik geschrieben hat. Habt Ihr vielleicht schon darüber gehört, Vater?“ fragte er schelmisch.

„Mir ist so, als hätte ich schon davon gehört“, antwortete der Alte auf den Scherz des Sohnes eingehend.

„Nun, dieser Vincenzo Galilei schreibt an einer Stelle, daß... daß...“ Er blätterte hastig in dem Buch, bis sich plötzlich sein Gesicht erhellte: „Ich hab’s! Er schreibt: Meiner Ansicht nach muß man jene als töricht bezeichnen, die sich allein auf irgendeine Autorität stützen, ohne selbst einen Beweis liefern zu können. Ich meinerseits wünsche, daß wir alle strittigen Fragen frei und ohne jegliche Schmeichelei prüfen, wie sich das für jedermann schickt, der aufrichtig nach der Wahrheit forscht.“

Triumphierenden Gesichtes blickte er auf seinen Vater, lächelte listig, wie einer, dem noch etwas eingefallen ist, begann wieder im Buch zu blättern, las, großen Eifer vortäuschend, hier und da etwas und bemerkte schließlich mit gespielter Enttäuschung:

„Ich suche und suche, finde aber nirgends einen Hinweis, daß diese Feststellung auf Mathematiker nicht zuträfe.“

Vincenzo Galilei mußte lachen.

„Nun, worauf willst du eigentlich hinaus?“

„Ich will damit nur sagen, Vater, daß man auch in der Mathematik und in der Physik jene als töricht bezeichnen muß, die die Behauptungen von irgendwelchen Autoritäten einfach übernehmen. Auch auf diesen Gebieten kann man nach neuen Wahrheiten suchen und das Gefühl haben, daß man nicht tatenlos zusehen darf, wenn falsche Behauptungen als Wahrheit ausgegeben werden.“

Der alte Galilei sah seinen Sohn jetzt ernst an.

„Ist das alles? Ist das alles, was du sagen wolltest?“

„Ob das alles ist? Wie meint Ihr das?“ fragte der Sohn verwundert zurück.

„Du sagst das also nur so ganz allgemein. Daß es jemanden geben könnte. In Venedig, in Bologna oder Genua, jemanden, der vielleicht Lorenzo Nitti oder auch Maffeo Lombardo oder sonst irgendwie heißt. Aber an eine tatsächliche Person denkst du nicht. Oder?“

„Ich sage das ganz allgemein... wenngleich...“

„Wenngleich?“

„Wenngleich ich auch eine wirkliche Person nennen könnte.“

„Dann nenn sie doch!“

„Auch ich habe beispielsweise das Empfinden, daß ich in der Physik neue Wahrheiten erkennen könnte. Vielleicht auch schon erkannt habe.“

„Nun, siehst du, das wollte ich wissen. Um wen es eigentlich geht. Um eine erdachte Person oder um dich selbst... Ich habe es gleich geahnt.“

Er schwieg eine kurze Weile, dann sah er seinen Sohn fragend an.

„Also?“

„Seitdem ich die Mathematik ein wenig näher kennengelernt habe, interessiert sie mich viel mehr als die ärztliche Wissenschaft“, antwortete Galilei verlegen.

„Also?“ wiederholte der Vater seine Frage.

„Ich möchte Mathematiker werden.“

Vincenzo Galilei verschränkte die Arme auf dem Rücken und ging stumm im Zimmer auf und ab.

„Was soll ich tun?“ sagte er, als er schließlich stehenblieb.

„Soll ich hart und entschieden nein sagen? Es wäre ohnehin umsonst. Wenn du wirklich von wissenschaftlichem Forschungsdrang getrieben wirst, dann kann man das nicht verbieten. Ich möchte dich aber um etwas bitten.“

„Sagt es, Vater!“ antwortete Galileo verlegen.

„Warte noch ein Jahr! Dann erhältst du doch dein ärztliches Diplom, nicht wahr?“

„Ja. Ich habe noch ein Jahr zu studieren.“

„Beende dieses Studium. Dann hast du für alle Fälle etwas in der Hand und kannst dir damit dein Brot verdienen. Dann bleibt dir noch immer Zeit, dich mit etwas anderem zu beschäftigen, wenn du um jeden Preis etwas anderes willst. Hast du es bis jetzt ausgehalten, hältst du dieses eine Jahr auch noch aus.“

„Ich werde es aushalten“, antwortete Galileo lächelnd. „Ihr habt recht, Vater, das ärztliche Diplom sollte ich auf alle Fälle erwerben.“

Der Vater nickte zustimmend, als wollte er sagen, er habe von seinem Sohn auch keine andere Antwort erwartet. Dann verschränkte er die Arme wieder auf dem Rücken und maß das Zimmer noch zweimal mit langen Schritten.

„Ich habe schon ein Gesuch an den Hof des Großherzogs eingereicht“, sagte er, „damit du im nächsten Jahr ein Stipendium erhältst. Ich hoffe, daß man es bewilligt. Denn wenn nicht. . .“

Er holte tief Atem, strich sich einige Male über den Bart und fuhr ernst fort:

„. . . dann haben wir vorher nur in die Luft geredet. Wenn du kein Stipendium erhältst, halte ich das eine Jahr auch nicht mehr durch.“

In seiner Ratlosigkeit breitete er verlegen die Arme aus.

„Es reicht nicht, verstehst du, es reicht nicht!“

„Aber, Vater!“ Galileo sprang auf und trat zu dem Alten. Dieser wandte den Kopf ab, sich seiner Rührung schämend.

„Aber es ist besser, darüber gar nicht zu sprechen! Ich hoffe, du wirst das Stipendium bekommen.“

„Sicher wird man es bewilligen, wenn Ihr, Vater, darum ersucht habt“, sprach der Sohn ihm Mut zu.

„Vielleicht. Wir wollen es hoffen“, antwortete der Vater mit wesentlich weniger Überzeugung in der Stimme.

In den folgenden Wochen wartete Vincenzo Galilei mit wachsender Ungeduld auf die Antwort vom Hofe. Aber sie kam und kam nicht. Wiederholt ging er zu einem einflußreichen Bekannten, um auf die Entscheidung zu drängen. Jedesmal sprach man ihm Mut zu, sich nicht zu beunruhigen, man werde

erst gegen Ende des Sommers über alle derartige Gesuche gleichzeitig entscheiden, doch es bestehe keinerlei Grund zur Beunruhigung, er könne sicher sein, daß die Entscheidung günstig ausfallen werde. Hierauf beruhigte er sich für eine Zeit, aber nach wenigen Tagen begann das Ganze wieder von vorn, bis er letztlich wieder getröstet wurde.

„Mir wäre lieber, ich könnte schon sagen, die Entscheidung ist günstig ausgefallen, als daß man mir versichert, sie werde günstig ausfallen“, sagte er bei sich, als er wieder einmal von seinen einflußreichen Freunden kam.

Es war schon fast September; Galileo hätte bereits nach Pisa aufbrechen müssen, als die Entscheidung endlich eintraf. Man hatte sein Stipendiumgesuch abgelehnt.

Donna Giulia blieb in der Tür stehen. Die rechte Hand lag auf der Klinke, die linke stemmte sie in die Hüfte. Sie sagte nichts, schaute nur strengen Blickes auf ihren Mann, der am Schreibtisch an einem Manuskript arbeitete. Ohne den Kopf zu heben, fragte er zerstreut:

„Wünschst du etwas?“

„Ob ich etwas wünsche? Nein. Ich möchte nur etwas sagen“, antwortete die Frau scharf.

„Bitte!“ sagte der Mann und schaute jetzt auf.

„Ich wollte dir sagen, daß es nicht so weitergeht. Schon vor mindestens zehn Minuten habe ich gerufen, daß zwei deiner Schüler da sind, du aber beschäftigtst dich noch immer mit diesem Manuskript und läßt sie warten.“

„Du weißt doch, daß das auch wichtig ist, dieses ‚unnütze‘ Manuskript“, erwiderte er spöttisch. „Die Druckerei drängt bereits.“

„Wenn die Druckerei das Manuskript eine Stunde später bekommt, ist das auch kein Beinbruch. Übrigens ist dieses Buch über die Lautentabulatur schon einmal erschienen. Du hättest es ja gleich so hingeben können.“

„Es ist 1568 erschienen, vor sechzehn Jahren. Seither habe ich vieles erkannt, was in der zweiten Auflage nicht fehlen darf.“

„Aber deine Schüler kannst du warten lassen. Und dann wunderst du dich, daß sie zu einem anderen gehen. Deine Familie aber nagt am Hungertuch. . . Das kannst du nicht tun“, sprach die Frau. „Ein gewissenhafter Mensch tut so etwas nicht. Man kümmert sich erst um das, was im Hause gebraucht wird, dann kannst du kritzeln, was du willst. Aber du. . .“

Sie drehte sich um und schlug die Tür kräftig zu.

Der alte Galilei seufzte tief, stand auf und ging zu seinen Schülern hinüber. Im Grunde genommen hatte seine Frau recht,

es war falsch, daß er die Schüler warten ließ. Auch dann, wenn sie deshalb nicht gleich wegblieben. Man sollte mit der Zeit anderer nicht verschwenderisch umgehen. Aber das war ja auch nicht seine Absicht. Er hatte sie vor lauter Arbeit einfach vergessen.

Es waren zwei Brüder, der eine zwölf Jahre alt, der andere vierzehn. Sie lernten Geige spielen, schon seit vier Jahren, aber mit mäßigem Erfolg. Vincenzo Galilei ärgerte sich auch diesmal, wie jedesmal, wenn er die beiden Knaben unterrichtete. Ihm fiel ein, daß sein Sohn Michel Angelo erst seit zwei Jahren Musik lernte und doch schon wesentlich besser spielte als diese beiden. Das erfüllte ihn mit Stolz und wog seinen Ärger auf.

Als er die Stunde beendet hatte, stieß er im Nebenzimmer auf Michel Angelo. Er saß mit gesenktem Kopf da und ließ das Schimpfen seines Bruders mit rotem Kopf über sich ergehen.

„Oh, so ein Esel, wie kann man nur so dumm sein!“ schrie Galileo ganz außer sich. „Das will ein Musiker sein, der...“

„Nun, was ist, was gibt es, wie kann man so sprechen?“ unterbrach ihn der Vater entsetzt.

„Seid nicht böse, Vater, aber es ist wirklich kein Wunder, wenn man da die Geduld verliert.“

„Auch dann brauchst du nicht in diesem Ton mit ihm zu reden!“

„Aber wenn er so schwer von Begriff ist! Er behauptet, die Summe der inneren Winkel eines Dreiecks sei hundertachtzig Grad.“

Vincenzo Galilei sah seinen Sohn überrascht an.

„Das stimmt doch! Oder nicht?“

Galileo winkte ärgerlich ab.

„Bei einem ebenen Dreieck. Aber hier handelt es sich um ein sphärisches Dreieck. Er weiß nicht, was der Unterschied zwischen beiden ist. Dabei habe ich es ihm schon so oft erklärt. So ein Dummkopf!“

Der Alte schüttelte ärgerlich den Kopf.

„Ich hab dir schon gesagt, ich mag es nicht, wenn du in diesem Ton sprichst. Du hast genausowenig Geduld und bist

genauso streitsüchtig wie deine Mutter.“ Dann reute es ihn, daß ihm das herausgefahren war, und er fügte schnell hinzu: „Und übrigens hast du nicht recht. Michel Angelo wird ein sehr guter Musiker.“

Er strich seinem jüngsten Sohn zärtlich über den Kopf und sagte mißbilligend zu Galileo:

„Du mußt ein wenig mehr Geduld haben, mein Sohn! Man darf nicht gleich so über jemanden herfallen. Ich habe von irgend jemand gehört... wer war es doch gleich?... Nun, einerlei... daß dich deine Mitschüler in Pisa streitsüchtig genannt haben. Du würdest alle verspotten.“

„Nur die Dummköpfe, Vater, mit denen man nicht vernünftig reden kann. Denen man vergebens sagt: Sieh es dir mit eigenen Augen an. Der Himmel ist blau, das Gras ist grün. Sie aber antworten: Ich sehe den Himmel zwar blau und das Gras grün, aber irgendwann hat eine Autorität mal behauptet, der Himmel sei grün und das Gras blau, so muß es sicher so sein. Was soll man mit solchen Menschen anfangen?“

„Auf keinen Fall darf man sie öffentlich verspotten. Das ist nicht der richtige Weg zur Überzeugung.“

Galileo zuckte mit den Schultern.

„Was soll ich machen, wenn ich so bin?“

„Versuche, es dir abzugewöhnen! Sonst wirst du deshalb im Leben noch viele Schwierigkeiten haben. Glaub mir, ich will nur dein Bestes“, sagte der Vater noch einmal und verließ das Zimmer.

Galileo starrte eine Zeitlang düster vor sich hin, dann sagte er in sanfterem Ton zu seinem jüngeren Bruder:

„Nun gut, für heute machen wir Schluß. . . Aber schneide aus einer Apfelschale ein Dreieck und dann eins aus einem Blatt Papier! Dann wirst du sehen, daß die beiden nicht gleich sind. Das mußt du begreifen! . . . Jetzt gehe ich arbeiten.“

In Michel Angelo rangen einen Augenblick Gekränktheit und Neugierde miteinander, letztere siegte schließlich.

„Arbeitest du an der Karte der Hölle?“ fragte er.

„Ja.“

„Nicht wahr, ich darf sie mir ansehen?“

„Du hast sie doch schon gesehen!“

„Aber ich möchte sehen, wie du das machst.“

„Nun, das ist recht langweilig. Ich lese eine Stunde lang, dann zeichne ich irgendwo drei winzige Vierecke ein und beginne dann wieder zu lesen.“

„Aber ich möchte es so gerne sehen.“

„Nun, meinestwegen, wenn du durchaus willst. Aber du verhältst dich still, sonst setze ich dich vor die Tür!“

„Ich bin ganz still.“

„Wir werden sehen.“

Galileo legte einen Bogen Papier vor sich hin, auf dem konzentrisch schon drei große Ringe eingezeichnet waren, die drei Höllenkreise, und innerhalb dieser Ringe befanden sich Anmerkungen und Zeichen. Dann nahm er Dantes „Göttliche Komödie“* hervor, öffnete das Buch beim Lesezeichen und vertiefte sich in den Text. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, legte das Buch zur Seite, zog den Bogen Papier heran und zeichnete mit großer Sorgfalt etwas ein. Michel Angelo beobachtete ihn andächtig.

Die Mahnung seines Bruders noch im Ohr, unterdrückte er eine Weile seine Neugierde, konnte dann aber doch nicht widerstehen und fragte:

„Warum hast du das jetzt dahin gemalt? Was bedeutet das?“

Galileo empfand Ärger, beherrschte sich aber, seufzte tief und begann zu erklären:

„Paß auf! Dante schreibt, er sei in der Hölle, im Fegefeuer und im Paradies gewesen, und er schildert, was er gesehen hat. In der Hölle zum Beispiel, wer für welche Sünden wie bestraft wurde. Die Hölle hat neun Kreise, und je schwerer die Sünden sind, die jemand begangen hat, um so tiefer liegt der Höllenkreis, in dem

* Dantes Werk „Göttliche Komödie“ (Divina commedia) besteht aus drei Teilen: Hölle, Fegefeuer und Paradies. Durch die ersten beiden führt ihn der römische Dichter Vergil, der zur Zeit des Augustus gelebt hat, und durch den dritten Beatrice, die Jugendliebe Dante Alighieris (1265–1321).

er sie büßen muß. Judas* sitzt am tiefsten, im neunten Kreis. Nun, davon zeichne ich jetzt eine Karte, bin aber erst beim dritten Kreis angelangt.“

„Und was hast du jetzt eingezeichnet?“

„Ich sagte doch, jene, die sich im dritten Kreis befinden.“

„Und wenn du alle neun Kreise aufgezeichnet hast, was machst du dann damit?“

„Dann halte ich eine Vorlesung an der Akademie.“

„An welcher Akademie?“

„Hier, an der Akademie von Florenz.“

„Bekommst du dafür Geld?“

„Freilich bekomme ich dafür Geld. Deshalb mache ich es doch.“

„Für dich würdest du es nicht machen?“

„Nein. Aber jetzt hast du genug gefragt! In zwei Wochen muß ich damit fertig sein und wenn du mich immer abhältst, werde ich es nicht einmal in zwei Monaten schaffen. Noch ein Wort, und du gehst hinaus!“

Der Knabe schwieg, sein Bruder vertiefte sich wieder in die Arbeit.

Lange hielt es Michel Angelo jedoch nicht aus.

„Wen hast du jetzt eingezeichnet?“

„Na, komm her, ich will es dir zeigen.“

Der Junge trat arglos näher, worauf Galileo ihn packte, in die Arme nahm, aus dem Zimmer trug, die Tür schnell hinter sich zumachte und verschloß. Dann setzte er sich an seine Arbeit zurück.

Kurz vor Ablauf des Termins war er fertig. Die Karte auf dem Blatt Papier war eigentlich nur eine Skizze, die noch auf eine große Tafel übertragen werden mußte, damit die Hörer sie während des Vortrages sehen konnten. Diese Arbeit wäre nun nicht mehr seine Aufgabe gewesen, aber er erklärte sich gern

* Judas Ischariot, ein Jünger Jesu, der nach der Bibel seinen Meister für dreißig Silberlinge verriet und sich dann, von Gewissensbissen geplagt, erhängte.

dazu bereit, weil er einerseits dafür zusätzlich entlohnt wurde und andererseits sich selbst am meisten zutraute. Er ging geschickt mit dem Pinsel um, das Übertragen der Skizze bereitete ihm also keinerlei Schwierigkeit.

Anfang Februar wurde der Vortrag im Palast von Sandro Pitti, einem Mitglied der Akademie von Florenz, gehalten. Es waren vierzig bis fünfzig Personen anwesend, hauptsächlich Dichter, Gelehrte, einige Priester, darunter auch ein Bischof und ein paar reiche Kaufleute, die bekannt dafür waren, daß sie für die Kunst gerne Opfer brachten. Galilei, der als erster gekommen war, beobachtete vom Gang her die eintreffenden Zuhörer und kämpfte gegen sein wachsendes Lampenfieber an. Als er schließlich das Podium betreten mußte, hatte er das Gefühl, als brächte er kein Wort über die Lippen. Die Gesichter in den Reihen der Zuhörer schienen zu verschwimmen, aber doch nicht so sehr, daß er nicht jeden von ihnen als gestrengen Kritiker empfand, der nur auf seinen ersten Fehler wartete, um dann sein unerbittliches Urteil zu fällen. Mit einemmal glaubte er, links in der dritten Reihe einen freundlichen Blick entdeckt zu haben. Eigentlich sah er es weniger, fühlte vielmehr, daß ihm von dort Wohlwollen und Ermunterung entgegenströmten. Und obwohl die anderen Gesichter vor seinem Blick noch undeutlicher wurden als bisher, trat dieses eine Gesicht nun klar hervor. Er erkannte es: dort saß Ricci, Ostilio Ricci, der mitfühlend und ermutigend zu ihm hinaufblickte. Galilei hielt sich an diesem Blick förmlich fest, wie an dem einzigen sicheren, festen Punkt inmitten eines bedrohlichen Wirbels. Starr haftete er den Blick auf Ricci und begann zu sprechen. Der Mathematiker lächelte und nickte ihm zu, Galilei stellte plötzlich überrascht fest, daß dieser öffentliche Auftritt gar nicht so furchtbar schwer war, sprach er doch nun schon seit etwa zwanzig Minuten, ohne steckengeblieben zu sein. Jetzt trat er vor die riesige Karte und erklärte, aber als er sich umdrehte, suchte er zur Sicherheit wieder das Gesicht Riccis unter den Zuhörern. Aus dessen beruhigendem Lächeln entnahm er, daß alles in Ordnung war. Als der letzte Satz verklungen war und die Zuhörer nach seinem Ver-

neigen begeistert Beifall spendeten, wischte er sich erleichtert den Schweiß von der Stirn.

Die Zuhörer erhoben sich, und Galileo Galilei trat vom Podium. Mehrere kamen zu ihm und sprachen ihm ihre Anerkennung aus.

„Es war sehr interessant.“

„Eine nützliche Sache, ein solch anschauliches Bild von der Göttlichen Komödie zu zeichnen.“

„Noch so jung und spricht schon so geübt wie ein alter Professor!“

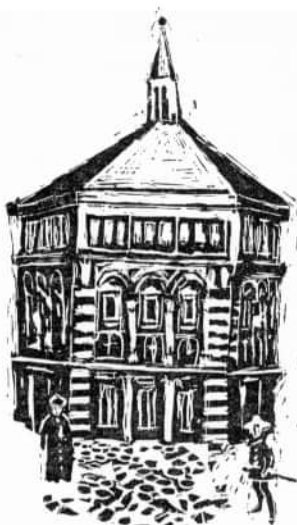
Auch Ricci kam zu ihm in Begleitung eines Mannes von etwa fünfzig Jahren, der ein kostbares, braunes Gewand trug.

„Das hast du sehr gut gemacht, Galileo. Dein Vortrag war interessant, und du hast sehr gut gesprochen. Dein Vater kann stolz auf dich sein.“

„Dabei wäre ich, wenn ich Herrn Professor nicht gesehen hätte, sicher steckengeblieben. Ich glaube, ich hätte kein einziges Wort herausgebracht.“

„Na, na!“ Der Mathematikprofessor lachte. „So schlimm wird es schon nicht gewesen sein.“

„Doch wirklich“, beteuerte Galileo, „ich hatte schreckliches Lampenfieber. Mir war, als warteten alle nur darauf, mich bei einem Fehler zu ertappen. Nur im Gesicht von Herrn Professor sah



ich Ermutigung. Das gab mir Kraft, mit dem Vortrag zu beginnen.“

„Aber dann ist es doch ganz gut gegangen“, bemerkte jetzt der andere Mann. „Es freut mich sehr, daß ich einem so ausgezeichneten Vortrag beiwohnen konnte. Übrigens, mein Name ist Filippo Salviati.“

„Es ist mir eine Freude, wenn mein Vortrag Euren Gefallen gefunden hat“, antwortete Galilei.

„Wißt Ihr“, fuhr Salviati fort, „ich sage das nicht aus Höflichkeit, sondern ganz ehrlich. Es ist eine große Freude für uns Ältere, wenn wir sehen, daß es auch unter der Jugend gründliche Kenner von Dantes Göttlicher Komödie gibt.“

„Ich muß leider gehen“, unterbrach jetzt Ricci, „nehmt es mir nicht übel.“

Der Saal hatte sich zum großen Teil schon geleert, und die letzten Gäste gingen zur Tür hinaus.

„Seid Ihr in Eile, junger Freund, oder habt Ihr Lust zu einem Spaziergang?“ fragte Salviati.

„Gern, ich habe nichts Eiliges zu erledigen“, antwortete Galilei.

„Und ich unterhalte mich gern mit einem so ernsten jungen Mann. Dazu habe ich ohnehin selten Gelegenheit...“

Es war Anfang Februar, aber die Luft war schon erfüllt von dem Duft des Frühlings. Es dämmerte, und dunkle Schatten fielen auf die Stadt. Galilei empfand, daß es schicklich wäre, etwas zu sagen, aber es fiel ihm nichts Passendes ein. Zum Glück kam ihm Salviati zu Hilfe.

„Wenn wir der Sache auf den Grund gehen wollen, müssen wir eigentlich wesentlich weitergehen. Wenn ich einem jungen Menschen von heute begegne, ist er mir stets ein Rätsel. Die ganze Jugend ist mir ein Rätsel. Und nicht nur mir, sondern allen, die in meinem Alter sind oder noch älter. Ich glaube, die Jugend kennt uns, die Alten, viel besser als wir sie. Sie kennt uns viel besser, kümmert sich aber viel weniger um uns. Und im Grunde genommen ist das richtig und auch natürlich. Wir interessieren sie nicht, weil wir die Vergangenheit verkörpern.“

Aber sie interessiert uns, denn sie vertritt die Zukunft. Und es ist richtig, daß man sich mehr um die Zukunft kümmert als um die Vergangenheit.“

Er schwieg, blieb stehen und starrte einen Augenblick auf den Fluß.

„Und gerade darum geht es, um die Zukunft“, fuhr er fort. „Wißt Ihr, wenn man älter wird, denkt man immer häufiger an den Tod. Daran, daß man früher oder später auch selbst sterben wird.“

„Aber Ihr, Herr Salviati, seid doch noch kerngesund“, beeilte sich Galileo zu bemerken. „Ich glaube, Ihr braucht Euch noch lange nicht mit diesem Gedanken zu beschäftigen.“

„Ja, ich bin gesund und kann vielleicht sogar noch dreißig Jahre leben. Aber es geht nicht darum, Ihr versteht das noch nicht, könnt es nicht verstehen. In Eurem Alter hätte ich es auch nicht verstanden, wenn jemand so zu mir gesprochen hätte. Denkt ja nicht, daß ich Angst vor dem Tode hätte. Nur... nur weiß man eben in meinem Alter und rechnet stets damit, daß man früher oder später sterben muß. Mit zwanzig Jahren ist mir das nie eingefallen. Da habe ich stets so gedacht und so gehandelt, als würde ich ewig leben... Aber wenn einem mal der Gedanke kommt, daß man – ganz gleich wann – einmal sterben wird, dann taucht zwangsläufig auch die Frage auf, ob es eine Fortsetzung geben wird und worin diese besteht. Werden jene, die nach uns kommen, das, was wir schön, was wir edel fanden, von dem wir glaubten, daß es sich lohnte, dafür zu leben, auch für schön und edel halten? Werden unsere Ideale auch ihre Ideale sein, und werden sie überhaupt Ideale haben?“

„Oh, ich glaube, das Schöne wird jede Generation als schön empfinden“, bemerkte Galilei.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht“, antwortete Salviati zweifelnd. „Wird sie das als schön empfinden, was wir als schön empfunden haben?... Um offen zu sein, ich habe häufig den Eindruck, die heutige Jugend ist leichtfertig. Sie interessiert sich für nichts anderes als für Geld, für schöne und kostbare Gewänder, Schmuck, für leichten Vermögenserwerb und noch

leichtere Verschwendung, für Trinkgelage und flüchtige Liebe. Und wenn ich mit Freunden spreche, mit Gleichaltrigen, dann muß ich feststellen, daß ihre Meinung von der heutigen Jugend noch geringschätziger ist. Manchmal wieder denke ich, das Ganze sei ein Irrtum, der zum Teil in uns, zum Teil in den Umständen begründet ist. In uns, weil wir“, er lachte leise auf, „wozu soll ich es leugnen, mit gewissem Neid auf die Jugend blicken, und in den Umständen, weil der Schein trügt. Wenn fünfzig Studenten fleißig lernen, so bemerkt das niemand, aber wenn zwei angetrunken auf der Straße krakeelen oder friedliche Passanten belästigen, so erfahren das alle. . . Nun, deshalb freue ich mich so sehr, wenn ich sehe, daß unser Dante, den wir seinerzeit – und auch heute noch! – für den bewundernswertesten Dichter hielten, von unserer Jugend genauso geschätzt wird. Vielleicht versteht Ihr mich.“

„Gewiß, aber gewiß!“ beeilte sich Galilei zu antworten. „Wer Dante nicht schätzt, ist wie ein Blinder: Er sieht den bestirnten Himmel nicht.“

„Lest Ihr manchmal auch andere Dichter?“ fragte Salviati, die vorhergehenden Worte Galileis kaum beachtend.

„Aber ja! Ich habe Ariosto* sehr gern.“

„Seinen rasenden Roland?“

„Hauptsächlich. Er liegt stets auf meinem Tisch, und selten vergeht ein Tag, an dem ich nicht einige Seiten daraus lese.“

„Ja, diese reinklingenden Stanzen** sind ein Ohrenschmaus“, stimmte ihm Salviati zu.

„Sie sind wunderbar! Aber. . .“

„Aber?“

„Aber hier und da scheinen sie mir etwas unausgewogen.“

* Lodovico Ariosto (1474–1533), italienischer Dichter. Unter dem Titel „Der rasende Roland“ (*L'Orlando Furioso*) schrieb er ein aus sechsundvierzig Gesängen bestehendes Epos, in dem er im Rahmen der Religionskriege Karls des Großen gegen die Sarazenen zahlreiche Abenteuer schildert.

** Stanze = achtzeilige Strophenform.

„Die Stanzen Ariostos?“

„Ja. An so mancher Stelle hätte ich noch mehr daran gefeilt.“

Salviati blieb stehen und schaute überrascht auf den Jüngling, dieser gewahrte es nicht und fuhr fort:

„Wenn ich ihn so lese, verbessere ich ihn auch gleich an den Stellen, die er hätte gefälliger formulieren können. Mein Exemplar ist schon voller Randbemerkungen.“

„Das ist sehr interessant. Würdet Ihr es mir gelegentlich mal zeigen?“

„Sehr gern.“

„Na, und Tasso*? Sein befreites Jerusalem? Gefällt es Euch ebenso?“

Galilei wurde ernst.

„Nein! Tasso mag ich nicht. Überhaupt nicht. Er ist oberflächlich, unklar und wenig originell; ich kann mich nicht für ihn erwärmen.“

„Nun, darin kann ich mich Eurer Ansicht nicht ganz anschließen“, antwortete Salviati lächelnd, „aber wie ich sehe, beschäftigt Ihr Euch sehr eingehend mit Literatur. Wollt Ihr vielleicht Dichter werden?“

„Nein, nein. Ich lese nur zur Entspannung... Ich möchte Mathematiker werden.“

„Mathematiker?“ Salviati war überrascht. „Die Naturwissenschaften interessieren auch mich außerordentlich... Da werdet Ihr sicher häufig Werke von Aristoteles zur Hand nehmen?“

„Auch“, erwiderte Galilei etwas skeptisch, „aber viel häufiger Archimedes. Ich glaube, Archimedes war ein wesentlich größerer Mathematiker als Aristoteles.“

„Leiser, junger Freund“, ermahnte ihn Salviati lachend, „man könnte es hören, und Ihr habt keine Vorstellung, gegen was für heilige und unantastbare Ansichten Ihr da verstoßt.“

* Torquato Tasso (1544–1595), italienischer Dichter. Sein aus zwanzig Gesängen bestehendes Versepos „Das befreite Jerusalem“ (*La Gerusalemme liberata*) spielt zur Zeit des ersten Kreuzzuges.

„Ich weiß, aber es ist die Wahrheit. Aristoteles hat alles aufgezeichnet, wie man sich zu seiner Zeit die Naturgesetze vorstellte, aber ich glaube, ohne je geprüft zu haben, ob es auch wirklich stimmte. Archimedes dagegen hat all seine Erkenntnisse erst nach gründlichen Prüfungen und Versuchen verkündet. So zum Beispiel auch das Problem des Schwimmens. Aristoteles behauptet, es hänge von der Form der einzelnen Körper ab, ob sie schwimmen oder untergehen. So lehrt man es noch heute. Archimedes dagegen hat festgestellt, daß es an ihrem Gewicht liegt: sind sie leichter als Wasser, so schwimmen sie, sind sie schwerer, dann gehen sie unter, unabhängig von ihrer Form. Und das ist auch so.“

„Und woher wißt Ihr das mit solcher Sicherheit?“

„Woher? Nun, ich habe mich überzeugt. Ich habe selbst den Versuch gemacht.“

„Pflegt Ihr auch zu experimentieren?“

„Natürlich. Ich möchte doch Naturwissenschaftler werden. Wie aber sollte ich die Gesetze der Natur sonst kennenlernen?“

„So, wie es die anderen machen. Sie eignen sich die Lehren von Aristoteles an.“

„Sie schwatzen dann nur etwas nach, sind aber keine Gelehrten“, erwiderte Galilei verächtlich und fuhr nach einer kurzen Pause fort: „Ich habe zu Hause eine kleine Werkstatt, schon seit meiner Kindheit. Ich habe immer gern geschnitzt und gebastelt. In dieser Werkstatt mache ich meine Experimente. Ich arbeite auch jetzt an einem Versuch, wenn er gelingt. . .“

„Sicher etwas Großartiges. Worum geht es denn dabei?“ erkundigte sich Salviati halb ernst, halb scherzend.

„Um eine neue Konstruktion, die es bisher noch nicht gegeben hat.“

Plötzlich wandte er sich Salviati zu. „Beschäftigen sich Euer Gnaden mit Physik?“

„Nein, das kann man wirklich nicht behaupten. Aber sie interessiert mich sehr, und ich würde mich gern näher damit befassen, wenn mich jemand, der auf diesem Gebiet bewandert ist, einführen würde. Eine ganz bescheidene Ahnung habe ich davon.“

„Habt Ihr vielleicht die Abhandlung von Archimedes über die schwimmenden Körper gelesen, von denen ich vorhin sprach?“

„Nein, leider nicht.“

„Archimedes stellt darin fest, daß es Körper gibt, die leichter sind als Wasser und schwimmen, und daß es andere gibt, die schwerer sind als das Wasser und untergehen; schließlich gibt es Körper, die gleichschwer wie das Wasser sind, sie schweben im Wasser. Davon habe ich vorhin schon gesprochen.“

„Ja, das stimmt.“

„Archimedes bezeichnet dieses Gewicht als spezifisches Gewicht. Nicht das gesamte Gewicht des Körpers, sondern sein Verhältnis zum Gewicht des Wassers. . . Verzeihung, ich habe mich jetzt sehr unklar ausgedrückt. Unter dem spezifischen Gewicht versteht Archimedes, wieviel das Gewicht, sagen wir, von einem Kubikzoll Holz oder einem Kubikzoll Stein oder einem Kubikzoll Eisen leichter oder schwerer ist als das Gewicht von einem Kubikzoll Wasser. Ist es so klar?“

„Ja, ich verstehe.“

„Die Feststellung dieses spezifischen Gewichtes ist häufig äußerst wichtig, aber leider recht schwierig. Das heißt, eigentlich ist es nur eine pedantische, zeitaufwendige Arbeit. Zuerst muß man das wirkliche Gewicht eines Gegenstandes bestimmen und dann seinen Rauminhalt feststellen. In den meisten Fällen ist es nur möglich, wenn man den Gegenstand ins Wasser drückt und die Menge des verdrängten Wassers mißt. Übrigens stammt auch diese Methode von Archimedes. Anschließend wird das Gewicht des verdrängten Wassers bestimmt, also des Wassers mit gleichem Rauminhalt, und wenn man dann das Gewicht des Gegenstandes durch den Rauminhalt des verdrängten Wassers dividiert, erhält man das spezifische Gewicht. Die Berechnung ist also recht umständlich.“

„Ich verstehe. Und worin besteht Eure neue Erfindung?“

„Meine Erfindung, die neue Vorrichtung, an der ich jetzt arbeite, wird, wenn sie gelingt, eine Waage, eine hydrostatische Waage, die einem diese langwierige Arbeit erspart. An ihr kann

man das spezifische Gewicht eines zu bestimmenden Stoffes einfach ablesen.“

„Sehr interessant. Wenn Ihr damit fertig seid, würde ich sie mir gern ansehen. Vorerst kann ich mir gar nicht vorstellen, wie sie funktioniert. Ich muß freilich zugeben, daß ich auf dem Gebiet der Mechanik keine allzu rege Phantasie habe. . . Aber ich habe Eure Zeit wohl schon zu lange in Anspruch genommen. Es ist spät geworden, wir wollen uns auf den Heimweg machen.“

„Oh, es hat mir Spaß gemacht, mich mit Euch zu unterhalten“, beeilte sich Galilei zu versichern.

„Mir vielleicht noch mehr“, antwortete Salviati. „Es würde mich sehr freuen, wenn Ihr mich gelegentlich aufsuchen würdet. Und wenn Ihr mit der hydrostatischen Waage fertig seid, dann vergeßt mich nicht!“

Es war stockfinster, als Galilei nach Hause kam. Die Familie saß schon beim Abendessen; seine Mutter empfing ihn recht mürrisch.

„Wo treibst du dich so lange herum? Der Vortrag hat um vier Uhr begonnen und sollte höchstens anderthalb Stunden dauern, wie du sagtest, jetzt ist es bereits nach sieben. Ich rackere mich den ganzen Tag ab, und dann wird das Essen kalt. Aber was kümmert es dich! Was kümmert dich die Arbeit anderer!“

„Gut, schon gut, du hast ja recht, aber hör doch auf!“ mischte sich der Vater ein und wandte sich an seinen Sohn: „Erzähl lieber, wie dein Vortrag gefallen hat. Ich wäre gern mitgekommen, aber ich hatte Stunden zu geben. O diese Schüler!“

„Du stellst dich natürlich immer auf die Seite deines Sohnes. Wie soll er da auf mich hören“, bemerkte Donna Giulia verärgert.

„Nun. . . anfangs hatte ich eine Heidenangst, ich fürchtete, keine Silbe hervorzubringen. Am Ende aber, glaube ich, ist mein Vortrag recht gut angekommen. Fragt Ricci, er war auch anwesend und kann es besser beurteilen.“

„Nun, wenn du dich schon auf andere berufst, dann ist sicher alles gut gegangen“, sagte der Vater lachend. „Aber ich werde ihn fragen. Ich höre es gern, wenn man dich lobt, mein Sohn.“

Der Vortrag Galileos hatte in der Tat allgemeinen Beifall gefunden, und er mußte ihn mehrmals wiederholen. Nun war auch Donna Giulia zufrieden, denn ihr Sohn brachte eine schöne Summe Geld nach Hause. Das hatte unter anderem zur Folge, daß der junge Galilei ruhig an seiner hydrostatischen Waage arbeiten konnte. Die Aufgabe erwies sich als wesentlich komplizierter, als er ursprünglich angenommen hatte, und es vergingen einige Monate, bis es ihm gelang, alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Um so größer war dann seine Freude, als die Waage endlich fertig war. Er machte wochenlang fast nichts anderes, als das spezifische Gewicht verschiedener Stoffe zu bestimmen. Zuerst kam alles an die Reihe, was daheim im Haushalt bei der Hand war: Holz, Eisen, Zinn, Ziegel, dann verschiedene Lebensmittel: Mehl, Fleisch, Milch, Salz, Zitronen, Weintrauben; alsbald fand er all dies zuwenig und trug aus der Umgebung der Stadt verschiedene Steine und Erde nach Hause, um auch diese zu wiegen. Und als er hörte, daß sein Freund für einige Tage ans Meer reiste, legte er diesem ans Herz, ihm von dort einen Schlauch Meereswasser mitzubringen, weil er neugierig war, welches spezifische Gewicht das Meereswasser habe. Er notierte sorgfältig das Ergebnis aller abgewogenen Gegenstände und faßte die Gegenstände schließlich nach der Größenordnung in einer Tabelle zusammen.

Er war grenzenlos stolz auf seine Waage und vermochte seine Freude nicht zu verbergen. Er empfand großes Verlangen, sie auch anderen zu zeigen. Zuerst führte er sie Ricci und Salviati vor. Beide äußerten sich anerkennend, aber die wirkliche Bedeutung der Erfindung wurde mehr von Ricci, dem Mathematiker, erkannt.

„Diese Waage hat einen Fehler“, bemerkte der Professor, „es gibt sie nur einmal.“

„Nun, wieviel soll ich davon herstellen?“ fragte Galilei überrascht.

„Ich meine nicht, daß du sie in Serienarbeit herstellen sollst, wenngleich die Welt von einer einzigen Waage kaum Kenntnis nehmen kann, sie existiert für sie sozusagen gar nicht. Zum

Glück jedoch gibt es eine andere Möglichkeit, sie der Welt vorzustellen. Beschreibe ihre Konstruktion und ihre Funktion. Sicher wird das viele Menschen interessieren, in erster Linie die Gelehrten.“

„Daran habe ich selbst schon gedacht“, antwortete Galilei, „deshalb habe ich auch die Tabelle von den verschiedenen spezifischen Gewichten angefertigt, vielleicht kann ich sie in einem Buch verwenden. Aber ich weiß nicht, ob ich diese kleine Vorrichtung nicht überschätze, wenn ich darüber ein Buch schreibe. Lohnt es sich überhaupt?“

„Unbedingt!“ kam unverzüglich die Antwort Riccis. „Solche Bedenken brauchst du nicht zu haben! Übrigens würde ich deine Erfindung nicht als ‚kleine Vorrichtung‘ bezeichnen. Ich halte sie für etwas sehr Ernstes. Schreibe ruhig darüber!“

„Zu dergleichen kann man mich leicht überreden.“ Galilei lachte. „Wie gesagt, den Gedanken habe ich schon mehrmals erwogen, aber ich hatte eben Bedenken. Wenn jedoch Herr Professor der Ansicht sind. . .“

Nach ein oder zwei Wochen begann er tatsächlich mit der Arbeit. Eingehend beschrieb er die Konstruktion und ihr Funktionsprinzip, und er fügte eine ausführliche Tabelle über das spezifische Gewicht der verschiedensten Stoffe an. Dem Manuskript gab er den Titel: *Die Waage*. Als er damit fertig war, schrieb er das Ganze ins reine. Das ursprüngliche Exemplar behielt er für sich, die Reinschrift brachte er Ricci.

„Ich freue mich sehr, daß du meinem Rat gefolgt bist“, empfing ihn der Professor, „ich lese die Abhandlung in den nächsten Tagen. Sie interessiert mich sehr. Die Waage selbst kenne ich, nun bin ich neugierig, wie du das Ganze beschrieben hast.“

„Ich bin selbst gespannt auf die Meinung des Herrn Professor.“

„Wenn ich mit dem Lesen fertig bin, will ich mich gern mit dir darüber unterhalten.“

Als sich Galilei nach etwa zehn Tagen wieder bei Ricci meldete, empfing ihn der Professor mit großer Begeisterung.

„Ich habe die Arbeit gelesen, junger Mann, und sie bereitete

mir – offen gestanden – großes Vergnügen. Nie hätte ich geglaubt, daß du ein so ausgezeichnete Stilist bist. Ich weiß nicht, ob du auch in der Sprache der Wissenschaft, in Latein, so packend formulieren kannst, aber in der Sprache des Volkes verstehst du das großartig. Dergleichen wissenschaftliche Beschreibungen pflegen gewöhnlich schwerfällig, ermüdend und – gestehen wir es nur – auch hochtrabend und langweilig zu sein. Bei dir jedoch fließt der Text so leicht dahin wie ein fröhlicher Bach. Und obendrein ist alles vollkommen klar und verständlich. Einige Stellen habe ich sogar angestrichen, kann mich aber leider jetzt nicht daran entsinnen, denn das Manuskript hat sich Salviati ausgeborgt.“

„Ich freue mich wirklich, daß Herr Professor es nicht für schlecht hält.“

„Für schlecht? Die Abhandlung ist ganz ausgezeichnet. Ich pflege nicht zu schmeicheln. Übrigens ist Salviati derselben Meinung. Er hat hier bei mir nur ein paar Seiten daraus gelesen und war schon davon begeistert. Daraufhin ließ er sich alles geben. Du kannst beruhigt sein, bei ihm ist das Manuskript in guten Händen, ich kenne ihn.“

„Ich habe keine Befürchtungen. Ich bin schon einige Male bei Salviati gewesen, habe auch seine Bücher gesehen und weiß, daß er sie sehr schätzt und in Ehren hält. Übrigens muß ich nächste Woche sowieso zu ihm gehen, ich habe ihm diesen Besuch längst zugesagt.“

„Nun, dann wird er dir sein Urteil persönlich mitteilen. Ich glaube nicht, daß er jetzt, nachdem er die ganze Abhandlung gelesen hat, eine schlechtere Meinung darüber haben wird als nach den ersten Abschnitten.“

„Und dann werde ich auch Eure Randbemerkungen sehen, Herr Professor.“

„Nun, daraus wirst du nicht viel entnehmen können. Da steht nur dann und wann ein Ausrufezeichen oder selten mal ein Wort am Rande des Blattes. Sie sollen mir nur als Gedächtnisstütze dienen. Aber wenn du das Manuskript herbringst, dann können wir uns ausführlich darüber unterhalten.“

„Darauf freue ich mich schon heute. Ich denke, daß ich das Manuskript nächste Woche von Salviati zurückerhalten kann.“

Darin jedoch täuschte sich Galilei. Als er bei Salviati eintrat, fand er einen Offizier bei ihm zu Besuch.

„Wie ich sehe, habe ich die Zeit schlecht gewählt“, entschuldigte er sich ein wenig verlegen.

„Im Gegenteil. Ihr kommt wie gerufen“, widersprach ihm Salviati. „Ich habe mit Guidubaldo del Monte gerade über Euch gesprochen.“

Dann wandte er sich dem Gast zu. „Das hier ist Galileo Galilei, der Erfinder der hydrostatischen Waage und der Autor des Buches *Die Waage*.“

„Sehr erfreut“, begrüßte ihn der Offizier. „Ich lese gerade Euer Werk. Mein Freund Salviati war so freundlich, es mir auszuborgen. Ich gestehe offen, es bereitet mir großes Vergnügen. Endlich ein klarer Geist, den die Peripatetiker* noch nicht vernebeln konnten.“

„Diese Anerkennung, die ich wohl gar nicht verdient habe, ehrt mich sehr. Und sollte doch etwas Treffendes daran sein, so ist das in erster Linie Euer Verdienst.“

„Mein Verdienst?“ Del Monte war überrascht. „Wie soll ich das verstehen?“

„So, daß ich Archimedes aus Eurer Übersetzung kennengelernt habe, die Idee der hydrostatischen Waage erhielt ich aus der Arbeit des Archimedes über die schwimmenden Körper.“ Er schwieg einen Augenblick und fügte verlegen hinzu: „Ich glaube zumindest, Ihr seid mit jenem Guidubaldo del Monte identisch, der...“

Der Offizier lächelte.

„Ja, das bin ich. Ich habe den alten Griechen ins Italienische

* Wörtlich: Umherwandernde. Nach der Wandelhalle, in der der griechische Philosoph Aristoteles (384–322 v. u. Z.) auf und ab gehend seine Schüler unterrichtete. Im 16.-17. Jh. nannte man die Philosophen und Naturwissenschaftler Peripatetiker, die Anhänger des damals eigentlich schon überholten Aristotelischen Systems waren.

übersetzt. Und wenn es so ist, wie Ihr sagt, dann freue ich mich doppelt, daß auch ich eine Rolle dabei gespielt habe. . . meine Freude ist sogar eine Dreifache, denn ich sehe, daß die heutige Jugend endlich Archimedes zu entdecken beginnt, der ein viel größerer Gelehrter war als der verstaubte Aristoteles. Aber unsere verkalkten Professoren plappern noch immer Aristoteles nach, weil sie es eben so von ihren Professoren hörten, und diese wiederum von ihren Lehrmeistern. Dabei fällt es keinem von ihnen ein, mit dem eigenen Kopf zu denken!“

„Nicht wahr?!“ Die Augen Galileis leuchteten auf. „Nicht wahr, auch Ihr seid der Meinung, daß man nur den als einen Gelehrten bezeichnen kann, der die Gesetze der Natur aus dem Buch der Natur herauslesen will und nicht aus verstaubten und überholten alten Werken? Wer selbst beobachtet, wer Versuche anstellt und denkt, der begnügt sich nicht damit, etwas nachzuplappern.“

„Selbstverständlich“, antwortete del Monte, „das stimmt, auch wenn es die überwiegende Mehrheit der heutigen sogenannten Gelehrten nicht begreifen kann.“

„Endlich gibt mir jemand recht! Ich habe fast schon geglaubt, daß der Fehler bei mir liegt, in meiner Natur. Daß ich vielleicht in der Tat streitsüchtig bin, wie meine Mitschüler und manchmal auch der eine oder andere Professor in Pisa behaupteten.“

„Ihr wäret streitsüchtig? Weshalb?“ fragte del Monte.

„Weil ich immer wieder betont habe, daß es nicht genügt, sich nur das anzueignen, was Aristoteles gelehrt hat, denn er kann sich doch auch geirrt haben.“

„Und wie oft er sich geirrt hat!“ stimmte ihm der Offizier zu.

„Es ist ganz sicher, daß er sich häufig geirrt hat.“

„Versteht mich bitte nicht falsch“, fuhr Galilei fort, „meiner Ansicht nach war Aristoteles zu seiner Zeit ein sehr großer Gelehrter. Doch seitdem sind nahezu zweitausend Jahre vergangen, und wir können heute vieles besser wissen als er. Ich glaube, wenn Aristoteles heute leben würde, wäre er kein Peripatetiker.“

„Das ist leicht möglich“, sagte der Herr des Hauses lachend.

„Seit Aristoteles sind nahezu zweitausend Jahre vergangen, und wir können heute vieles besser wissen als er, habt Ihr eben gesagt“, antwortete del Monte. „Den besten Beweis dafür sehe ich darin, daß Archimedes nur hundert Jahre nach Aristoteles gelebt hat, in den Naturwissenschaften und der Mathematik aber schon sehr vieles besser wußte... O ja, und wieviel besser! Das läßt sich gar nicht vergleichen.“ Er schüttelte den Kopf und kehrte dann nach einem plötzlichen Einfall zu seiner vorhergehenden Frage zurück. „Eure Professoren hielten Euch also für streitsüchtig, weil Ihr Aristoteles nicht geglaubt habt, daß zum Beispiel eine Kanonenkugel von der Luftbewegung dem Ziel entgegengetrieben wird?“

„Wieso? Lehrt Aristoteles das?“ fragte Salviati. „Damals hat es noch gar keine Kanonen gegeben.“

„Kanonen hat es in der Tat nicht gegeben, aber es gab Wurfmaschinen“, antwortete del Monte, „und Aristoteles sagt, daß die sich bewegend Luft den geschleuderten Körper voranträgt. Auch die Kanonenkugel ist ein geschleudertes Körper, so müßte also auch sie von der Luft getrieben werden. Aber ich glaube das nicht.“

„Hattet Ihr wirklich in dergleichen Fragen Meinungsverschiedenheiten?“ wandte sich Salviati an Galilei.

„Nein“, antwortete der junge Mann, „physikalische Fragen wurden von meinen Professoren eigentlich nicht behandelt.“

„Physikalische Fragen wurden nicht behandelt? Nun, das ist ja sehr schön, das ist ja ausgezeichnet! Kennzeichnend!“ rief del Monte, ganz in Eifer geraten. „Am Lehrstuhl für Physik und Mathematik wurden keine physikalische Fragen behandelt!“

„Ich habe nicht Physik studiert“, entgegnete Galilei, „ich war Student der Medizin.“

„Ihr seid Arzt?“ fragte del Monte überrascht. „Ihr heilt Schwindsucht und Gicht, und so ganz nebenbei baut Ihr solch außerordentlich interessante Geräte... Wie alt seid Ihr, junger Freund?“

„Fünfundzwanzig. Aber Arzt bin ich nicht. Ich konnte das

Studium nicht beenden. Uns fehlte das nötige Geld für das letzte Studienjahr.“

„Ihr seid nicht Arzt? Und wenn Ihr damals kein Geld hattet, dann habt Ihr jetzt offenbar auch nicht viel. Wovon lebt Ihr?“

Galilei lächelte verlegen.

„Mal hiervon, mal davon.“

„Er hat jetzt einige Vorträge über die Karte der Hölle gehalten“, warf Salviati ein.

„Davon weiß ich“, antwortete del Monte. „Das ist wahrlich ein hartes Brot. Und übrigens ist das keine Aufgabe fürs Leben. Selbst wenn Ihr auch vom Fegefeuer und vom Paradies Karten anfertigt, genügte es nicht“, sagte er lächelnd, „und es wäre doch wahrlich ein Verbrechen, wenn ein so vortrefflicher junger Mann...“

Er schwieg, und die anderen beiden sagten auch nichts. Sie schauten vielmehr erwartungsvoll auf den Offizier, der nachdenklich vor sich hinstarrte. Nach einer Weile meinte er dann:

„Ich werde mich umsehen, vielleicht läßt sich etwas machen. Ich habe gewisse Beziehungen...“

„Der Marquis ist Aufseher der florentinischen Befestigungsanlagen“, erklärte der Herr des Hauses Galilei.

„...vielleicht läßt sich etwas finden“, fuhr del Monte fort. „Mir ist, als hätte ich gehört, daß in Pisa am Lehrstuhl für Mathematik die Stelle eines Lehrbeauftragten frei sei. Das wäre das Richtige für Euch, junger Freund.“

„An der Universität?“

„Natürlich, wo sonst?“

Galilei winkte resigniert ab.

„Diese Stelle werde ich wohl kaum bekommen. Da hat man mir schon als Student kein Stipendium gewährt, wie sollte man mich da als Lehrer nehmen? Wenn auch nur als Lehrbeauftragten.“

Del Monte mußte lachen.

„Nun, in der Weltgeschichte hat es dafür schon Beispiele gegeben. Wenn dies das größte Hindernis sein sollte!“ Und als er das verwunderte Gesicht des jungen Mannes sah, fügte er

hinzu: „Glaubt mir, so seltsam es auch klingt, die Tatsache allein, daß Ihr als Student nicht nach Pisa zurückkehren konntet, besagt noch nicht, daß Ihr Euch als Lehrer nicht eignet. Wenn die Stelle nur noch frei ist. Noch heute werde ich mich erkundigen.“

„Ich wäre Euch da wirklich sehr dankbar...“

„Darüber jetzt kein Wort! Es ist ja auch noch gar nicht sicher. Ich verspreche nur, daß ich mich darum kümmere. Erstens weiß ich selbst nicht genau, ob ich mich richtig entsinne, daß dort die Stelle frei ist, und wenn ja, wer weiß, ob sie nicht schon wieder besetzt ist. Und zweitens weiß ich nicht genau, wie hoch die Entlohnung ist, aber daß es nicht viel ist, das steht fest. Freilich, mit der Zeit steigen die Bezüge. Hauptsache, Ihr wärt erstmal im Amt. Drittens aber braucht Ihr mir überhaupt nicht zu danken, denn ich fühle mich Euch verpflichtet.“

„Wie ist das zu verstehen?“ fragte Salviati überrascht.

„Tausendmal eher soll ein Mann wie Ihr an diesen Lehrstuhl kommen, als ein Peripatetiker, der nur alte Lehren wiederkaut! Das ist im Sinne der Wissenschaft. Und wenn ich Gelegenheit habe, die Wissenschaft zu fördern, dann ist mir das ein seltenes Vergnügen, und ich will mich dem gegenüber erkenntlich erweisen, dem ich dieses Vergnügen verdanke.“

Galilei schwieg verlegen und atmete erleichtert auf, als Salviati das Wort ergriff.

„Nun, dann gönnen wir dir dieses Vergnügen schon recht bald, erledige das mit der Stelle in Pisa!“

„An mir soll es nicht liegen.“

„Du kannst dich auch an Ricci wenden, der dich gern unterstützen wird. Ich weiß nicht, wer in dieser Angelegenheit entscheidet, aber unter Umständen könntest du auch die Waage erwähnen.“

„Die Erfindung unseres Freundes? Das muß ich mir noch überlegen. Das Gerät werde ich auf jeden Fall ins Gespräch bringen. An der Studie jedoch gewahrt jeder, der etwas von der Sache versteht, auf den ersten Blick, daß ihr Autor nicht unbedingt ein Anhänger von Aristoteles ist. Und das könnte unter Umständen nicht das beste Empfehlungsschreiben sein... Bei

mir schon“, fügte er lachend hinzu, „aber nicht bei jedem. Damit wollen wir also vorsichtig sein! Mit der Studie habe ich andere Pläne. Ich werde sie abschreiben lassen und an Portero nach Venedig schicken. Ihn interessiert dergleichen sehr, und er kann sich auch ein Urteil bilden. Es ist doch sicher nicht schlimm, wenn ich die Abhandlung noch eine Weile behalte?“ wandte er sich an Galilei.

„Ich bin überzeugt, unser Freund wird es dir verzeihen, daß du sein Werk verbreitest“, antwortete statt seiner Salviati lachend.

„Das hoffe ich auch“, meinte del Monte. „Noch heute lese ich das Buch zu Ende und gebe es morgen zur Abschrift. Aber jetzt muß ich gehen, denn ich habe dich schon lange genug aufgehalten, außerdem habe ich noch etwas zu erledigen.“

Der Herr des Hauses überredete seinen Gast noch zu bleiben, aber vergeblich.

„Es tut mir leid, daß er so in Eile war“, sagte Salviati, als er den Offizier hinausbegleitet hatte. „Er ist ein ausgezeichnete Mensch, den ich hochschätze. Schade, daß seine Arbeit ihn ziemlich stark in Anspruch nimmt und ihm dadurch wenig Zeit für etwas anderes bleibt. Ich glaube, das ist ein großer Verlust für die Wissenschaft.“

„Ich gestehe“, antwortete Galilei, „es hat mich angenehm überrascht, daß es auch unter den Alten einige gibt, die über die Methode der wissenschaftlichen Forschung ähnlich denken wie ich.“

„Unter den Alten? Zählt Ihr del Monte zu den Alten?“ Salviati gab sich entsetzt. „Er ist höchstens fünfundvierzig oder sechsendvierzig Jahre alt. Sechs oder sieben Jahre jünger als ich. Was bin dann ich? Ein Greis?“

„Nein, nein, so habe ich es nicht gemeint“, wehrte Galilei verlegen ab.

„Gewiß doch, Ihr braucht es nicht zu leugnen! Und wenn ich so zurückdenke, in Eurem Alter habe ich auch jeden für alt gehalten, der etwa in dem Alter war wie del Monte, von mir ganz zu schweigen.“

„Nein, er ist nicht alt, er ist es nur im Verhältnis zu mir. Oder sagen wir, ich bin noch zu jung“, entgegnete Galilei hartnäckig, um seinen Fehler wiedergutzumachen.

„Schon gut, Ihr braucht nichts zu beschönigen!“ Salviati lachte. „Sagt mir lieber, was merkwürdig daran ist, daß die ‚Alten‘ nicht alle im Banne von Aristoteles und Thomas von Aquino, dem Verfechter seiner Lehren, stehen!“

„Was daran merkwürdig ist?“ Der junge Mann dachte nach. „Eigentlich ist es nicht merkwürdig, ich empfinde es nur so, und dabei ist del Monte nicht der erste. . .“ er stockte für einen Augenblick, sprach dann aber in scherzhaftem Ton weiter: „. . . Alte, den ich kenne und der so denkt. Im Grunde genommen müßte ich auch meinen Vater dazu rechnen, wenngleich er sich nicht mit den Naturwissenschaften beschäftigt.“

Nachdenklich schaute er vor sich hin, dann hob er plötzlich den Kopf.

„Wißt Ihr, Signore Salviati, uns ergeht es genauso. Uns Jungen. Wir kennen die Alten ebensowenig, wie sie uns kennen. Vielleicht entsinnt Ihr Euch, daß wir uns darüber unterhalten haben, genauer gesagt, Ihr spracht davon, als wir uns in der Akademie kennenlernten und dann ein Stückchen spazieren gingen.“

„Ich entsinne mich, natürlich!“ Salviati nickte.

„Nun, umgekehrt ist es genauso. Darf ich ganz offen sein?“

„Das erwarte ich sogar.“

„Als ich vorhin so nachdachte, wurde mir bewußt, daß es gar kein Zufall war, daß ich del Monte als alt bezeichnete.“

„Ich weiß“ antwortete Salviati ernst.

„Es ist tatsächlich so, daß wir jemanden, der fünfzehn oder zwanzig, unter Umständen auch nur zehn Jahre älter ist als wir, gleich für eine geistige Mumie halten, dessen Kopf im besten Falle mit Gedanken aus der Zeit vor zweitausend Jahren voll ist. Wir sind überzeugt, daß nur uns Neues einfallen kann und daß vor uns nie jemand an diese Dinge gedacht hat. Deshalb eben ist die Welt so wie sie ist. Jetzt aber kommen wir! . . . Und wenn wir dann erkennen, daß es auch vor uns welche gab, die mit

vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahren offenbar genauso dachten wie wir jetzt, dann sind wir überrascht. Es mag sein, daß ich mich mit der Zeit daran gewöhne, und dann werde ich mich nicht mehr wundern.“

„Sicher werdet Ihr Euch daran gewöhnen. Und das ist sehr erfreulich. Viel trauriger stimmt es, daß Ihr Euch auch an das Gegenteil gewöhnen werdet“, sagte Salviati mit einem etwas wehmütigen Lächeln. „Nämlich, daß es nicht nur Alte gibt, deren Kopf jung ist, sondern auch junge Menschen, die in ihrer Denkweise Greise sind, alt und ausgetrocknet. Sie sind vielleicht schon so zur Welt gekommen. Das ist keine Frage des Alters. Und wißt Ihr, was das traurigste an dieser Sache ist?“

Galilei blickte ihn fragend an.

„Daß die Welt so ist, wie sie ist, wie Ihr vorhin richtig bemerkt habt. Und daß diese Welt nicht schlagartig besser wird, allein durch die Tatsache, daß eine neue Generation herangewachsen ist. Es wird einem nichts geschenkt! Ihr werdet das noch erfahren... Aber wir wollen nicht klagen! Vielmehr auf die Zukunft vertrauen, vorerst auf die nahe Zukunft, daß Ihr den Lehrauftrag an der Universität in Pisa erhaltet.“

„Ich mache mir da keine großen Hoffnungen“, bemerkte Galilei, vielleicht nur, um den Widerspruch Salviatis herauszufordern.

„Aber ich. Del Monte hätte keine Hoffnungen in Euch geweckt, wenn er dazu keine triftigen Gründe gehabt hätte. Sicher wird er alles unternehmen, damit diese Hoffnungen in Erfüllung gehen. Mich überraschte es überhaupt nicht, wenn Ihr im Herbst schon an der Universität in Pisa unterrichten würdet.“

Salviati behielt recht. Es verging kein Monat, und Galilei erhielt seine Ernennung an die Universität von Pisa als Dozent der Mathematik, mit einem jährlichen Gehalt von sechzig Scudi*.

* Entspricht dem heutigen Kaufwert von etwa viertausend Mark.

„Hallo, Benedetto, bist du es? Nimm irgendwo Platz, wenn du einen Stuhl findest; wir sind gleich fertig!“ rief Galilei freudig, als er den ein wenig verlegen eintretenden Castelli erblickte.

„Nein, nein. Wie ich sehe, störe ich. Da komme ich lieber ein andermal“, sträubte sich der junge Student.

„Du störst durchaus nicht. Wir sind gleich fertig. Höchstens noch fünf Minuten. Ich freue mich sehr, daß du gekommen bist.“

„Aber störe ich auch gewiß nicht? Denn dann...“

„Nur, wenn du noch weiter fragst. Verhalte dich ganz still, wir sind im Nu fertig... Nun, wo waren wir stehengeblieben?“ wandte sich Galilei wieder dem Schüler zu, während sich Castelli in dem engen und recht unordentlichen Zimmer auf die Bettkante setzte, da dies der einzige freie Platz war. „Ja, wir haben die Kurve des Tangens aufgezeichnet“, fuhr der junge Lehrer fort. „Du kannst es sehen, Tangens null Grad ist null, Tangens neunzig Grad ist unendlich, aber sobald der Winkel die neunzig Grad überschreitet, nähert sich die Kurve mit einem Male von minus unendlich her. Das ist deshalb so interessant, weil die Kurve bei neunzig Grad eine sich von plus unendlich nach minus unendlich erstreckende Sprungstelle aufweist, obwohl wir den Winkel kontinuierlich vergrößert haben, ohne jegliche Unterbrechung. Wenn man sich jedoch die Zahlenreihen nicht auf einer Geraden vorstellt, wie hier auf diesem Blatt Papier, sondern auf einem Kreisumfang, so zum Beispiel“, er bog das Blatt Papier zu einem Zylinder, so daß das untere und das obere Ende aneinanderstießen, „dann fallen plus unendlich und minus unendlich in einem Punkt zusammen, und wo vorher eine unendlich große Sprungstelle erschien, dort ist die Kontinuität genauso gegeben wie beim Anwachsen des Winkels. Wie du daraus ersehen kannst, bewegen sich sogar die Zahlen

auf einer Kreisbahn... Nun, genug für heute, wir machen Schluß. Das nächste Mal also am Freitag.“

Er stand auf und wartete, bis der Schüler seine Sachen zusammengepackt hatte und sich verabschiedete.

„Gott sei Dank, das war der letzte heute. Komm, wir gehen hinunter und essen irgendwo zu Abend und trinken dabei ein Gläschen Wein. Ich bin abgespannt. Eine kleine Unterhaltung wird mir guttun!“

„Wieviel Stunden gibst du in der Woche, Herr Professor?“ fragte Castelli, als sie bereits auf der Straße waren. In seiner Stimme klang Achtung und auch eine gewisse Befangenheit. Benedetto war Student an der Pisaer Universität, sieben oder acht Jahre jünger als Galilei, und ihn störte es noch immer, daß er seinen Professor duzen sollte, aber dieser bestand darauf.

„Solche Privatstunden? Vierundzwanzig in der Woche. Sie sind allerdings nicht gleichmäßig verteilt, es gibt Tage, an denen sechs zusammenkommen. Nun zähle die Vorlesungen an der Universität noch hinzu!“

„Das ist wahrlich recht viel!“

„Das will ich meinen. Und wenn sie wenigstens noch alle so wären wie der letzte da! Er ist sehr interessiert und eifrig. Nur gibt es seinesgleichen wenig. Ich bin manchmal todmüde, bis ich ihnen etwas eingetrichtert habe. Und dabei möchte ich mich gern mit anderen Dingen beschäftigen, als nur den Schwachköpfen von Pisa Privatstunden zu geben!... Hier, wir sind angekommen.“

Sie standen vor einer schäbigen kleinen Spelunke. Die über der Tür hängende trübe Öllampe rauchte mehr als sie leuchtete, und das verwitterte, rostige Schild hätte man selbst bei strahlendem Sonnenschein nur schwer erkennen können. Einige Stufen führten in den Raum hinunter, wo an ungehobelten, kreuzbeinigen Tischen Matrosen, Fischer, Markthöcker, Lastenträger und Kutscher saßen. Galilei setzte sich an die Ecke des einen Tisches und winkte Castelli auf den Platz neben sich. Er bestellte gebratene Polypen und eine Flasche Rotwein für sie beide.

„Hier kehre ich oft ein“, sagte er zu dem Studenten, „das ist



die billigste Schenke in ganz Pisa. Ich behaupte nicht, daß sie besonders vornehm ist, aber hier kann man für wenig Geld leidlich gut essen. Die Gäste sind nicht gerade ausgewählt, aber das stört mich nicht.“ Plötzlich lachte er auf. „Um so mehr würde es die ehrwürdigen Herren unserer Universität stören. Stell dir vor, man sähe mich hier im Professorentalar! Denn sie verlangen ja, daß man ständig im Talar einhergeht. Dabei muß ich mir den Talar von meinem spärlichen Gehalt selbst anfertigen lassen. Der Rektor hat die fixe Idee, daß es für das Ansehen der Universität und ihrer Professoren unerlässlich sei, daß wir ständig im Talar gehen. Zum Beispiel hierher! Von anderen Orten ganz zu schweigen. Als junger Mann verkehrt man ja schließlich auch anderswo, wo es nicht gerade zuträglich wäre, wenn man im Talar gesehen wird. Ist es nicht so?“

Castelli errötete und antwortete nicht.

„Warte mal, mir ist etwas eingefallen. Das will ich mir schnell notieren!“

Er suchte einen Augenblick in seiner Tasche, nahm dann ein Blatt Papier hervor und breitete es auf dem Tisch aus. Sinnend schaute er vor sich hin. Dann zeichnete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht ab, und er begann zu schreiben.

*Bist du Professor in Pisa,
mit nur sechzig Scudi im Jahr,
sei zufrieden und denk daran,
Ansehen verleiht nicht das Geld,
nein, allein der stolze Talar!*

Der Wirt brachte das Essen. Galilei mußte den Vers unterbrechen. Er faltete den Bogen zusammen und steckte ihn in die Tasche.

„Zu Hause schreibe ich ihn fertig. Weißt du, diese vielen Prinzipienreiter können einem das Leben hier so verbittern, daß man es nur ertragen kann, wenn man sich über sie lustig macht. Ich werde ihnen wegen des Talars schon die richtige Antwort geben!“

Er gab Castelli und nahm sich dann selbst von dem aufgetragenen Mahl. Er aß langsamer als gewohnt, jeden Bissen gründlich genießend, und ab und zu trank er einen Schluck Wein dazu.

„Nicht wahr, der Polyp schmeckt ganz gut“, wandte er sich fragend an seinen Gefährten.

„Ausgezeichnet. Ich hätte das in einer solchen Spelunke gar nicht erwartet.“

„Beleidige nicht mein Stammlokal!“ protestierte Galilei scherzhaft. „Schließlich verkehren hier Universitätsprofessoren. Zum Beispiel ich.“

Castelli lachte.

„Wir wollen trinken!“ Der Professor stieß mit seinem Gast an und summte leise das Lied zweier Matrosen mit, die an einem Ecktisch schon seit einer Weile sangen.

„Sowenig die sechzig Scudi im Jahr auch sind, die gute Laune kann man dir, soviel ich sehe, nicht verderben, und das ist ein großes Glück“, bemerkte Benedetto.

„Nun, das würde gerade noch fehlen! Schau“, sprach Galilei plötzlich ernst, „Armut und Entbehrung würde ich leicht ertragen, darin bin ich hinreichend geübt, was mich viel mehr bedrückt, ist, daß mir kaum freie Zeit bleibt. Dabei möchte ich mich mit so vielen Dingen beschäftigen. Die Welt ist voller ungelöster Fragen, die mich brennend interessierten. Und ich habe das Gefühl, daß ich auf eine Anzahl von Fragen sogar eine Antwort finden könnte. Dazu aber müßte ich Versuche anstellen, beobachten, rechnen, überlegen. Zu all dem aber braucht man Zeit. Den Zeitmangel und nicht das fehlende Geld bedauere ich. Da wäre als erstes die Frage des freien Falls.“

„Ja, das hast du schon mal erwähnt, Herr Professor.“

„Ich sprach davon, weil ich Hilfe brauche und dabei an dich dachte. Ein Mann allein kann den Versuch schwer ausführen. Man muß zugleich die Zeit und den vom fallenden Gegenstand zurückgelegten Weg beobachten. Dazu benötige ich Hilfe. Aristoteles behauptet, die Geschwindigkeit eines fallenden Gegenstandes stehe im geraden Verhältnis zu dessen Gewicht. Ein dreimal schwererer Gegenstand fiele dreimal so schnell wie der leichtere. Also in einem Drittel der Zeit. Das glaube ich nicht. Ich will dir auch sagen, warum.“

Er schaute einen Augenblick auf seinen Schüler, und als er sah, daß dieser ihm mit weitgeöffneten Augen gespannt zuhörte, fuhr er fort:

„Stell dir vor, du hast zehn Ziegelsteine. Diese zehn Ziegelsteine bindest du mit einer Schnur fest zusammen. Das Gewicht der Schnur können wir unberücksichtigt lassen. Der Ziegelsteinblock ist dann zehnmal so schwer wie ein einzelner Ziegel.“

„Ja, das stimmt“, sagte Castelli und nickte.

„Nach Aristoteles müßten diese zusammengebundenen zehn Ziegelsteine zehnmal so schnell fallen wie ein einzelner Ziegelstein.“

„Man müßte es versuchen“, meinte Castelli.

„Man braucht es nicht einmal zu versuchen“, entgegnete Galilei. „Ohne jeden Versuch, allein mit nüchternem Verstand erkennt man, daß die Behauptung von Aristoteles unmöglich ist.“

Lächelnd blickte er in das fragende Gesicht des Studenten und fuhr dann siegessicher fort:

„Wir können die Schnur wieder von dem Ziegelblock lösen und die einzelnen Ziegelsteine von irgendwo hinunterwerfen, aber alle auf einmal! Nach Aristoteles müßten die Ziegel jetzt in einer zehnmal längeren Zeit zu Boden fallen. Alle zehn auf einmal, aber zehnmal langsamer, da ja ein Ziegelstein zehnmal leichter ist als der zusammengeschnürte Block. Hältst du das für vorstellbar, daß allein deshalb, weil die Schnur entfernt wurde, die Ziegelsteine jetzt zehnmal so lange in der Luft schweben als zuvor?“

„Das ist in der Tat recht unwahrscheinlich.“

„Nicht nur unwahrscheinlich, sondern ganz unmöglich!“ rief Galilei leidenschaftlich aus. „Und ich werde es beweisen. Bevor ich jedoch öffentlich behaupte, daß Aristoteles' Lehre falsch ist, möchte ich selbst genau die volle Wahrheit wissen. Es genügt nicht, das Gegenteil zu behaupten, man muß auch sagen, wie es sich wirklich verhält. Ich muß nicht nur der Welt, sondern auch mir selbst den Beweis erbringen, denn in erster Linie treibt mich meine eigene Neugierde. Deshalb stelle ich diese Versuche an.“

„Bei denen Ihr ... du mir auch eine Rolle zugebracht hast, Herr Professor.“

„Ja. Wie gesagt, müssen die Zeit und der zurückgelegte Weg des Körpers gleichzeitig beobachtet werden. Und da alles sehr schnell vor sich geht, braucht man dazu zwei Mann.“

„Und wann?“

„Meinetwegen morgen. Vor zwei Tagen bereits habe ich vom Klempner das notwendige Gefäß erhalten. Weißt du, ich habe mir gedacht, daß es zur Messung einer so kurzen Zeit das einfachste ist, wenn man aus einem Gefäß Wasser herausfließen läßt und die Menge dieses Wassers mißt. Natürlich muß das

Wasser ganz gleichmäßig fließen. Ich habe daher ein Gefäß mit einem Hahn am Boden anfertigen lassen. Durch den Hahn fließt das Wasser in einem ganz dünnen Strahl. Darunter steht ein zweites Gefäß, in dem wir das Wasser auffangen. Der Hahn wird geöffnet und dann wieder geschlossen. Nach der ausgelaufenen Menge messen wir die Zeit. So können wir viel genauer messen als mit einer Uhr. Einer von uns betätigt den Hahn, der andere beobachtet den fallenden Gegenstand. Dabei können wir dann die Rollen auch mal vertauschen, um mögliche Fehler auszuschalten.“

Die Augen Castellis leuchteten auf.

„Ich glaube, das ist eine ausgezeichnete Methode. Morgen können wir also beginnen?“

„Morgen? Ja, das habe ich zwar eben gesagt, aber es geht doch nicht. Morgen habe ich sehr viele Stunden zu geben. Aber übermorgen würde es mir gut passen, da habe ich Zeit. Könntest du um vier Uhr nachmittags kommen?“

„Gewiß, zu jeder Zeit! Sehr gern.“

„Dann wollen wir so verbleiben.“

„Ich werde kommen.“

Zwei Tage später war Castelli schon eine Viertelstunde vor der vereinbarten Zeit da. Galilei gab einem seiner Studenten noch Unterricht, der junge Mitarbeiter mußte also warten. Er setzte sich auf den Bettrand, erhob sich aber gleich wieder. In der Ecke des Zimmers sah er die Spuren merkwürdiger Vorbereitungen. Er ging hin, um sie gründlich in Augenschein zu nehmen.

Oben auf dem Schrank stand ein Stuhl, an dessen Lehne ein Gestell gebunden war, damit er sicherer stand. Am oberen Ende dieses Gestells, dicht unter der Decke, ragte ein waagerechtes Brett hervor, von dem eine Schnur herunterhing. Waagerecht auf der Sitzfläche des Stuhles befestigt war ebenfalls ein Brett zu sehen, und zwar genau unter dem waagerechten Teil des Gestells, nur war es ein Stück länger. Neben dem Schrank lagen auf dem Fußboden drei hölzerne Kugeln von verschiedener Größe, des weiteren standen hier eine Schüssel und ein zylinderförmiges

Blechgefäß mit einem Hahn, offenbar das, von dem Galilei in der Schenke gesprochen hatte.

„Studierst du die Vorrichtung?“ fragte der junge Professor lächelnd. „Sieh sie dir erst mal genau an, dann will ich sie dir erklären. Ich bin hier gleich fertig.“

In der Tat ließ er seinen Schüler nach einigen Minuten gehen. Dann reckte er sich kräftig und sagte zufrieden:

„Nun, für heute bin ich fertig. Mehr kommen nicht. Wenn ich nur nicht darauf angewiesen wäre. Aber vorerst bin ich es. Gestern habe ich meinen Eltern fünf Scudi nach Hause geschickt. Soviel wie ich für einen Monat zum Leben habe. Sie werden sich darüber freuen. . . Nun, aber darum bist du nicht gekommen. Wie du siehst, habe ich mich auf deinen Empfang vorbereitet. Zwischen zwei Privatstunden hatte ich eine kurze Pause, während dieser Zeit habe ich alles hergerichtet.“

„Der Aufbau gleicht ja wahrhaftig einem Turm“, Castelli zeigte auf den Stuhl und das Gestell oben auf dem Schrank, „ich habe mir gleich gedacht, daß dies für den Versuch gebraucht wird, nur habe ich keine Ahnung, wie es vor sich gehen soll.“

„Gleich werde ich es dir erklären“, sagte Galilei und lachte zufrieden. „Hier sind drei Kugeln.“

„Von unterschiedlicher Größe.“

„Sie wiegen ein, zwei und drei Lot*. Wir werden versuchen, ob die dreilötige tatsächlich dreimal schneller fällt als die einlötige. Wir legen die Kugeln der Reihe nach auf das vorstehende Brett oben auf dem Gestell. Das Brett ist an drei Seiten von einem schmalen Rand umgeben. Über der vierten, der inneren Seite aber befindet sich eine kleine Schranke, damit die Kugel nicht herunterrollen kann.“

„Und aber. . .“

„Warte nur! Das Brett kann man mit dieser Schnur, die hier herunterhängt. . .“

„Ja, ich sehe sie.“

* Lot = altes kleines Gewicht.

„... zurückziehen. Die kleine Schranke aber weicht nicht von der Stelle und stößt die Kugel herab. Verstehst du?“

„Ja, ich verstehe. Aber zuvor hast du gesagt, daß sich an den drei anderen Seiten des Brettes ein Rand befinde.“

„Ja, aber ein ganz flacher. Er genügt, damit die Kugel nicht ohne weiteres herunterrollt, wenn sie jedoch einen Stoß erhält, springt sie darüber. . . Wenn ich also die Schnur ziehe, fällt die Kugel herunter. Nun ist hier noch das untere Brett.“

„Auf dem Sitz.“

„Ja. Es ist von dem oberen Brett genau zwei Fuß* entfernt. Wenn also die Kugel da aufschlägt, ist sie gerade zwei Fuß gefallen. Deine Aufgabe besteht nun darin, den Hahn zu öffnen“, er zeigte auf das Blechgefäß neben dem Schrank, „wenn ich an der Schnur ziehe und du das Auftreffen der Kugel hörst, drehst du den Hahn wieder ab. Ist das klar?“

„Natürlich.“

„Dann können wir anfangen.“

Er legte einige Bücher auf den Tisch, stellte das Gefäß mit dem kleinen Hahn darauf, schob die Schüssel unter den Hahn und goß das Wasser in das Gefäß. Dann nahm er den zweiten Stuhl, aber noch bevor er ihn auf seinen Platz gestellt hatte, sah er schon, daß es so nicht ging.

„So komme ich nicht hoch genug, selbst vom Tisch aus reiche ich noch nicht hinauf. Warte mal!“

Sie schoben den Tisch dicht an den Schrank heran und stellten die Gefäße auf die andere Seite der Tischplatte. Galilei sprang auf die frei gewordene Hälfte hinauf, ließ sich den Stuhl reichen und stellte sich darauf.

„So. Jetzt reiche ich bequem hin. Gib mir die Kugeln herauf! . . . Wenn ich sage: ‚Jetzt!‘ öffnest du den Hahn, und wenn. . .“

„... ich dann das Auftreffen der Kugel höre, drehe ich ihn wieder zu.“

„Genauso.“

* Fuß = altes Längenmaß, 25–40 cm.

Noch einmal probierte er das Brett aus, dann legte er die erste Kugel auf.

„Aufgepaßt! Jetzt!“

Im nächsten Augenblick traf die Kugel auf dem unteren Brett auf.

„So viel Wasser ist herausgelaufen.“ Castelli neigte die dreibeinige Schüssel ein wenig und zeigte sie ihm hin.

„Ich habe etwas vergessen“, Galilei ärgerte sich oben auf dem Stuhl. „Warte einen Augenblick.“

Er kletterte auf den Tisch herab und sprang von dort auf den Fußboden, eilte hinaus und kam gleich darauf mit einigen Tontöpfchen zurück.

„Füll das Wasser aus!“ Und damit stieg er schon wieder hinauf auf den Stuhl.

Sie wiederholten den Versuch noch dreimal und gossen das Wasser jedesmal in ein anderes Töpfchen. Dann maßen sie die Wassermenge in den einzelnen Gefäßen. Die Abweichungen waren nur sehr gering.

„Du hast genau gemessen“, sagte Galilei anerkennend. „Jetzt legen wir die erste Kugel zur Seite und machen den Versuch mit der zweiten!“

Das Ganze begann von vorn. Auch diese Kugel ließen sie viermal herunterfallen, maßen jedesmal das Wasser und stellten es schließlich zur Seite. Dann folgten vier weitere Versuche mit der dritten Kugel. Als sie damit fertig waren, sprang Galilei vom Stuhl gleich auf den Fußboden herunter.

„Jetzt wollen wir die Ergebnisse der vier Versuche mit der ersten, der zweiten und der dritten Kugel vergleichen!“

„Im großen und ganzen dasselbe“, stellte Castelli fest, als er das Wasser gemessen hatte.

„Ich hab mir's gedacht. Aristoteles hat sich geirrt!“ rief Galilei siegesbewußt. „Paß auf! Erst habe ich die dreilötige Kugel heruntergestoßen, viermal hintereinander, damit die Messung genauer wird. Dann folgte der gleiche Versuch mit der zweilötigen und schließlich mit der einlötigen Kugel. Wenn die Lehre des Aristoteles stimmte, dann hätte die zweite Kugel anderthalb-

mal so lange und die dritte dreimal so lange fallen müssen wie die erste. Davon aber kann keine Rede sein.“

„Nein. Die Wassermenge ist im großen und ganzen bei allen gleich“, stimmte Castelli zu.

„Aristoteles ist widerlegt, Galilei hat Aristoteles besiegt!“ rief der junge Lehrer. Plötzlich umarmte er seinen Mitarbeiter und tanzte mit ihm durchs Zimmer. „Bestimmt denkst du, der Arme hat den Verstand verloren“, wandte er sich an Castelli. „Aber das macht nichts. Noch schlechter geht es jenen, die überhaupt keinen Verstand haben. Und bei all denen aber, die Aristoteles seit zweitausend Jahren nur nachgeplappert haben, anstatt seine Feststellungen einmal selbst nachzuprüfen, kann es mit dem Verstand nicht weit her sein. Ist es nicht so?“

„Das ist wahr. Vielleicht sind sie auch zu feige und wagen nicht, mit dem eigenen Kopf zu denken.“

„Dul“ stieß er mit dem Finger nach Benedetto. „Manchmal glaube ich, sie haben recht. Das heißt von ihrem eigenen Standpunkt aus. Wer so beschränkt ist, der tut in der Tat besser daran, nicht mit dem eigenen Kopf zu denken. Stell dir nur vor, was dabei herausgekommen wäre.“

Er lachte laut auf und Castelli mit ihm.

„Jetzt stellen wir noch einen Versuch an“, sagte der junge Professor, nachdem sie sich beide wieder ein wenig beruhigt hatten. „Diesmal brauchst du nicht einmal das Wasser zu messen, sondern nur auf das Auftreffen der Kugeln zu horchen!“

Wieder kletterte er hinauf und ließ alle drei Kugeln zugleich herunterfallen.

„Sie sind zu gleicher Zeit unten angekommen!“ stellte Benedetto fest.

„Nicht wahr, ich habe es auch so gehört.“

Auch diesen Versuch führten sie viermal aus und stets mit demselben Ergebnis.

„Nehmen wir jetzt eine größere Entfernung!“ empfahl der Studiosus.

„Daran habe ich auch gedacht. Und zwar genau die doppelte. Lassen wir jetzt die Kugeln aus vier Fuß Höhe fallen!“

Das untere Brett wurde tiefer angebracht, dann begannen sie die Versuchsreihe von vorn. Die drei ungleich schweren Kugeln schlugen auch jetzt in der gleichen Zeit unten auf, nur die ausgelaufene Wassermenge war natürlich größer,

„Etwa anderthalbmal soviel“, stellte Castelli fest. „Das würde heißen, daß die Kugeln aus vier Fuß Höhe in der anderthalbfachen Zeit herunterfallen wie aus zwei Fuß.“

„Aus doppelter Höhe in einer anderthalbfach längeren Zeit“, sagte der Professor nachdenklich. „Merkwürdig. . . Versuchen wir die Höhe auf das Dreifache zu vergrößern!“

„Auf sechs Fuß?“

„Ja.“

Gemeinsam bauten sie ihre Vorrichtung um und begannen wieder mit den Versuchen. Galilei stand oben auf dem Stuhl, und Castelli maß das Wasser.

„Nun, wieviel ist es?“ erkundigte sich der Professor, als sie damit fertig waren.

„Vielleicht um ein Dreiviertel mehr als beim erstenmal.“

„Wenn man also die Wassermenge des ersten Versuches als Einheit betrachtet, ergäbe dies bei zwei Fuß Höhe eine, bei vier Fuß anderthalb und bei sechs Fuß ein und eine Dreiviertelheit.“

„So ist es“, stimmte Castelli zu.

„Hm.“ Der Professor überlegte und notierte das gesamte Ergebnis auf einem Bogen Papier. „Da liegt keine Gesetzmäßigkeit drin. . . Das ist unmöglich!“ widerlegte er sich gleich selbst. „Sicher ist die Gesetzmäßigkeit nur zu kompliziert, um sie auf den ersten Blick erkennen zu können. Außerdem ist die Zeit viel zu kurz. Bei einer so geringen Höhe spielt schon ein Augenblick Verzögerung eine Rolle.“

„Lassen wir die Kugeln doch aus voller Zimmerhöhe herunterfallen!“ empfahl der Schüler. „Von der Decke auf den Fußboden.“

„Gut“, stimmte Galilei zu, „obwohl auch diese Höhe noch zu gering ist.“

Wieder bauten sie die ganze Vorrichtung um. Das untere

Brett wollten sie erst als überflüssig zur Seite stellen, dann brachten sie es aber doch an, kaum einen Spann über dem Fußboden. So war es genau zwölf Fuß vom Gestell entfernt.

„Zweieinhalbmahl soviel wie das erste Mal“, stellte Castelli fest, als er nach dem neuerlichen Versuch das Wasser gemessen hatte.

„Zweieinhalbmahl so viel? Bei zwölf Fuß Höhe... Jetzt ist es ja noch verworrener als bisher“, bemerkte der junge Professor kleinmütig, notierte aber auch dieses Ergebnis auf seinem Zettel. „Die Schwierigkeit liegt, wie schon gesagt, in der geringen Höhe. Uns stehen bei dem Versuch nur wenige Augenblicke zur Verfügung, und in einer so kurzen Zeit schleicht sich leicht ein Fehler ein.“

„Ich habe aufgepaßt, wie man nur aufpassen kann“, rechtfertigte sich Castelli.

„Das weiß ich. Wenn ich davon nicht im voraus überzeugt gewesen wäre, dann hätte ich dich nicht hergebeten... Die Frage ist nur, wie genau man dabei sein kann. Man müßte eine Methode finden, bei der einem mehr Zeit zur Verfügung steht. Wenn man das Fallen verlangsamen könnte, aber doch so, daß die Gesetzmäßigkeit unverändert bleibt.“

„Vielleicht sollten wir es mit leichteren Gegenständen versuchen!“

„Aber Benedetto!“ rief der Professor entrüstet.

„Freilich, ich habe Unsinn geredet“, erwiderte Castelli verlegen. „Wir haben ja gerade gesehen, daß die leichtere Kugel genauso schnell fällt wie die schwerere. Aber man hat uns Aristoteles so eingeimpft, daß ich unwillkürlich auch dann noch nach seinen Lehren denke, wenn ich schon weiß, daß sie falsch sind.“

„Stütze dich beim Überlegen nie auf die Lehren anderer, immer nur auf deinen eigenen Kopf!“

Der Student schwieg eine Weile, dann schüttelte er den Kopf und meinte: „Das ist nicht so leicht! Und es wäre wohl auch nicht immer richtig. Dann müßte man ja stets alles verwerfen, was vor uns erforscht worden ist, und jeder müßte alles von

vorn beginnen. Überdies nicht nur in der Physik, sondern in allen Wissenszweigen. Wer würde das schaffen? Wo kämen wir da hin? Wo käme da die Wissenschaft hin? Wir würden stets denselben Pfad gehen und kämen nicht voran.“

„Darin hast du recht. Man sollte aber wenigstens vorsichtig und mißtrauisch gegen alles und jeden sein.“

Benedetto lachte auf.

„Darf ich auch Herrn Professor gegenüber mißtrauisch sein?“

„Gewiß doch“, antwortete Galilei überrascht.

„Und mir selbst gegenüber auch?“

„Dir selbst gegenüber am allermeisten!“

„Vorhin haben wir beide beobachtet, daß die leichtere und die schwerere Kugel gleich schnell fallen. Aber wenn ein Blatt vom Baum fällt, so ist dessen Fall doch langsamer. . . und auch der eines Bogens Papier.“

„Da hast du recht. Darüber habe ich selbst schon nachgedacht. Denn der Gedanke, daß sich Aristoteles irrt, kam mir ja nicht heute nachmittag zum erstenmal. Heute haben wir nur den Beweis dafür erbracht. Entsinnst du dich an das Beispiel mit den Ziegeln, von dem ich dieser Tage sprach.“

„Ja.“

„Ich habe mich also schon früher mit dem Problem beschäftigt. Das Beispiel vom Blatt eines Baumes jedoch scheint Aristoteles zu bestätigen. Aber du hast gewiß beobachtet, daß ein Blatt vom Baum selten gerade auf die Erde herunterfällt. Es schwebt erst in der Luft hin und her. Vielleicht treibt es der Wind, vielleicht verhindert es die Luft, daß es gerade und genauso schnell herunterfällt wie ein schwerer Gegenstand. Letzterer bezwingt die Luft leichter. Ein Baumblatt kann der Wind leichter bewegen als einen Stein.“

„Aber manchmal, wenn der Sturm tobt, treibt er nicht nur Baumblätter vor sich her, sondern vermag auch Äste mit sich zu reißen, einen Stein aber kann er nicht aus seiner Lage bringen.“

„Was willst du damit sagen?“ fragte Galilei.

„Daß demnach auch beim Fall schwererer Gegenstände noch

ein Unterschied in der Geschwindigkeit sein müßte, wenn diese Gegenstände von unterschiedlichem Gewicht sind.“

„Vielleicht gibt es tatsächlich einen Unterschied, nur ist er so gering, daß man ihn mit unserer Methode nicht wahrnehmen kann. Deshalb müßte man den freien Fall irgendwie verlangsamen, um den Vorgang besser beobachten zu können... Vielleicht, indem man die Gegenstände nicht senkrecht fallen läßt, sondern schräg, auf einer schiefen Ebene“, dachte Galilei laut. „Wir werden sehen!“

„Aber wenn in der Tat der Wind verhindert, daß die Gegenstände gleich schnell zur Erde fallen“, sprach Castelli grübelnd vor sich hin, den noch immer sein eigener Gedanke beschäftigte, „dann heißt das...“

„Wir wollen eher sagen, die Luft. Der Wind ist ja nichts anderes als sich bewegende Luft. Aber die Luft bewegt sich immer oder zumindest nicht immer wahrnehmbar. Ein Baumblatt fällt auch bei Windstille langsamer herunter.“

„Wenn also das Hindernis in der Luft besteht, dann folgt daraus, daß in einem luftleeren Raum alle Gegenstände gleich schnell fallen müßten, ganz gleich, ob Baumblatt oder Felsbrocken.“

„Natürlich! Doch woher einen luftleeren Raum nehmen? Das kannst du übrigens auch daraus erkennen, daß bei den Gegenständen, die verhältnismäßig schwer sind, die also den Widerstand der Luft leicht überwinden, während des Falls kein Unterschied in der Geschwindigkeit wahrnehmbar ist. Nur das kann der Grund dafür sein.“

Sie schwiegen beide und starrten nachdenklich vor sich hin. Dann ergriff plötzlich wieder Galilei das Wort.

„Und noch eins folgt daraus. Nämlich, daß die Luft die sich bewegendenden Körper nicht treibt, wie Aristoteles es behauptet, sondern sie vielmehr hemmt... Den Versuch an einer schiefen Ebene wollen wir noch anstellen. Danach wissen wir bestimmt mehr.“

Vielleicht zwei Wochen später bat er Castelli wieder zu sich.

„Ich habe eine Reihe neuer Hilfsmittel zu den Versuchen

anfertigen lassen. Gestern habe ich sie bekommen. Siehst du diese Rohre? Wir werden die Kugeln in ihnen hinunterrollen lassen. Ich habe die Rohre mit Pergament auskleiden lassen, damit die Reibung möglichst gering ist.“

„Und die Rohre kann man verschieden halten, also eine schiefe Ebene mit einem ganz beliebigen Neigungswinkel herstellen“, stellte Benedetto fest.

„So ist es. Davon ließ ich mich leiten, als ich sie bestellte. Außerdem habe ich auch ein Brett anfertigen lassen.“

Er nahm ein langes schmales Brett hervor, in dem parallel zueinander drei Rillen angebracht waren. An der Längsseite des Brettes war eine Zolleinteilung markiert und an dem unteren Ende eine kleine Leiste angeschlagen.

„Diese kleine Leiste hält das Brett, und es kann nicht wegrutschen, wenn wir es hinten hochstützen“, erklärte er. „In den Rillen aber lassen wir die Kugeln herunterrollen, eventuell alle drei auf einmal; und da sie von unterschiedlichem Gewicht sind, werden wir gleich sehen, ob die schwerste zuerst unten ankommt.“

„Auf dieser Skala aber läßt sich gleich der zurückgelegte Weg ablesen.“ Castelli war begeistert.

„Stimmt. Ich sehe, du hast Phantasie zum Experimentieren. Ich glaube, wir haben alles beisammen und können beginnen.“

Wieder arbeiteten sie stundenlang mit den Rohren und der schiefen Ebene, deren Neigungswinkel sie größer und kleiner stellten, mit den Kugeln einzeln und dann mit allen dreien zugleich. Das Ergebnis war stets dasselbe: zwischen der Geschwindigkeit der verschiedenen Kugeln war kein großer Unterschied. Die Geschwindigkeit jedoch stieg natürlich um so mehr an, je steiler die schiefe Ebene war. Aber die Gesetzmäßigkeit der Zeit des Falls konnten sie auch jetzt nicht herausfinden.

Sie hörten mit den Versuchen auf, und Galilei begann grübelnd im Zimmer auf und ab zu gehen. Castelli beobachtete ihn wortlos. Plötzlich blieb der junge Professor stehen und wandte sich an den Studenten.

„Bei unserem ersten Versuch war zwölf Fuß die größte Höhe,

als wir die Kugeln von ganz oben herunterfallen ließen, nicht wahr?“

„Ja. Und ein viel höheres Zimmer werden wir auch kaum finden.“

„Ein Zimmer nicht, aber ein Gebäude.“

„Du willst doch nicht etwa auf ein Hausdach klettern?“ fragte Castelli überrascht.

„Nein. Warum sollte ich auch auf ein Hausdach klettern, wo das gefährlich ist, unbequem und obendrein auch nicht viel höher als zwölf Fuß.

„Nun, immerhin zwei- oder dreimal so hoch.“

„Nun gut, zwei- oder dreimal so hoch, wenn es ein größeres Haus ist. Aber wir haben in Pisa einen viel höheren Bau, der für diesen Zweck wie geschaffen ist.“

„Für diesen Zweck?“ fragte Benedetto verwundert.

„Nun, nicht für unseren Zweck gebaut“, Galilei lachte, „aber er läßt sich für unsere Versuche ausgezeichnet verwenden. Der Schiefe Turm.“

„Tatsächlich! Dort braucht man sich nicht einmal hinauszulehnen. Man läßt die Kugeln einfach herunterfallen . . . nur . . .“

„Nun, was hast du einzuwenden?“

„So bequem und sicher ist er auch wieder nicht. Der Rundgang hat kein Geländer, man steht völlig frei über der Tiefe.“

„Ich weiß. Ich bin mehr als einmal oben gewesen. Sogar ganz oben draußen. Viele machen schon im zweiten oder dritten Stockwerk kehrt, weil ihnen schwindlig wird.“

„Dir nicht?“

„Nie.“

„Dabei müssen wir den Versuch an der niedrigsten Seite des Turmes ausführen. Ich meine, auf der Seite, nach der er sich neigt.“

„Das ist klar. Wir wollen ja, daß die Kugeln in der Luft frei herunterfallen und nicht an der Mauer entlangrollen.“

„Man muß sie also an der Neigungsseite herunterfallen lassen. Ein Geländer aber gibt es nicht, und man hat das Gefühl, die Mauer gleitet unter einem weg.“

„So gefährlich ist das nicht! Ich mache es schon. Mir wird nicht schwindlig.“

„Ich habe mich, offen gestanden, im Turm immer ein wenig unsicher gefühlt. Aber wenn es um den Versuch geht, steige ich gern mit dir hinauf“, erklärte Castelli.

„Und wer beobachtet unten, wie die fallenden Kugeln auf der Erde auftreffen? Es hat doch keinen Sinn, daß wir beide hochsteigen. Laß mich hinaufklettern, und du bleibst unten und beobachtest das Ergebnis.“

„Gern mache ich das nicht. Da habe ich irgendwie das Gefühl, als würde ich dich im Stich lassen. Ich übernehme den bequemen und gefahrlosen Teil der Arbeit und sehe zu, wie du...“

Galilei lachte.

„Rede doch keinen Unsinn! Wie oft soll ich noch sagen, daß ich schwindelfrei bin, demzufolge ist das Hinaufsteigen für mich mit keinerlei Gefahr verbunden. Ich spaziere oben genauso ruhig und sicher wie auf der Straße, und übrigens hast du mir meine Frage von vorhin noch nicht beantwortet. Wenn wir beide hinaufsteigen, wer soll dann das Ergebnis beobachten?“

Benedetto wußte darauf nichts zu erwidern. Er mußte einsehen, daß sein Lehrer recht hatte. Und einige Tage später, als sie das Experiment durchführten, teilten sie die Arbeit tatsächlich auf diese Weise untereinander auf.

„Alle zugleich! Die drei Kugeln trafen gleichzeitig auf!“ empfing Castelli begeistert Galilei, der vom Turm herunterkam. „Zumindest habe ich mit bloßem Auge keinen Unterschied festgestellt.“

„Ich hab's gewußt, ich hab's gewußt!“ rief der junge Professor erfreut. „Und nun weißt du es auch. Aber es genügt nicht, wenn wir beide es wissen. Die anderen sollen es auch erfahren, diese Dickschädel! Ich werde ihnen den Beweis erbringen. Sie sollen es mit eigenen Augen sehen.“

„Denkst du an die Professoren der Universität?“

„An wen sonst? Ich werde sie alle hier versammeln und vor ihren Augen den Versuch wiederholen. Dann mögen sie sich auf Aristoteles berufen!“

„Du willst die Professoren hier versammeln?“

„Warum nicht? Und nicht nur die Professoren, auch die Studenten. Bei ihnen ist viel mehr Aussicht auf Erfolg. Sie sind noch nicht so voreingenommen.“

„Das ist immerhin ungewöhnlich“, äußerte Castelli seine Bedenken.

„Was soll dabei ungewöhnlich sein?“

„Daß du sie hier so auf offener Straße belehrst. Das läßt sich nicht gut mit ihrem Ansehen vereinbaren.“

„Keine Bange! Sie werden im Talar erscheinen, und davon hängt ja ihr Ansehen ab!“ antwortete Galilei spöttisch.

Bald stellte sich heraus, daß der Student die Auffassung der Professoren besser kannte als ihr junger Kollege. Als Galilei sie einlud, zum Schiefen Turm zu kommen, wo er ein sehr interessantes Experiment vorzuführen gedenke, verbargen seine Kollegen kaum ihre peinliche Überraschung, ja sogar Entrüstung. Die Wissenschaft auf den Marktplatz zu tragen! Vor gaffende Zuschauer! Was dachte sich dieser junge Dozent eigentlich?

Zur angesetzten Zeit jedoch erschienen sie fast ohne Ausnahme auf dem Platz vor dem Campanile, dem Glockenturm.* Um ihr Ansehen zu unterstreichen, waren sie in geschlossener Formation gekommen, begleitet von vier Pedellen, die ihre für festliche Angelegenheiten vorgesehene Amtstracht angelegt hatten. Mit dem Helm auf dem Kopf und einer Hellebarde in der Rechten lösten sie unter den Studenten große Heiterkeit aus.

„Was ist los, Battista? Habt ihr den Feuerhaken von zu Hause mitgebracht?“ fragte einer der Studenten.

„Er konnte ihn ruhig mitbringen, zu Hause wird er jetzt ohnehin nicht gebraucht“, stichelte ein anderer. „Du siehst doch, er hat sich auch den Kessel auf den Kopf gestülpt.“

„Jetzt könnt Ihr ruhig in die Schenke gehen, Giuseppe. Einen Recken wie Euch wagt die Frau nicht zu verprügeln!“

Die Diener in der Rolle einer Ehrenwache hätten am liebsten mit dem Stiel ihrer Hellebarde zugeschlagen, aber sie hatten stren-

* Der Schiefe Turm zu Pisa ist der Glockenturm des Domes.

gen Befehl, sich würdevoll zu verhalten, und begnügten sich damit, den lautesten der Studenten eine Grimasse zu schneiden. Nur Giacomo, dessen Frau in den Pausen Fladen vor den Hörsälen verkaufte, knurrte zwischen den Zähnen eine leise Drohung.

„Na wartet nur. Ihr kommt schon noch und wollt Fladen auf Pump haben!“

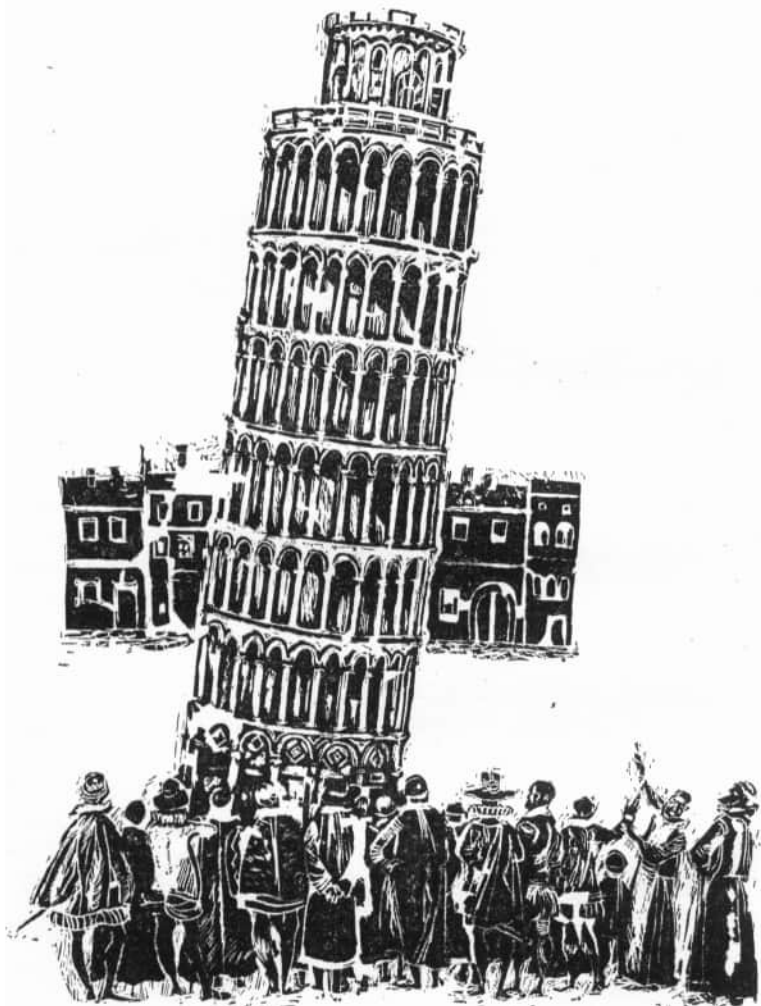
Das Lachen, der Lärm und das hier und da erschallende laute Gelächter verstummten plötzlich. Im zweiten Stock des Turmes war unverhofft Galilei aufgetaucht. Er trug einen schwarzen Talar und hielt einen kleinen Sack in der Hand. Den Sack stellte er neben sich, hob dann die Rechte zum Zeichen, daß er sprechen wollte.

„Hochgelehrte Professoren, edle Bürger der Wissenschaften an der Universität von Pisa! Ich habe Euch hierher gebeten, damit Ihr Zeugen eines Ereignisses werdet, das in der Geschichte der altherwürdigen Pisaer Universität, und meines Wissens auch der anderen hochangesehenen Lehranstalten, ohne Beispiel ist. Wie Ihr alle wißt, fällt nach der Lehre des großen griechischen Philosophen Aristoteles ein Gegenstand aus der Höhe um so schneller auf die Erde, je schwerer er ist. Ein doppelt so schwerer Gegenstand zweimal schneller, ein zehnmal so schwerer zehnmal so schnell. So hat es Aristoteles vor nahezu zweitausend Jahren gelehrt, und so wird es noch heute überall unterrichtet, wo man sich für die Geheimnisse der Natur interessiert. Dennoch tauchte in der letzten Zeit bei mehreren Doktoren der Wissenschaften der Gedanke auf, daß Aristoteles in dieser Frage vielleicht nicht ganz recht hat, und ich gestehe, auch mich überkamen Zweifel. . .“

„Unerhört!“ raunte Professor Pescatore dem neben ihm stehenden Rektor zu, der ebenfalls den Kopf mißbilligend schüttelte.

„Ich habe mir jedoch gedacht“, fuhr Galilei fort, „mit leeren Worten und bloßem Diskutieren kommen wir da nicht weiter, denn wer immer bei diesem Wortgefecht Sieger bleibt, auf die Geschwindigkeit der frei fallenden Körper hat das keinerlei Einfluß. Meiner Ansicht nach ist es viel einfacher und erfolgreicher,

wenn wir die Antwort in der Natur suchen und uns mit eigenen Augen überzeugen, ob die schwereren Gegenstände in der Tat schneller fallen als die leichteren. In diesem Beutel habe ich drei Holzkugeln, eine einlötige, eine zweilötige und eine drei-



lötige, darüberhinaus zwei Steine, einen fünflötigen und einen zehnlötigen. Ich werde alle zu gleicher Zeit oben vom Turm herunterfallen lassen. Wenn Aristoteles recht hat, dann wird die kleinste Holzkugel zehnmal und die größte mehr als dreimal so langsam fallen wie der größte der beiden Steine. Aber es kann auch sein, daß all diese Gegenstände zu gleicher Zeit auf die Erde fallen, wie einzelne — unter anderem auch ich — annehmen. Doch wir wollen uns nicht im voraus für oder gegen Aristoteles entscheiden, sondern abwarten, was die Natur uns kundtut. Wir sind alle zugegen, und jeder soll nur das glauben, was er mit eigenen Augen sieht!“

Die Studenten brachen in Hochrufe aus, die Professoren schwiegen düster, Galilei aber nahm wieder den kleinen Sack und kletterte weiter nach oben. Unten schaltete sich Castelli ein, obwohl er vorerst keine andere Aufgabe hatte, als die Neugierigen von dem Platz unmittelbar am Fuße des Turmes fernzuhalten. Seine wirkliche Arbeit begann später: Er sollte die Höhe und die Zeit des Falles messen. Galilei hatte zu diesem Zweck eine entsprechend lange Schnur mit hinaufgenommen. Benedetto aber hatte das Wassergefäß mit dem Hahn bei sich, mit dem sie auch bisher die Zeit gemessen hatten, des weiteren



einen Becher, in den das Wasser floß, das die Zeit messen sollte.

Auf einmal erfüllten wieder Rufe den Platz: Der junge Professor tauchte auf dem oberen Rundgang auf. Er setzte den Sack ab und ließ die Schnur herunter, an deren unterem Ende ein Gewicht gebunden war. Castelli paßte unten auf.

„Genug!“ rief er hinauf, wobei er mit den Händen einen Trichter um den Mund formte. „Ein wenig zurück!... Zuviel, einen Fuß tiefer!... Noch ein klein wenig!... Jetzt. So ist es richtig!“

„Gut so?“ kam die Frage von oben.

„Noch ein ganz klein wenig hochziehen!... Genug!“

Das Gewicht reichte gerade auf die Erde, und die Schnur war gespannt. Galilei schnitt nun oben am Rande des Ganges die Schnur mit einem Messer durch, die schwirrend herunterfiel. Castelli hob sie auf und rollte sie zusammen. Das war die Höhe des Turmes.

Oben wurde ein Brett über den Rand des Ganges geschoben. Galilei rief auf den Platz hinunter.

„Aufgepaßt! Eins, zwei, drei!“

Bei drei kippte das Brett nach vorn, die drei Kugeln und die zwei Steine fielen gleichzeitig mit immer schneller werdender Geschwindigkeit, aber alle in gleicher Höhe nach unten, um mit großem Krach auf der Erde aufzuschlagen.

„Alle zugleich!“ riefen drei- oder vierhundert Studenten, so daß es nicht nur oben im Turm, sondern selbst am anderen Ende der Straße zu hören war.

Benedetto überkam eine grenzenlose Freude. Wie glücklich würde Galilei sein! Für sie beide war das Ergebnis zwar keine Überraschung, hatten sie den Versuch doch schon vor einigen Tagen durchgeführt. Aber so, im Beisein der ganzen Universität, war es doch etwas ganz anderes!

Er goß das in dem Gefäß mit dem Hahn verbliebene Wasser aus, packte seine Sachen zusammen und ging auf den Turmeingang zu. Dahin strömten auch die Studenten. Von vorn vernahm man plötzlich lauten Jubel: Galilei war in der Tür erschienen.

„Es lebe der jüngste Professor!“ rief jetzt ein begeisterter Student hinter Castelli und drängte sich lebhaft vor.

„Paß auf“, ermahnte ihn Benedetto energisch, aber schon zu spät. Der Student war mit ganzer Kraft gegen ihn geprallt und hatte ihm den Becher aus der Hand gestoßen. Castelli hob ihn zwar sofort auf, aber es war doch schon recht viel Wasser herausgeflossen.

„Du Unglücklicher, was hast du angestellt!“

„Na, was bist du denn so verzweifelt. Es gibt ja genügend Wasser in Pisa!“

„Begreifst du nicht, was du angerichtet hast?“ fragte Castelli verzagt. „Mit dieser Wassermenge haben wir die Zeit des Falles gemessen!“

„Na und? Da füllst du eben nach, was fehlt“, der Student zuckte mit den Schultern und konnte offensichtlich überhaupt nicht ermaßen, was geschehen war.

„Wie soll ich jetzt Galilei unter die Augen treten?“ Benedetto grübelte vor sich hin. „Am liebsten möchte ich im Erdboden versinken.“

Aber die Erde öffnete sich nicht vor ihm, er konnte nicht einmal lange unsichtbar bleiben, denn auf die Fragen seines Professors hin schoben ihn seine Gefährten im nächsten Augenblick nach vorn.

„Ein voller Erfolg!“ Galilei strahlte. „Daran hast auch du einen Anteil. Ich danke dir für deine Hilfe.“

„Ich habe keinen Dank verdient“, antwortete der Student und berichtete, wie es ihm mit dem Becher ergangen war.

Das Gesicht Galileis verfinsterte sich.

„Schade, sehr schade. Ich hatte gehofft, daß wir anhand dieses Ergebnisses die Gesetzmäßigkeit des freien Falls herausfinden könnten. . . Aber daran läßt sich jetzt nichts mehr ändern“, sein Gesicht hellte sich wieder auf, „da müssen wir halt den Versuch noch einmal wiederholen. Die Hauptsache ist, daß die Lehre des Aristoteles jetzt im Beisein aller Professoren widerlegt ist. Jetzt können auch sie es nicht mehr abstreiten. Was haben die alten Nachbeter gesagt?“

Die Professoren waren in diesem Augenblick schon weit entfernt. Pescatore sagte gerade zum Rektor:

„Ich kann mich über das ganze Verhalten gar nicht genug entrüsten. Ich hätte es auch dann mißbilligt, wenn garantiert nur Lehrer und Studenten zugegen gewesen wären. Selbst dann ist es unerhört, die Wissenschaft auf den Markt zu tragen! Und so erst recht! Jeder beliebige Straßenpassant konnte der Vorführung beiwohnen, und es haben auch viele zugesehen.“

„Ich gebe meinem Kollegen Pescatore völlig recht“, bemerkte Papone, Professor für Grammatik, „wie mir scheint, ist Galilei zu faul, um sich gründlich in die Lehren von Aristoteles zu vertiefen, und nun will er das nötige Wissen durch solch gauklerische Darbietungen ersetzen.“

„Ich verstehe das Ganze nicht“, sagte jetzt Francescani, der Theologieprofessor, „vor allem aber verstehe ich mich selbst nicht, warum ich überhaupt dorthin gegangen bin. Sind dies wirklich die Fragen, die einen Gelehrten beschäftigen? Gibt es keine anderen Probleme? Seit Jahrhunderten grübeln die angesehensten Theologen darüber nach, ob Christus die Menschheit hätte erlösen können, wenn er als Däumling zur Welt gekommen wäre; oder ob es im Paradies Exkreme gibt. Oder warum Jesus nicht doppelgeschlechtlich war*. Und wo es auf diese wirklich wichtigen Fragen noch keine befriedigenden Antworten gibt, da kommt dieser – entschuldigen Sie den Ausdruck – Milchbart daher, stiehlt ehrwürdigen gelehrten Männern mit solch lächerlichen, marktschreierischen Gaukeleien die Zeit und untergräbt das Ansehen der Wissenschaften. Wirklich unerhört!... Ich glaube, es würde nichts schaden, diesem jungen Mann mehr Bescheidenheit und mehr Achtung beizubringen!“

„So ist es, ganz meiner Meinung!“ stimmten mehrere zu. Aus dem Hintergrund ließ sich eine Stimme vernehmen: „Wir werden sie ihm beibringen!“

* Wie unglaublich es auch heute klingen mag, die scholastische Philosophie hat noch zur Zeit Galileis über solche ‚Probleme‘ gegrübelt. (Siehe z. B. R. Laemmel, „Galileo Galilei und sein Zeitalter“, S. 17–18.)

„Das ist doch Galilei! Wie kommt Ihr mitten im Studienjahre nach Florenz?“ fragte eine heitere Stimme an der Ecke der Piazza della Signoria. Es war Guidubaldo del Monte.

„Ich habe Pisa verlassen“, antwortete der junge Mann und winkte ab. „Euch zu sehen aber freut mich sehr.“

„Ihr habt Eure Stelle aufgegeben? Weshalb?“

„Es ist vieles zusammengekommen. Eine lange Geschichte.“

„Aber mich interessiert sie. Wenn es Euch nichts ausmacht, erzählt sie mir. Bei einer Flasche Wein redet es sich leichter. Ich kenne hier in der Nähe ein gutes Gasthaus.“

Sie überquerten einige schmale Straßen, gingen an der Kirche Santa Croce vorüber und kehrten in die Via dei Malcontenti ein.

„Wir sind schon da“, sagte der Offizier, auf eine offene Tür zeigend, über der auf dem Schild ein riesiger Goldfasan zu sehen war. „Nun erzählt. Ich bin sehr neugierig“, kam er auf das Thema zurück, nachdem sie an einem Tisch Platz genommen und del Monte eine Flasche Chianti* bestellt hatte.

„Wie schon gesagt, es hat sich vieles ereignet“, wiederholte Galilei. „Ich sah von Anfang an, daß mich meine Kollegen nicht sehr mochten. . . Zugegeben, ich sie auch nicht“, fügte er lachend hinzu. „Eine schwerfällige Gesellschaft! Keiner von ihnen sieht über die Nase des Aristoteles hinaus. Und überhaupt nicht mehr verzeihen konnten sie mir, daß ich mit einem Versuch vom Schiefen Turm vor aller Welt den Beweis erbrachte, daß sie im Irrtum sind. Vorher konnten sie mich nicht besonders leiden, von nun an aber haßten sie mich alle. Da kam ihnen die Geschichte mit dem elenden Hafenräumer sehr gelegen.“

„Was für ein Hafenräumer? Doch nicht der des Giovanni Medici?“

* Ein bekannter italienischer Rotwein.

„Doch, der war es. Kennt Ihr den Vorfall?“

„Gerade vor ein paar Tagen habe ich davon gehört. Ganz Livorno amüsiert sich darüber.“

„Weshalb denn?“

„Ich weiß nur vom Hörensagen davon. Mir scheint, Ihr kennt ihn besser. Übrigens sind wir hierhergekommen, damit Ihr erzählt. Berichtet erst mal, was es mit diesem Hafenräumer auf sich hatte, dann will ich Euch auch sagen, was ich darüber weiß.“

„Ich hatte eigentlich nicht allzuviel damit zu tun. Dieser Giovanni Medici hatte Pläne für einen Hafenräumer ausgearbeitet. Die Bucht von Livorno ist sehr verschlammmt und sollte gesäubert werden. Es wäre ein Monstrum von einem Apparat geworden, der sehr viel Material erfordert hätte. Man wollte den Hafenräumer nicht blindlings herstellen lassen, deshalb sandte man der Universität die Baupläne zu, damit man dort prüfe, ob die Vorrichtung geeignet sei. Die Universität aber gab mir die Zeichnungen zur Begutachtung. Damals fühlte ich mich sehr geehrt. Heute habe ich den Verdacht, daß man mir absichtlich eine Falle stellte.“

„Wie das?“ erkundigte sich del Monte und schenkte beiden Wein ein. „Auf Euer Wohl!“

Sie stießen an, und Galilei fuhr fort:

„Ein Blick in die Baupläne genügte, um jedermann erkennen zu lassen, daß der Plan unausführbar war. Unmöglich, daß die Herren Professoren dies nicht gesehen hatten. Aber wer sollte es dem Neffen des Großherzogs sagen? Da kam einer auf den Gedanken, daß Galileo Galilei dafür der richtige Mann sei. Damit trafen sie zwei Fliegen mit einer Klappe: Sie waren den Apparat los und auch Galilei. Und ich fiel darauf rein. Ich sah mir die Baupläne an und schrieb klipp und klar, daß der Hafenräumer völlig unbrauchbar sei. Giovanni Medici war außer Rand und Band. Er hetzte seinen Vater gegen mich auf und dieser den Großherzog. Die Kollegen an der Universität aber wuschen sich die Hände in Unschuld: Sie hatten nichts gesagt, Galilei hat das Gutachten gegeben.“

„Ihr habt also offen ausgesprochen, daß der Hafenräumer nichts taugt?“ unterbrach ihn del Monte.

„Was hätte ich sonst tun können? Ich hätte der Falle nur entgehen können, wenn ich gesagt hätte, daß ich nichts davon verstehe, und mich so einer Meinung enthalten hätte... Aber auch das war nicht möglich. Wenn ich aber meine Meinung sagen muß, dann kann ich doch nicht lügen! Es hätte sich ja sowieso herausgestellt.“

„Wie auch geschehen ist“, übernahm jetzt der Offizier das Wort. „Dieser junge Medici hat es durchgesetzt, daß der Hafenräumer gebaut wurde. Als er fertig war, ließ man ihn in Livorno vom Stapel laufen. Schon dabei gab es große Schwierigkeiten. Niemand vermochte dieses erschreckende Ungeheuer zu lenken. Es stieß mit einem Zweimaster zusammen und brachte diesen zum Sinken. Ihr könnt Euch vorstellen, was das für einen Spektakel gab. Doch einerlei. Endlich wollte man den Hafenräumer in Betrieb nehmen. Er kreischte, quietschte, dröhnte, räumte aber keinen Schlamm. Man fing an, Verschiedenes umzustellen, zu montieren und zu verbessern. Das Ende war, daß ein Antriebsarm brach, einen Mann traf und diesen ins Meer schleuderte. Mit Mühe und Not konnten sie den Unglücklichen mit gebrochenem Bein aus den Wellen fischen. Natürlich schöpfte der Hafenräumer noch immer keinen Schlamm, doch jetzt wagte niemand mehr, ihn anzurühren. Er steht in irgendeinem Winkel des Hafens und wird vom Rost zerfressen. Wie gesagt, ganz Livorno amüsiert sich darüber.“

Del Monte schenkte wieder ein.

„Auf das Wohl des großherzoglichen Erfinders“, sagte er spöttisch und stieß mit Galilei an. „Deshalb also müßtet Ihr Pisa verlassen?“

„Ich hätte es vielleicht nicht gemußt, aber meine Lage war äußerst peinlich. Früher oder später hätten sie mich auf jeden Fall fortgeekelt. Spätestens nach Ablauf der drei Jahre, für die meine Berufung galt. Wozu sollte ich da bleiben? Für diese kargen sechzig Scudi?“

„Habt Ihr noch immer nicht mehr erhalten? Eine Schande!“

„Nein. Sechzig Scudi im Jahr. Dafür lohnte es wirklich nicht, weiter zu bleiben.“

„Nein, da habt Ihr recht.“

„Hinzu kam, daß sich der Gesundheitszustand meines Vaters immer mehr verschlechterte.“

„Ich habe gehört, daß er im Sommer verstorben ist. Mein aufrichtiges Beileid!“

„Danke.“

Sie schwiegen eine Weile, dann fragte del Monte:

„Wie alt war der alte Herr?“

„Einundsiebzig Jahre.“

„Ein schönes Alter! Ich sage das nicht zum Trost, aber ich will sehr zufrieden sein, wenn ich einmal so alt werde.“

Galilei antwortete nicht, nickte nur wortlos. Del Monte aber bestellte noch eine Flasche Wein, schenkte ein und fragte dann:

„Und womit beschäftigt Ihr Euch jetzt?“

Die Augen Galileis leuchteten auf.

„Mit etwas, von dem ich glaube, daß es Euer Ehren ganz besonders interessieren wird.“

„Um was geht es dabei?“ fragte del Monte lebhaft.

„Um die Bewegung geschleuderter Körper. Auch die Flinten und die Kanonenkugel sind doch geschleuderte Körper, nicht wahr?“

„Gewiß doch! Und seid Ihr schon zu einem Ergebnis gekommen?“

„Zu einem Ergebnis schon, aber es bleibt da noch allerhand zu erforschen. Es darf aber schon mit Sicherheit angenommen werden, daß die Flugbahn parabolisch ist. . .“

„Parabolisch?“ fragte der Offizier zweifelnd.

„Ja. Es ist ganz bestimmt eine Parabel“, antwortete Galilei entschieden. „Wenngleich es den Anschein hat, daß es sich um eine etwas deformierte Parabel handelt, deren absteigende Linie etwas steiler ist. Ich glaube, dies wird durch den Widerstand der Luft verursacht. . . im wesentlichen aber ist es eine Parabel. Ich habe darüberhinaus auch schon ausgerechnet, daß ein Kör-

per, der mit einem Neigungswinkel von fünfundvierzig Grad geschleudert wird, die größte Entfernung erreicht.“

„Mit anderen Worten, mit einem Ausgangswinkel von fünfundvierzig Grad kann man mit einer Kanone am weitesten schießen“, formulierte der Offizier die These um.

„So kann man es auch sagen. Euch interessiert die Flugbahn der Kanonenkugel natürlich am meisten.“

„Selbstverständlich“, lachte del Monte. Im ernstesten Ton fuhr er dann fort. „Wenn man das Gesetz über die Bewegung der geschleuderten Körper genau berechnen könnte, wäre dies für die Artillerie von großem Nutzen. Beim Zielen.“

„Das ist vielleicht gar keine so schwierige Aufgabe. Bei einer Kanonenkugel dürfte die Abweichung von der Parabel vermutlich nur ganz gering sein. Je schwerer ein Gegenstand ist, um so leichter überwindet er den Widerstand der Luft.“

„Ich wiederhole, es wäre von großem Nutzen, wenn man die Flugbahn genau berechnen könnte. . . Aber ich befürchte, daß Ihr von solchen Berechnungen nicht recht leben könnt, und wie sehr ich Eure Forschartätigkeit auch schätze, eine Bezahlung erhaltet Ihr dafür nicht.“

„Das stimmt. Und dabei muß ich jetzt die ganze Familie ernähren, meine Mutter, meine beiden Schwestern und meinen jüngeren Bruder. . . Ich gebe Stunden, was bleibt mir sonst übrig.“

„Hm, das ist ein hartes Brot!“ Del Monte schüttelte den Kopf. „Wir wollen sehen, was sich machen läßt. Zum Glück seid Ihr ein junger Mann, der bei kleinen Schwierigkeiten nicht gleich verzweifelt.“

„Ich verzweifle nicht, aber. . .“

„Wir werden sehen“, wiederholte del Monte und erhob sich. „Es hat mich sehr gefreut, daß wir uns getroffen haben.“

In der Tür des Gasthauses verabschiedeten sie sich voneinander. Galilei empfand eine gewisse Enttäuschung. Als del Monte sich nach seiner finanziellen Lage erkundigt hatte, hatte er für einen Augenblick gehofft, daß er ihm vielleicht helfen könnte. Statt dessen hatte er nur den billigen Zuspruch erhalten, daß er

noch jung sei und wegen einer kleinen Schwierigkeit nicht gleich verzweifeln würde. Wenn del Monte wüßte, wie groß die Last war, die er zu tragen hatte!

Dann schämte er sich plötzlich dieser Gedanken. Schließlich hatte ihm der Offizier in Pisa schon einmal eine Anstellung verschafft. Es war nicht die Schuld del Montes, daß die Sache diesen Ausgang genommen hatte. Schließlich konnte er nicht von ihm erwarten, daß er sich bis ans Ende seines Lebens um ihn kümmerte!

Mißgelaunt kam er nach Hause. Daheim ärgerte er sich über das Geigengewimmer aus dem Nebenzimmer. Dabei wußte er gut, wie unrecht er hatte: Michel Angelo gab Geigenunterricht. Es war sehr lobenswert von ihm, daß er mit seinen sechzehn Jahren schon bestrebt war, etwas Geld mit zu verdienen. Aber es fiel ihm dennoch schwer, das Gefiedel des Schülers zu ertragen.

Er hatte jetzt keine Lust zu arbeiten, lieber hätte er sich mit jemandem unterhalten, aber seine Schwester Virginia stickte vertieft an ihrer Aussteuer. Seine kleinere Schwester Livia half der Mutter in der Küche. Er nahm seinen Lieblingsautor Ariosto hervor und begann zu lesen. Nach einer Weile klappte er das Buch zu und starrte wortlos vor sich hin. Plötzlich beschloß er, am nächsten Tag ein neues Leben zu beginnen. Das beruhigte ihn.

Natürlich brachten die folgenden Tage keine besondere Änderung. Den größten Teil seiner Zeit nahmen die Privatstunden in Anspruch, obwohl er sich gern auch mit anderen Dingen beschäftigt hätte. Ihm schwebte ein Mechanismus vor, mit dem man das Rechnen erleichtern könnte. Vereinfachen. Wenn man zum Beispiel das Multiplizieren in Addieren und das Dividieren in Subtrahieren verwandeln könnte, wie dies bei den Exponenten der Potenzzahlen der Fall ist. Wenn man das beliebig auf andere Zahlen übertragen könnte! So etwas müßte man erfinden, das würde die Arbeit der Kaufleute erleichtern. Sie würden die Erfindung gern kaufen, und man könnte schönes Geld damit verdienen. Das würde seine Lage zu Hause verbes-

sern. Nur wußte er noch nicht, wie er an die Aufgabe herangehen sollte. Dann fiel ihm ein, daß er Salviati schon lange besuchen wollte und es immer wieder aufgeschoben hatte. Es war wirklich nicht schön von ihm, daß er sich noch nicht bei ihm hatte sehen lassen, seit er aus Pisa zurückgekommen war. In den nächsten zwei Tagen hatte er keine Zeit, aber am dritten Tag suchte er ihn auf.

„Nun, ich habe schon geglaubt, Ihr habt mich ganz vergessen. Wie ich hörte, seid Ihr doch schon seit mindestens drei Monaten zu Hause“, empfing ihn Salviati.

„Sogar noch länger“, antwortete Galilei, „schon im Mai habe ich Pisa den Rücken gekehrt.“

„Ihr hattet recht. Del Monte hat mir die Umstände erzählt, die er von Euch erfahren hat. Ich stimme Euch voll und ganz zu, daß Ihr offen Eure Meinung über diesen schwerfälligen Hafenträger gesagt habt.“

Galilei wollte etwas erwidern, aber Salviati ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt. Daß Offenheit und Mut eine schöne Tugend sind, daß Ihr aber jetzt dasteht, mit den Sorgen der ganzen Familie auf dem Halse, und keine angemessenen Einkünfte habt.“

„Die hatte ich dort auch nicht gerade, hinzu kam...“

„In der Tat, manchmal scheint es“, fuhr der Gastgeber unbeirrt fort, „daß hier und da ein kleiner Kompromiß recht nützlich sein kann. Erst ist es ein kleiner Kompromiß, dann wird es ein größerer. Schließlich ist es schon gar kein Kompromiß mehr, sondern ein ausgesprochener Verrat an der Wissenschaft, ein Verrat an unserer eigenen Überzeugung und Ehre. Es fängt meistens so an und setzt sich dann unvermeidlich auf diese Weise fort. Aber glaubt mir, mein lieber junger Freund, auf längere Sicht ist es auch kein schlechtes Geschäft, ein ehrlicher Mensch zu sein. Sicherlich versteht Ihr mich. Ich denke nicht nur daran, daß jemand nicht stiehlt, raubt und mordet; sagen wir, das ist selbstverständlich. Es geht um viel mehr: Für mich ist derjenige anständig, der seine Überzeugung nicht ver-

leugnet, auch dann nicht, wenn ihm seine Offenheit im Augenblick Nachteile bringt. Ich sage noch einmal, letzten Endes ist Ehrlichkeit das beste Geschäft.“

„Daran habe ich bei dem Hafenräumer gar nicht gedacht.“

„Ich weiß, das weiß ich sehr gut. Es ist nur als Trost gedacht. Wie ich höre, spricht man, seit sich die Unbrauchbarkeit des Hafenräumers von Giovanni Medici in der Praxis erwiesen hat, mit großer Anerkennung von Euch, denn Ihr hattet es vorausgesagt.“

„Vorerst habe ich von dieser Anerkennung keinen großen Nutzen.“

„Aber er kann noch kommen, kann leicht kommen. Übrigens wird auch über Euren Versuch vom Schiefen Turm in Pisa viel gesprochen. Ich will nicht behaupten, daß es die Professoren der Universität sind, aber andere.“

Er stand auf, zog an der Klingelschnur neben der Tür und ließ durch den eintretenden Diener Früchte und Wein bringen. Dann fuhr er fort:

„Wißt Ihr, was mir an der ganzen Sache am meisten gefällt? Nicht, daß Ihr Aristoteles widerlegt habt, sondern die Methode. Daß jemand sich hinstellt und sagt: Leute, glauben wir nicht alles auf bloße schöne Worte hin, sondern sehen wir uns mit eigenen Augen an, wie sich die Sache verhält. Vielleicht könnt Ihr, lieber junger Freund, selbst nicht ermessen, wohin es führen wird, wenn sich das einmal allgemein durchsetzt. Wenn es die Menschen einmal für selbstverständlich halten werden, keinerlei Autorität einfach nur zu glauben, sondern mit eigenen Augen zu schauen und mit eigenem Kopf denken zu lernen. Ich glaube, damit nimmt etwas seinen Anfang, was imstande ist, die ganze heutige Welt zu verändern. Nicht nur Euer Lieblingsfach, sondern alle, in erster Linie die Mutter der Wissenschaften selbst: die Philosophie. Und damit natürlich auch die Moral, das Verhalten der Menschen... also unsere gesamte heutige Welt... Wenn ich sage, damit wird eine Umwandlung einsetzen... dann habe ich mich eigentlich falsch ausgedrückt, sie hat schon eingesetzt. Ihr, junger Freund, habt es in Gang

gebracht. Gestern entrüstete man sich noch darüber, heute wundert man sich, morgen wird man es für natürlich halten und übermorgen nachahmen. Und dann ist Schluß mit der Herrschaft der hohlen Autoritäten, und die freie Welt der denkenden Menschen wird ihren Platz einnehmen.“

„Es ist überaus ehrenvoll für mich, daß Ihr meiner Forschungsmethode so große Bedeutung beimeißt, wenngleich ich befürchte, daß Ihr sie stark überschätzt.“

„Nein, nein. Davon, so glaube ich, verstehe ich mehr... Für mich ist es leicht“, fügte er mit ironischem Lächeln hinzu, „ich kann mich auf sechsundzwanzig Jahre Erfahrung stützen. Glaubt mir... Nehmt Euch von diesen Feigen! Sie schmecken ausgezeichnet.“

Galilei nahm sich eine Frucht und antwortete dann:

„Ich wende meine Methode keinesfalls deshalb an, weil ich die Welt verändern will...“

„Das meine ich auch nicht. Aber sie wird dies zur Folge haben.“

„...ich wende sie an, weil sie mir als das einzig Vernünftige erscheint. Anfangs beschränkte ich mich nur auf Beobachtungen. Dann kam ich dahinter, daß es in der Natur viele störende Umstände gibt, viele Zufälle. Aus den Zufällen mit unendlich vielen Möglichkeiten läßt sich kein feststehendes Wissen schöpfen. Zu genauen und exakten Ergebnissen kann man nur gelangen, wenn man die Zufälle der Reihe nach ausschaltet, bis man zu den von allen äußeren Zufälligkeiten freien, reinen Naturgesetzen gelangt, das heißt, bis man in dem Veränderlichen das Unveränderliche findet. Das jedoch kann man nur auf experimentellem Wege erreichen.“

„Freilich experimentiert Ihr nicht, um eine neue Welt zu schaffen, sondern weil Ihr das für den zweckmäßigsten Weg haltet, um die Natur kennenzulernen“, erwiderte Salvati lächelnd. „Aber daß Ihr das für den besten, einzig richtigen Weg haltet und nicht das Einpauken irgendwelcher dicken Folianten, gerade das zeigt, daß eine neue Welt im Entstehen ist. Doch darüber brauchen wir nicht zu diskutieren. Eine solche Geburt

geht nicht von heute auf morgen vonstatten, wir werden im besten Falle die Geburtswehen empfinden, bei der Geburt selbst wird wohl keiner mehr von uns am Leben sein, ich auf keinen Fall. . . Sprechen wir über etwas anderes. Wann habt Ihr del Monte das letztemal gesehen?“

„Vor etwa zehn Tagen. . . Ja, zehn Tage mögen es her sein.“

„Seitdem nicht wieder? Dann wird er Euch sicher recht bald aufsuchen.“

„Mich? Warum?“

„Hat er Euch nichts gesagt? Es kann sein, daß ich jetzt ein Geheimnis verrate, wenngleich es nicht meine Absicht war. Dabei hätte ich es mir denken können, denn das ist die Art del Montes, er sagt nie etwas im voraus. Na, nun ist es schon einerlei.“

„Verzeihung, Signore Salviati, ich verstehe von all dem kein Wort“, sagte Galilei ein wenig verwirrt.

„Wenn ich schon mal begonnen habe, dann will ich sagen, was ich weiß, aber tut vor del Monte so, als hättet Ihr von mir kein Wort erfahren. Del Monte hat in Eurer Angelegenheit an drei Stellen geschrieben. Wie mir scheint, gleich nachdem er mit Euch gesprochen hatte. Gestern war er bei mir und teilte mir erfreut mit, daß er aus Venedig einen sehr vielversprechenden Brief erhalten hat. Man wird Euch wahrscheinlich an der Universität von Padua anstellen. Auf die endgültige Antwort muß jedoch noch einige Tage gewartet werden. Ich glaubte, Ihr wüßtet schon Bescheid.“

„Nein. Ich höre zum erstenmal davon und gestehe, es überrascht mich sehr. Als ich del Monte vor einiger Zeit traf, war auch von meiner nicht gerade rosigen finanziellen Lage die Rede, aber ich hatte damals den Eindruck, meine Probleme seien ihm ziemlich gleichgültig. Wie es scheint, habe ich mich geirrt.“

„Ja, da habt Ihr Euch geirrt, junger Freund. Del Monte hat vor mir zum Ausdruck gebracht, daß in Eurer Angelegenheit unbedingt etwas getan werden müsse, und er war außerordentlich glücklich, daß aus Venedig dieser erfolversprechende Bescheid gekommen ist. Aber jetzt bin ich mir schon im klaren,

daß er Euch nicht eher etwas sagen wird, bis die Sache völlig unter Dach und Fach ist.“

„Ich weiß gar nicht, wie ich ihm dafür danken soll“, sagte Galilei verlegen.

Salviati lächelte.

„Ich weiß. Del Monte erwartet von Euch sehr viel auf wissenschaftlichem Gebiet. Erfüllt diese Hoffnungen, das wird der schönste Dank für ihn sein!“

„Aber welchen Nutzen hat er davon?“

„Einen Nutzen hat er nicht. Aber es freut ihn. Und jemandem eine Freude zu bereiten, ist ein schöneres Geschenk, als ihm zu einem Nutzen zu verhelfen.“

„Ich werde mich bemühen“, antwortete der junge Mann und erhob sich.

In den nächsten Tagen wartete er voller Ungeduld auf eine Nachricht Guidobaldo del Montes. Aus den Tagen jedoch wurden Wochen, und es ereignete sich nichts, erkundigen wollte er sich nicht bei dem Offizier, was nach dem Gespräch mit Salviati zu urteilen, auch nicht viel Sinn gehabt hätte. So war seine Hoffnung schon langsam geschwunden, als ihn nach reichlich einem Monat ein Soldat mit einem Brief del Montes in seiner Wohnung aufsuchte. In dem Schreiben teilte del Monte mit, daß die venezianische Signoria* Galileo Galilei mit einem Jahresgehalt von einhundertfünfundachtzig Dukaten** für die Zeit von sechs Jahren, bis 1598, als Professor der Mathematik an die Universität Padua als Nachfolger für Giuseppe Moletti berufe. Falls er nähere Einzelheiten erfahren möchte, sollte er die Güte haben, del Monte aufzusuchen.

* Rat der Stadt Venedig.

** Der heutige Kaufwert beträgt etwa neuntausend Mark.

II. DIE SICHEL DER VENUS

1.

Die Vorlesung war zu Ende, und die Studenten, die den Saal bis zum Bersten gefüllt hatten, strömten der Tür zu. Es mochten mindestens zweihundert sein, die jetzt lärmend, polternd, einander stoßend hinausstrebten. Nur Noailles und Sagredo, zwei zweiundzwanzig- oder dreiundzwanzigjährige Studenten, hielten sich zurück und warteten geduldig.

„Eigentlich muß es ermüdend sein, jede Stunde zweimal zu halten und noch dazu vor so einer Menge“, bemerkte Noailles.

„Zweifellos. Zugleich ist es die größte Anerkennung, daß er soviel Zuhörer hat!“ antwortete Sagredo, höflich auf Latein überwechselnd.

„Nein, nein! Sprechen wir nur italienisch, Francesco“, wehrte sein Freund ab. „Ich will mich üben. Bis ich nach Paris zurückkehre, möchte ich fließend italienisch sprechen.“

Sagredo lachte auf.

„Das willst du also so nebenbei lernen. Und das Schulgeld einsparen!“

„Natürlich“, antwortete Noailles ernst, „das war der Hauptgrund, warum ich nach Padua gekommen bin. Wenn ich nur die Universität hätte besuchen wollen, dann hätte ich in Paris bleiben können. Die Sorbonne kann sich mit der hiesigen durchaus messen.“

„Na, na!“ In Sagredo regte sich gekränkte Eitelkeit. „Du siehst ja selbst, daß hierher sogar Studenten aus den protestantischen Staaten, aus den Niederlanden, aus Sachsen, aus den Hansestädten und aus Schweden kommen. Kommen die auch nach Paris?“

„Die gibt es auch in Paris“, antwortete Noailles entschieden, obwohl er nicht wußte, ob es tatsächlich so war.

„Na, und gibt es dort auch Professoren, bei deren Vorlesungen die Hörsäle so überfüllt sind? Und wie jung dieser Galilei noch ist! Vielleicht noch nicht einmal dreißig.“

„Ich glaube, wir sollten jetzt gehen! Es schickt sich nicht, daß er auf uns wartet“, besann sich Noailles, als der Name Galilei fiel.

In der Tat waren nur noch einige Studenten im Saal, und schließlich gingen sie als letzte zur Tür hinaus. Noailles und Sagredo liefen den Gang entlang und dann hinauf in den zweiten Stock, wo sich die Zimmer der Professoren befanden. Galilei war noch nicht oben, kam aber einige Minuten später eiligen Schrittes die Treppe herauf.

„Seid Ihr schon lange da?“ fragte er, und ohne die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Cremonini hat mich erwischt und gerade diesen Zeitpunkt für eine lange philosophische Darlegung als besonders geeignet empfunden. Er hat mir auseinandergesetzt, daß ich als Physiker sehr wohl wissen müsse, daß Aristoteles in allem recht habe, wenn also Aristoteles behauptet, die Welt sei unvergänglich, dann sei dies eine unumstößliche Tatsache. Er lehre dies auch so, und seinetwegen könnte sich die Inquisition auf den Kopf stellen.“

„Das ist ja allerhand!“ rief Noailles. „Und was wird er sagen, wenn ihn das heilige Tribunal nach Rom bringen läßt?“

„Wie stellst du dir das vor?“ protestierte Francesco heftig. „Die Republik Venedig pflegt ihre Philosophen nicht an Rom auszuliefern.“

„Nein?“ Noailles schüttelte spöttisch den Kopf. „Und Giordano Bruno? Ihn hat man, wenn ich mich recht entsinne, im vergangenen Jahr dem Glaubensgericht ausgeliefert.“

„Giordano Bruno war ein Ausnahmefall. Ein ganz großer Ausnahmefall“, erklärte Sagredo. „Und wenn du dich so gut entsinnst, dann mußt du auch noch wissen, welch Mißfallen es überall erregte, daß man ihn auslieferte. Gerade, weil wir dergleichen nicht gewöhnt sind. . . Und was ist die Meinung von Herrn Professor über die Unvergänglichkeit der Welt?“ wandte er sich an Galilei, um das Gespräch auf etwas anderes zu lenken.

„Ich habe darüber noch nicht nachgedacht. Ich bin Physiker und kein Philosoph. Aber als Physiker weiß ich, daß Aristoteles

sich so manches Mal geirrt hat. Unabhängig davon kann er darin recht haben... Aber ich wollte mit Euch nicht darüber sprechen.“

„Nein, sondern über den Proportionalzirkel...“ bemerkte Noailles.

„Ich habe gesehen, daß er Euch besonders interessiert hat, so will ich ihn Euch zeigen.“

Er nahm ein zirkelförmiges Gerät hervor und reichte es ihnen.

„Ihr wißt“, erklärte er, „daß die Operationen mit den Exponenten der Potenzzahlen um eine Rechenstufe niedriger werden. Die Multiplikation vereinfacht sich zur Addition, die Division zur Subtraktion, die Potenzierung zur Multiplikation und das Radizieren zum Dividieren. Das läßt sich freilich nur bei gleicher Basis anwenden. Ich habe mir schon lange überlegt, wie günstig es wäre, wenn man die Operationen auch bei Zahlen mit unterschiedlicher Basis auf diese Weise vereinfachen könnte.“

„Daß man also zwei beliebige Zahlen multiplizieren könnte, indem man sie auf irgendeine Weise addiert? Und daß man das Dividieren durch Subtrahieren ersetzt?“ fragte Sagredo.

„So ist es. Da kam mir vor etwa anderthalb Jahren, noch zu Hause in Florenz die Idee, daß dies nur mit einem Gerät zu lösen wäre. Seither habe ich viel darüber nachgedacht, und jetzt ist es mir endlich gelungen. Ihr haltet eins der ersten Exemplare in der Hand.“ Er ließ sich das Gerät wieder geben und erklärte: „Seht Ihr, auf beiden Schenkeln sind Zahlen und daneben kleine Striche. Nehmen wir eine Multiplikation, zum Beispiel 7×37 . Den rechten Schenkel ziehe ich jetzt aus, bis zu dem Punkt, wo auf dem linken die 7 steht. Auf dem rechten suche ich die 37, und deren Strich fällt mit einem Strich des linken Schenkels zusammen, neben dem 259 steht.“

Noailles rechnete, schnell vor sich hinmurmelnd, nach, wobei man verstehen konnte, daß er es französisch tat.

„Das Resultat ist tatsächlich 259!“ rief er voller Anerkennung.

Der Professor überreichte ihnen nun wieder den Proportionalzirkel, die beiden Studenten aber konnten nicht genug damit

probieren. Mal rechnete der eine, mal der andere, dabei nahmen sie einander das Gerät aus der Hand.

„Das läßt sich nicht nur für wissenschaftliche Zwecke verwenden, sondern auch im praktischen Leben“, stellte Sagredo fest. „Für Bankiers, Kaufleute und sogar für Schiffer ist der Zirkel unschätzbar. Es würde sich lohnen, ihm in großer Anzahl herzustellen!“

„Natürlich läßt er sich hauptsächlich im praktischen Leben nutzen“, stimmte Galilei zu. „Ich möchte in meiner Werkstatt eine ganze Anzahl davon anfertigen. Da bekomme ich wenigstens einmal Geld zu sehen.“ Er lachte auf. „Wann fährt Ihr nach Hause zu Euren Eltern?“ wandte er sich an Sagredo.

„Ende der Woche.“

„Wenn es Euch Sonnabend früh paßt, können wir zusammen reisen. Ich habe in Venedig zu tun. Wir haben zu zweit im Wagen Platz, da vergeht die Zeit schneller.“

„Sehr liebenswürdig, Herr Professor, ich fahre gern mit.“

„Habt Ihr Gepäck?“

„Nein. Ich komme ja in ein oder zwei Tagen wieder zurück.“

„Dann seid Sonnabend früh um acht Uhr bei mir! Von dort fahren wir ab.“

Francesco war pünktlich, er kam sogar einige Minuten zu früh. Bald darauf traf auch der Wagen ein, und eine Viertelstunde später trabten die beiden Pferde mit den Reisenden schon zwischen Ackerfeldern dahin. Es war herrliches Wetter, und Galilei betrachtete, sich auf dem Sitz zurücklehnend, die am blauen Himmel dahinziehenden weißen Lämmerwolken. Sein Schüler hielt es für unschicklich, ihn zu stören, und so betrachtete er wortlos die frische Saat. Sie waren vielleicht eine halbe Stunde gefahren, als der Professor plötzlich sagte:

„Diese Woche fiel mir ein seltsames Werk in die Hand, ein seltsames und unglaublich interessantes. Das Überraschende daran ist, daß es schon vor rund fünfzig Jahren erschienen ist und heute kein Mensch etwas darüber weiß. Obwohl...“

Er schwieg, schaute wieder zum Himmel empor, tief in Gedanken versunken, so daß sein Reisegefährte schon glaubte, es

folge wieder ein langes Schweigen. Doch Galilei fuhr unverhofft fort:

„Es wurde von einem Priester namens Kopernikus verfaßt und trägt den Titel *De revolutionibus orbium coelestium*.^{*} Der Autor behauptet darin nicht weniger, als daß sich sämtliche Himmelskörper um die Sonne drehen. Versteht Ihr: sämtliche! Also auch die Erde.“

Wieder schwieg er und beobachtete neugierig seinen Schüler. Sagredo blickte überrascht auf seinen Professor. Er wußte nicht, ob dieser scherzte oder im Ernst sprach. Aber von dessen Gesicht ließ sich nichts ablesen. Schließlich mußte er fragen:

„Aber wie soll das möglich sein? Wir sehen doch mit eigenen Augen, daß sich alles um die Erde dreht: die Sonne, die Planeten und die Sterne. Warum sollten wir Kopernikus mehr glauben als unseren eigenen Augen?“

Galilei lächelte.

„Ich habe mich nicht genau ausgedrückt. Kopernikus behauptet eigentlich nicht, daß sich die Erde und alle anderen Himmelskörper um die Sonne drehen. Das Buch hat ein Vorwort, und darin heißt es, daß der Inhalt des Werkes nur als Hypothese aufzufassen sei, mit deren Hilfe man die Bahn der Planeten wesentlich leichter errechnen könne.^{**} Und in der Tat, betrachtet man die Bewegung der Himmelskörper so, wird alles außerordentlich einfach, während nach dem Ptolemäischen System die Bahnen der Planeten voller komplizierter Schlingen und Epizyklen sind, wie Ihr ja gut wißt.“

„Nun, wenn es nur darum geht, daß man die Bahnen so leichter berechnen kann... und die Wirklichkeit anders ist...“ bemerkte Francesco.

* Über die Umläufe der Himmelskörper.

** Galilei konnte nicht wissen, daß das Vorwort nicht Kopernikus, sondern der Verleger des Buches geschrieben hatte, um der Zensur keine Handhabe gegen das Erscheinen des Werkes zu geben. Kopernikus bekam noch vor der Drucklegung des Buches eine Gehirnblutung und starb kurze Zeit darauf, so daß er nichts mehr von dem Vorwort erfuhr.

„Es geht nur darum“, stimmte Galilei bei, „zumindest nach der Ausführung des Buches. . . Aber ich habe den starken Verdacht, wenngleich man das heute nicht mehr beweisen kann, daß es nach der Ansicht des Kopernikus um viel mehr geht.“

„Um viel mehr?“ fragte Sagredo verwundert.

„Um mehr als eine Hypothese zur Erleichterung der Berechnungen. Man kann sich nicht vorstellen, daß jemand an die überaus komplizierte Bewegung der Planeten glaubt, wenn er weiß, daß all das viel einfacher zu erklären ist.“

„Herr Professor wollen also sagen. . .“

„Daß Kopernikus das Sonnensystem nicht nur zur Erleichterung der Berechnungen so aufgefaßt hat, sondern wirklich daran glaubte, daß nicht die Erde, sondern die Sonne der Mittelpunkt ist.“

„Warum hat er dann im Vorwort etwas anderes geschrieben?“

„Vielleicht hatte er Angst vor der Inquisition.“

Sagredo antwortete nicht gleich. Ganz in sich versunken saß er da und grübelte. Erst nach geraumer Zeit meinte er:

„Nein, das ist unmöglich! Es ist einfach lächerlich, auch nur zu denken, daß die Erde um die Sonne kreisen könnte. Wir sehen doch mit eigenen Augen die Sonne jeden Morgen aufgehen und abends untergehen, in der Nacht aber sehen wir die Sterne, die die gleiche Bahn zurücklegen. . . Nein, nein, das ist lächerlich – darüber kann man sich nur lustig machen.“

Galilei antwortete nicht. Er betrachtete den jungen Mann und dachte daran, daß er einer seiner besten Schüler war. Er hatte nicht nur einen scharfen Verstand, sondern war auch sonst ein sehr aufgeweckter Jüngling, den er sehr mochte. Und dieser ausgezeichnete Schüler hielt die Weltanschauung des Kopernikus einfach für lächerlich. Was konnte er da bei anderen erhoffen? Nein, wenn er sich nicht selbst der allgemeinen Lächerlichkeit preisgeben wollte, konnte er nicht mit der Behauptung vor die Welt treten, daß die Erde um die Sonne kreise und nicht umgekehrt. Es war noch ein langer Weg, bis er dies offen verkünden konnte. Bewußt lenkte er das Gespräch auf etwas anderes.

„Weiß man zu Hause, daß Ihr heute ankommt?“ fragte er den jungen Mann.

„Gewiß. Den Sonntag verbringe ich immer zu Hause. Heute treffe ich höchstens etwas früher ein als gewöhnlich. Obwohl das auch schon vorgekommen ist. . . Man wird sich freuen, wenn ich erzähle, daß ich mit Herrn Professor gereist bin. Würdet Ihr uns nicht heute zum Mittagessen beehren?“

„Sehr liebenswürdig, vielen Dank, aber ich habe heute keine Zeit. Ich fahre ja nach Venedig, weil ich dort etwas zu erledigen habe. . . Übrigens erscheine ich nicht gern unverhofft, wo man mich nicht kennt.“

„Aber nicht doch!“ widersprach Sagredo. „Meine Eltern kennen Herrn Professor sehr gut, ich habe ihnen viel von Euch erzählt.“

Galilei lachte auf.

„Ihr habt viel von mir erzählt? Und was?“

„Nun, was für ein Mensch Ihr seid, und wieviel Hörer Ihr habt. Daß Ihr jede Vorlesung zweimal halten müßt, weil im Saal nicht alle Studenten auf einmal Platz finden. Ich habe auch von Euren Versuchen und von Euren Ansichten erzählt“, antwortete der Student verlegen.

„Ich kann mir vorstellen, wie Ihr damit Eure Eltern gelangweilt habt. . . Aber ich habe heute wirklich keine Zeit.“

„Und morgen?“ drängte Sagredo weiter.

„Morgen? . . . Da ließe es sich vielleicht einrichten. . . wenn Ihr sicher seid, daß ich Euren Eltern nicht ungelegen komme.“

„Keineswegs, sie werden sich sehr freuen! Wir erwarten Euch also morgen zum Mittagessen.“

Venedig, die auf Inseln erbaute Stadt, war nicht mehr weit, und bald mußten sie aus dem Wagen steigen, um ihren Weg in einer Gondel fortzusetzen. Francesco war schnell daheim, Galilei aber ließ sich in Richtung des Rialto weiterfahren.

Am nächsten Tag, kurz nachdem die Glocken vom San Marco zu Mittag geläutet hatten, hielt die Gondel des jungen Professors vor dem Hause Sagredos. Das Gebäude stand am Ufer eines Seitenkanals des Canal Grande und zählte mit seinen zwei Ge-

schossen zu den kleineren Häusern. Das erste Geschloß war mit Marmorplatten verkleidet, das Stockwerk darüber bestand nur aus rohen Bruchsteinen, ein Zeichen dafür, daß das Geld des Erbauers schon knapp geworden war. Galilei wurde auf dem Treppenaufgang von Francesco empfangen und ins Zimmer geführt, wo bald darauf auch dessen Vater erschien. Er war ein leicht zur Fülle neigender Mann um die Fünzig, ein angesehener Bürger, der ein öffentliches Amt bekleidete, wie seine Silberkette um den Hals verriet.

„Wir freuen uns sehr, daß Ihr unser bescheidenes Haus beehrt und wir Gelegenheit haben, Euch nun auch persönlich kennenzulernen. Mein Sohn hat schon viel von Euch erzählt“, empfing er den Gast.

„Mindestens soviel Gutes könnte auch ich von Francesco sagen. Er ist einer meiner besten Studenten.“

„Es freut mich, wenn Ihr mit ihm zufrieden seid. . . Hier entlang!“ führte er Galilei durch einen Saal, doch bevor er die Tür öffnete, hielt er ihn plötzlich zurück und fragte mit gedämpfter Stimme: „Ich hoffe, es stört Euch nicht, daß ich auch einen alten Freund unseres Hauses eingeladen habe. Paolo Sarpi, einen ausgezeichneten Gelehrten, den vortrefflichsten Theologen der Republik. . . Zwei Jahre lang hat er im Kerker der Inquisition gesessen“, und schon öffnete er die Tür und bat den Gast einzutreten.

In dem Zimmer hielt sich in Gesellschaft der Frau des Hauses ein weißhaariger untersetzter Mann auf, der eine schlichte schwarze Soutane trug. Frau Sagredo war eine nicht mehr junge, aber noch immer stattliche Dame, der man ansah, daß sie einst auffallend schön gewesen sein mußte. Sie begrüßte den Gast mit betonter Freundlichkeit.

„Ich wollte Herrn Professor schon lange kennenlernen, soviel Gutes habe ich von Euch gehört.“

„Francesco ist voreingenommen und übertreibt“, wehrte Galilei ab.

„Oh, nicht nur von ihm! Gerade war Pater Sarpi“, sie zeigte auf den Priester, „voll des Lobes über Euch.“

„Ich habe Eure Abhandlung über die hydrostatische Waage gelesen und auch Euer neuestes Werk über den Proportionalzirkel. Beide haben mir außerordentlich gefallen“, bemerkte Sarpi. „Ich interessiere mich selbst für Naturwissenschaften, soweit es meine eng bemessene Zeit erlaubt.“

„Pater Sarpi ist Theologe, der erste Theologe der venezianischen Republik“, fügte Frau Sagredo erklärend hinzu.

„Ja, ich weiß“, antwortete Galilei. „In dieser Wissenschaft bin ich leider völlig unbewandert.“

„Euer Wissenszweig...“ begann Sarpi, aber in diesem Augenblick öffnete sich die Tür zum Nebenzimmer, worauf sich die Hausfrau erhob.

„Das Essen ist aufgetragen.“

Sie begaben sich ins Speisezimmer und nahmen Platz. Schweigend verzehrten sie den ersten Gang, dann ergriff Sarpi das Wort.

„Euer Wissenszweig“, wandte er sich an Galilei, „glaube ich, wird erst jetzt so richtig zum Aufschwung



kommen. Ich habe gehört, wie außergewöhnlich viele Hörer Herr Professor haben. Das ist einerseits zweifellos die schönste Anerkennung, andererseits aber gilt sie nicht nur der Person, sondern auch dem Wissenszweig selbst. Das Interesse für die Physik ist in großem Maße gewachsen.“

„Über Mangel an Schülern kann ich wirklich nicht klagen, aber die ganze Universität ist sehr stark besucht. . . Interessant, daß selbst die Ketzer in großer Zahl vertreten sind.“

Über das Gesicht Sarpi huschte ein kaum wahrnehmbares Lächeln.

„Meint Ihr die Protestanten aus dem Norden?“ fragte er.

„Natürlich.“

„Sie halten uns für Ketzer.“

„Mit welchem Recht? Es ist doch unbestritten, daß sie sich von der Kirche losgesagt haben.“

„So unbestritten ist das nicht. Sie behaupten, Rom sei den Lehren Christi und der Lebensform der frommen Christen der ersten Jahrhunderte untreu geworden. Darin steckt tatsächlich viel Wahres.“

Galilei schaute entsetzt auf den Theologen. Er wußte nicht, worüber er sich mehr wundern sollte, ob darüber, daß ein katholischer Priester, obendrein der erste Theologe der Republik, so dachte, oder darüber, daß er dies offen auszusprechen wagte. Sarpi gewahrte die Überraschung des Gastes und ging darauf ein.

„Ihr schaut Euch um?“ fragte er scherzhaft. „Ob nicht in irgendeiner Ecke ein Spitzel der Inquisition lauscht? Davor braucht Ihr hier keine Angst zu haben. Zum einen hört hier keiner zu und zum anderen würde es auch nichts ausmachen, denn in der venezianischen Republik haben weder die Inquisition noch ihre Kerkermeister, die Dominikaner und Jesuiten, zu befehlen.“

Die Dominikaner nannte er nicht *Dominicani*, sondern betont in zwei Worten *Domini canes*.*

* *Domini canes* = Hunde des Herrn; ein häufig angewandtes Wortspiel zur Bezeichnung der die Inquisition beherrschenden Dominikaner.

„Das verstehe ich nicht. Bei uns in Florenz. . .“

„Ich weiß. Wir wissen es alle“, unterbrach ihn Sarpi. „Der Großherzog von Toskana regiert nur von des Papstes Gnaden. Wenn er es wagte, sich ihm zu widersetzen, würde er eines schönen Tages erfahren, daß die Medicis fortan nicht mehr toskanische Großherzöge sind. Venedig dagegen ist aus eigener Kraft stark geworden. Wir benötigen die Gunst des Papstes nicht, infolgedessen brauchen wir nicht nach seiner Pfeife zu tanzen. Wir können leben, wie es uns beliebt. Wir haben weder einen Papst, noch einen Großherzog.“

„Aber einen Dogen!“* entgegnete Galilei.

„Der wird von uns gewählt, und wir wählen den, der unser Vertrauen genießt.“

„Das heißt, das Vertrauen der Patrizier“, bemerkte der alte Sagredo.

„Natürlich“, pflichtete ihm Sarpi bei. „Nicht das gemeine Volk wählt, sondern die Patrizier. Aber die wählen wirklich den, den sie haben wollen. Wenn es dem Papst nicht paßt, wen wir wählen und wie wir leben, daß bei uns jeder frei seine Meinung über die Inquisition oder auch über den Heiligen Vater selbst äußern darf“ – er gebrauchte die Bezeichnung Heiliger Vater das erstemal, und Galilei glaubte einen spöttischen Unterton darin gehört zu haben –, „so ist das seine Sache. Schließlich können wir auch Protestanten werden. Auch die Urchristen haben das Abendmahl in beiderlei Gestalt, Brot und Wein, genommen.“

„Ein Freund in Padua hat mir vorgehalten, daß die Republik Giordano Bruno doch an Rom ausgeliefert habe“, wandte jetzt Francesco ein.

Das Gesicht Sarpis verdüsterte sich.

„Das geschah aus politischen Gründen. . . Ich war dagegen, und ich werde mit all meinem Einfluß darauf drängen, daß sich in Zukunft ähnliches nicht wiederholen kann. Aber ich glaube, eine solche Gefahr droht auch nicht. Der Rat der Zehn mag

* Oberhaupt der Republik Venedig.

gelernt haben, daß man Rom auf diese Weise nicht befriedigen kann. Im Gegenteil, das weckt nur seinen Übermut. Wenn man ihm den kleinen Finger reicht, nimmt es gleich die ganze Hand.“

Für eine kurze Zeit trat Schweigen ein, der Diener räumte den Tisch ab.

„Wie steht es in der Angelegenheit des Kirchenbaues?“ erkundigte sich der Herr des Hauses.

„Ganz und gar unerfreulich. Rom beharrt darauf, daß Kirchen oder Klöster nur mit seiner Genehmigung gebaut werden dürfen.“

„Und die Republik?“

„Die Republik duldet da kein Hineinreden. Obwohl Rom uns durch die Blume schon zu verstehen gegeben hat, daß man auch vor einem Kirchenbann nicht zurückschrecke.“

„Und was wird dann?“ fragte Frau Sagredo erschrocken. „Wird man dann auf dem gesamten Gebiet der Republik nicht trauen, nicht taufen und keine Sakramente spenden?“

„So weit wird es nicht kommen!“ erwiderte Sarpi gelassen. „Wir werden uns dem Bann nicht unterwerfen.“

„Und der Papst?“

„Soll er tun, was er will! Ich habe schon gesagt, wir können auch Protestanten werden. Aber wir dulden nicht, daß er sich in unsere Rechte einmischt, und wir lassen nicht zu, daß die Inquisition bestimmt, was wir denken dürfen. Sonst können sie übermorgen jeden auf den Scheiterhaufen bringen, der nicht in allem mit Thomas von Aquino übereinstimmt oder“, hier blickte er vielsagend auf Galilei, „mit Aristoteles, dessen geistigem Ideal. Dabei gibt es keine größere Gefahr für die Wissenschaft, als wenn ihr im Interesse überholter philosophischer Ansichten die Hände gebunden werden.“

„So ist es“, stimmte Francesco begeistert zu.

„Natürlich“, antwortete auch Galilei. „Die wissenschaftliche Forschung kann nur in völliger Freiheit gedeihen.“

Frau Sagredo erhob sich, und die Männer folgten ihrem Beispiel.

„Bleibt noch, Pater Paolo! Ich möchte Euch in einer Angelegenheit um Rat bitten“, wandte sich der Hausherr an Sarpi.

„Ich jedoch muß mich verabschieden“, erklärte Galilei. „Ich habe mich sehr wohlgefühlt und bin Euch für die anregende Unterhaltung wirklich dankbar.“

„Hier wird man mich nicht von der Universität vertreiben, wenn ich Aristoteles widerlege“, dachte er bei sich, während er auf den Stufen des Palastes auf eine Gondel wartete.

Am Mittag des nächsten Tages traf er wieder in Padua ein. In seinem Quartier fand er einen Brief von zu Hause vor. Die Mutter teilte ihm mit, daß Virginia heiraten wolle, und schrieb dann weiter:

„... Sicherlich freust du dich genauso über das Glück deiner Schwester wie wir alle. Aber damit es Wirklichkeit werde, ist noch sehr vieles vonnöten. In erster Linie braucht sie eine entsprechende Aussteuer, denn eine Bettlerin würde Landucci nicht zur Frau nehmen. Aber wir hoffen, mein lieber Sohn, daß du uns helfen wirst.“

Galilei kratzte sich am Kopf, öffnete die auf dem Sims des Kamins stehende kleine eiserne Kasette und schaute hinein. Er schüttelte sorgenvoll den Kopf, nahm seinen Mantel und ging zu Pezzaro, dem Wucherer, von dem er schon wiederholt Geld geborgt hatte. Mit zwanzig Prozent Zinsen, die im voraus zu bezahlen waren, ließ er dreißig Dukaten nach Florenz schicken.

Sagredo und Peiresc stürzten aufgeregt in Galileis Zimmer.

„Herr Professor, habt Ihr das gesehen?“ fragte Peiresc und überreichte ihm ein Heft.

Galilei warf einen Blick darauf und rief dann empört: „Gibt es denn so etwas?“

„Stell dir vor“, sagte jetzt Francesco, der sich seit einiger Zeit mit seinem Professor duzte, „dieser Baldassar Capra wagt zu behaupten, er habe den Proportionalzirkel erfunden und du hättest ihm sein geistiges Eigentum gestohlen.“

Galilei blätterte aufgeregt in dem Heft und fragte:

„Wo habt Ihr das her?“

„Fabri hat es mir eben gezeigt“, wies Francesco auf seinen Freund.

„Ich habe es gestern in Venedig gekauft“, antwortete Peiresc.

„Nun, diesen Capra werde ich lehren!“ Galilei schlug mit der Faust auf den Tisch, „morgen gehe ich nach Venedig und lasse ihn vor Gericht stellen.“

„Der verdient es auch nicht anders!“ stimmten ihm die beiden Studenten wie aus einem Munde zu. „Ein andermal wird er es sich dann besser überlegen!“

Am nächsten Tage ging Galilei in die Stadt, und ging geradewegs aufs Gericht. Unterwegs hatte er zwar noch überlegt, ob er sich nicht erst an den alten Sagredo oder an Sarpi um Rat oder Vermittlung wenden sollte, aber dann schlug er sich den Gedanken aus dem Kopf. Weder er noch sein Fall bedurften einer Unterstützung. Es lag klar auf der Hand, um was es hier ging, und sowohl seine Studenten als auch seine Kollegen an der Universität, aber auch seine Abhandlung konnten beweisen, daß ihm das Vorrecht gebührte.

All das war jedoch nicht nötig. Auf dem Gericht empfing man ihn mit großer Ehrerbietung und wehrte lebhaft ab, als er den

Beweis erbringen wollte, daß nicht Capra, sondern er der Erfinder des Proportionalzirkels sei.

„Das ist wirklich nicht nötig! Es wäre beschämend für uns, wenn wir eines solchen Beweises bedürften. Natürlich werdet Ihr diese Beweise bei der Verhandlung vorlegen müssen, aber doch nicht jetzt bei der Anzeige! Auf keinen Fall! Wir wissen sehr wohl, wer Galileo Galilei ist.“

Man geleitete ihn in einen anderen Raum, wo ein Notar die Anzeige aufsetzte, der Richter aber stellte in Aussicht, die Verhandlung in kürzester Zeit anzuberaumen. Als sich der Professor für das Entgegenkommen bedankte, antwortete der Richter:

„Wir freuen uns, wenn wir die Wissenschaft schützen und Euch damit einen Dienst erweisen können.“

Beruhigt und wohlgelaunt verließ er das Gerichtsgebäude. Er fühlte sich unleugbar geschmeichelt, daß man ihn auch hier kannte und er Ansehen genoß. Bis jetzt war ihm vor Aufregung und Nervosität gar nicht eingefallen, etwas zu essen, jetzt meldete sich der Hunger um so entschiedener. Auf dem Sankt-Markus-Platz blieb er für einen Augenblick stehen und überlegte, wo er einkehren sollte, als ihm plötzlich jemand von hinten auf die Schulter schlug.

„Galileo, bist du es wirklich? Ich habe dich eine Ewigkeit nicht mehr gesehen und schon geglaubt, du kommst überhaupt nicht mehr nach Venedig.“

Es war Traiano Boccalino, ein alter Freund Galileis, mit dem er schon viele angenehme Stunden in den Schenken der Hauptstadt der venezianischen Republik verbracht hatte.

„Du kommst wie gerufen!“ begrüßte ihn Galilei freudig. „Ich überlegte gerade, wo ich einkehren sollte, denn ich habe Hunger wie ein Wolf.“

„Mich hat der heilige Markus* zu dir geführt. Vertrau dich mir an, ich bringe dich an einen Ort...“ Er machte große Augen und schnalzte mit der Zunge.

* Der Schutzpatron Venedigs.

„Hoffentlich ist es nicht weit, denn lange halte ich es nicht mehr aus“, antwortete Galilei lachend.

„Es ist nur einige Minuten von hier, an der Kirche San Salvatore. Komm ruhig mit!“

Sie bogen in die Merceria ein, die vornehmste Handelsstraße der Stadt. Türkische Süßigkeiten, Südfrüchte, Seide aus dem Fernen Osten, venezianischer Brokat, Glaswaren aus Murano, französische Weine, russische Pelze, Elfenbein aus Afrika und Arbeiten ungarischer Edelschmiede häuften sich in den Gewölben der Geschäfte auf beiden Seiten der Straße, und dazu noch tausenderlei andere Waren, die von den venezianischen Galeeren, die sieben Meere befuhren, aus allen Teilen der Welt in die auf Inseln und Pfählen erbaute Stadt gebracht wurden. Die beiden jungen Männer schenkten dem jetzt aber keine Beachtung. Sie eilten, soweit das in dem Gedränge möglich war, ihrem Ziel zu.

„Gleich sind wir da“, ermunterte Boccacino von Zeit zu Zeit seinen Freund, obwohl auch dieser genau wußte, wo die Kirche San Salvatore war.

Gegen Ende der Straße lichtete sich die Menschenmenge ein wenig, so daß die beiden ihre Schritte beschleunigen konnten. Kurz darauf tauchte in der Tat der gewaltige Kirchenbau auf, und Traiano blieb mit stolzem Lächeln vor einer Schenke stehen.

„Hier ist es! Wie gefällt sie dir?“ fragte er und gab seinem Freund einen Wink, sich umzusehen.

„Sieht recht freundlich aus, aber mich interessiert jetzt weniger das Äußere als das, was wir drinnen zu essen bekommen.“

„Du wirst auch damit zufrieden sein.“

Sie nahmen an einem Tisch Platz, und Boccacino rief im vertrauten Ton eines Stammgastes:

„Marina, zwei müde und erschöpfte Wanderer sind eingetroffen, und sie hauchen hier ihre Seele aus, wenn sie nicht dringend Stärkung erhalten.“

„Welche Stärkung brauchen die beiden erschöpften Wanderer,

Signore Boccalino? Quält sie Hunger oder Durst?“ fragte ein junges, höchstens achtzehn- oder neunzehnjähriges Mädchen, das an ihren Tisch trat.

„Wir haben solchen Hunger, daß wir vor Durst fast umkommen“, antwortete Boccalino scherzend.

„Ich verstehe. Zum Glück können wir in beiden Fällen Abhilfe schaffen. Wenn Ihr gestattet, würde ich als erstes Fischsuppe empfehlen. Sie ist mit ganz frischen Muscheln zubereitet, man hat sie vor kaum einer Stunde erst gebracht. Und während die Herrschaften die Suppe essen, sind die Scampi gebraten...“

„Scampi? Ausgezeichnet, aber...“

„Ich weiß. Ich sage der Köchin, daß sie für Signore Boccalino sind, und sie kennt schon Euren Geschmack. Und danach bringe ich Obstkuchen, Käse und Feigen.“

„Und was habt Ihr für einen Wein?“

Das Mädchen beugte sich etwas herab und antwortete leise, fast flüsternd:

„Wir haben noch ein wenig *Lacrimae Christi**. Wir können ihn wirklich nur noch unseren liebsten Gästen anbieten.“

„Davon könnt Ihr uns bringen. Aber schnell!“ sagte Traiano heftig.

Während sein Freund das Mittagessen bestellte, beobachtete Galilei das Mädchen. Es war auffallend schön. Unter seiner Haube schauten ein paar Locken seines dunkelbraunen Haares hervor, das das elfenbeinfarbene Gesicht gleichsam in einen Rahmen faßte. Unter den schmalen Brauen leuchteten große braune Augen, und obwohl das Mädchen mit Boccalino scherzte, blieb sein Gesichtsausdruck ernst, ja nahezu traurig. Als es die Bestellung aufgenommen hatte und sich entfernte, schaute ihm Galilei lange nach. Es hatte eine schlanke Taille und einen wiegenden, doch würdevollen Gang.

„Ein schönes Mädchen!“ sagte er voller Anerkennung zu Traiano.

* Wörtlich: Tränen Christi. Ein weltberühmter italienischer Wein.

„Marina? Das will ich meinen! . . . Das haben vor dir schon andere gemerkt, aber umsonst. Viele glauben, sie sei leicht zu erobern, aber. . .“

Er schwieg, denn Marina brachte schon die Suppe.

„Wir hätten auch gern Salat“, sagte Galilei und blickte dem Mädchen unverhohlen ins Gesicht. Es erwiderte seinen Blick und nickte freundlich.

„Ich bringe ihn sofort.“

Als sie nach ein paar Minuten wiederkam, stellte sie die Salat-schüssel direkt vor Galilei und schaute ihn dabei lange an.

„Ich habe ihn selbst zubereitet“, sagte sie, „hoffentlich habe ich den Geschmack Euer Ehren getroffen.“

„Sicher wird er uns schmecken“, beeilte sich Galilei zu antworten.

Wenig später waren auch die Scampi fertig. Marina brachte zwei gehäufte Teller. Als sie diese vor die Gäste stellte, traf ihr Blick für einen Moment mit dem des jungen Gelehrten zusammen, der sie unverwandt ansah. Das Mädchen erwiderte seinen Blick, wandte dann aber den Kopf verlegen zur Seite.

„Wie mir scheint, gefällt dir Marina sehr“, stellte Boccacino neckend fest, als sie wieder allein waren. „Es wundert mich nicht.“

„Ein schönes Mädchen“, wiederholte sein Freund, „und natürlich sehe ich mir ein schönes Mädchen an, wenn ich Gelegenheit dazu habe.“

„Sieh sie dir nur an, vielmehr kannst du sowieso nicht tun!“ neckte ihn Traiano und machte sich dann an die in Öl gebratenen Krebse. Galilei folgte seinem Beispiel. Danach aßen sie noch Kuchen und Obst. Traiano versuchte währenddessen über dies und jenes zu sprechen, der Professor aber gab ihm nur einsilbige Antworten. Sein Blick suchte ständig Marina, die häufig zwischen den Tischen auftauchte, denn es kamen immer mehr Gäste. Galilei ertappte sie einmal dabei, wie sie von einem entlegenen Tisch aus zu ihm herüberschaute.

„Hast du Papier bei dir“, wandte er sich an Traiano, während er aus seiner Tasche ein Stück Holzkohle hervorholte.

„Papier?“ fragte sein Freund überrascht. „Wozu das?... Aber warte, ich werde Marina darum bitten.“

Er fragte das Mädchen, das nicht minder verwundert war.

„Ich will nachsehen, vielleicht finde ich welches. Aber so etwas haben wir kaum. Wozu auch?“

Sie ging und kehrte erst nach reichlich zehn Minuten wieder zurück.

„Ich habe Papier aufgetrieben!“ sagte sie stolz und reichte Boccacino ein recht zerknittertes Blatt.

„Mein Freund hat darum gebeten“, wies dieser auf Galilei.

„Danke“, sagte der junge Professor, legte das Blatt vor sich hin und glättete es. Das Mädchen schaute ihm einen Moment zu, ging dann aber wieder an ihre Arbeit.

„Wozu brauchst du das?“ fragte Traiano.

„Gleich wirst du es sehen.“

Er zeichnete ein ovales Gesicht, große dunkle Augen, dünne geschwungene Brauen und unter der Haube knapp hervorschauendes dunkles Haar.

„Marina!“ stellte Boccacino fest. „Sehr gut getroffen, weißt du das?“ fügte er mit Anerkennung hinzu, während er die Zeichnung mit dem Modell verglich.

„Sie könnte noch besser sein. Aber auf diesem zerknitterten Papier und mit dieser schlechten Kohle!... Ich habe immer gern gezeichnet. Ich weiß nicht, ob ich nicht besser daran getan hätte, wenn ich Maler geworden wäre. Oder Musiker; auch mit Musik beschäftigte ich mich gern.“

Marina merkte, daß Galilei sie zeichnete. Während des Bedienens, wenn sie in der Nähe des Tisches vorüberkam, bemühte sie sich, einen Blick auf die Zeichnung zu werfen, dann stellte sie sich einige Schritte hinter ihnen auf Zehenspitzen. Boccacino gewährte es.

„Kommt doch mal her! Wie gefällt Euch das Bild?“

Das Mädchen trat verlegen näher, starrte mal auf das Bild, mal auf den Zeichner und lief dann ohne ein Wort davon.

„Nun, mein Freund, du wirst ihr noch den Kopf verdrehen. Leider kann ich nicht länger bleiben, ich muß gehen“, sagte

Boccalino und erhob sich. „Viel Glück!“ Und er zwinkerte ihm zu.

„Ich komme auch mit.“

„Du kommst auch? Gerade jetzt? Jetzt solltest du lieber bleiben!“

„Nein, ich habe heute noch viel zu tun.“

In Wirklichkeit hatte er überhaupt nichts vor und ursprünglich geplant, am Nachmittag nach Padua zurückzukehren. Aber jetzt überlegte er es sich. Er würde am nächsten Morgen zeitig aufbrechen. Bis um zehn Uhr zur Vorlesung konnte er dort sein. Am Abend aber wollte er hierher zum Abendessen kommen, ohne Boccalino.

Als er am Abend die Schenke betrat, spiegelten sich auf dem Gesicht Marinas Überraschung und ein wenig Verlegenheit. Aber Galilei glaubte auch nur schwer unterdrückte Zeichen der Freude zu entdecken. Er nickte dem Mädchen freundlich zu und setzte sich an denselben Tisch, an dem er mit Boccalino zu Mittag gegessen hatte.

„Ich freue mich, daß Euer Ehren heute mittag zufrieden waren“, sagte Marina, als sie an den Tisch trat.

„Besonders der Salat war ausgezeichnet und die Bedienung.“ Das Mädchen lächelte.

„Und womit kann ich jetzt dienen?“

„Das heißt, noch etwas war sehr gut. Eure Empfehlung, was wir essen sollten. Vielleicht dürfte ich die noch einmal in Anspruch nehmen. . . Bringt etwas, was Ihr für gut haltet.“

„Gern“, antwortete das Mädchen lächelnd. Bald schon kehrte sie mit Wein zurück und brachte später auch Salat.

„Habt Ihr den wieder selbst zubereitet?“

Das Mädchen errötete, nickte und machte schon kehrt. Dann kam es nicht eher wieder, bis das Fleisch für Galilei gebraten war. Das Abendessen war in der Tat vorzüglich. Der junge Professor liebte gutes Essen, jetzt aber merkte er es kaum. Er gewahrte nicht einmal, daß der Wein auch diesmal der nur für liebe Gäste reservierte *Lacrimae Christi* war. Mit nicht geringer Überraschung stellte er fest, daß ihm das Mädchen immer besser

gefiel. Mit begehrenden Blicken beobachtete er all ihre Bewegungen, wie sie sich flink zwischen den immer zahlreicher eintreffenden Gästen bewegte. So verging eine gute Stunde, Galilei bestellte währenddessen noch einmal von dem Wein, bis es in der Schenke allmählich wieder ruhiger wurde. Dann winkte er das Mädchen zu sich.

„Ihr wünscht?“

„Ich möchte nichts weiter. Ich wollte Euch nur etwas sagen. Ich habe Euch zugesehen, die Bedienung der vielen Gäste muß doch sehr ermüdend sein.“

„Man gewöhnt sich daran... Aber am Abend bin ich wirklich müde.“

„Setzt Euch ein wenig!“ zeigte Galilei auf den Stuhl neben sich.

Das Mädchen schüttelte den Kopf und war auch schon verschwunden. Später konnte er noch ein- oder zweimal einige Worte mit Marina wechseln. Er erfuhr, daß sie vom Morgen bis zum Abend in der Schenke arbeitete, daß ihre Arbeit aber am Vormittag und am zeitigen Nachmittag leichter war, weil es da weniger Gäste gab. Zweimal im Monat hatte sie einen freien halben Tag, sie wohnte im Hause, da der Schankwirt ein entfernter Verwandter war.

Es war schon Nacht, als Galilei die Schenke verließ. Er ärgerte sich, weil er mehr Erfolg erhofft hatte. Jetzt konnte er beim blassen Licht des Halbmondes in sein Quartier zurückkehren, und schon in wenigen Stunden mußte er sich auf den Weg machen, um rechtzeitig in Padua zu sein.

Unausgeschlafen hielt er am nächsten Tag seine Vorlesung und beschloß, nicht wieder so eine Dummheit zu begehen. Er hatte kaum geschlafen und einen halben Tag wegen einer Kellnerin vergeudet! Auch wenn sie noch so hübsch war! Er hatte viel Wichtigeres zu tun.

Seit geraumer Zeit beschäftigte er sich mit dem Gedanken, ein Gerät zu entwickeln, das das Ansteigen und Fallen der Temperatur anzeigte. Man konnte die Temperatur freilich auch so wahrnehmen, aber nicht genau. Der eine friert leichter, der



andere ist abgehärteter. Wenn jemand rennt, eine Last schleppt oder eine schwere Arbeit verrichtet, wird ihm warm. Er kann dann schwer entscheiden, ob es in der Tat wärmer geworden ist oder nur ihm warm ist. Man müßte die Temperatur mit einem Gerät messen, das unabhängig vom Menschen funktioniert.

Er war sich darüber im klaren, daß die zuverlässigste Methode zur Messung der Temperaturen darin bestand, die Gesetzmäßigkeit auszunutzen, wonach die Stoffe bei unterschiedlicher Temperatur ihr Volumen ändern. Bei Wärme dehnen sich die meisten Stoffe aus, bei Kälte schrumpfen sie zusammen. Das Übel war nur, daß sie sich in allen drei Dimensionen ausdehnten beziehungsweise zusammenzogen, so daß bei kleineren Temperaturschwankungen die Veränderung in einer Richtung nur gering und daher kaum feststellbar war. Deshalb mußte die Wahl auf einen Stoff fallen, der eine große Ausdehnung hat, außerdem sollte die Ausdehnung möglichst so reguliert werden, daß sie sich nur in einer Richtung vollzog. Zum Beispiel, indem man

die beiden anderen Dimensionen verspernte. Dies war am leichtesten mit Flüssigkeiten oder mit Gas. Die kochende Milch schießt oben zum Topf heraus, weil sie sich nach der Seite nicht ausdehnen kann, das heißt, die gesamte Ausdehnung des Stoffes wirkt nur nach oben. Bei der im Topf kochenden Milch sind also nicht nur die drei Dimensionen auf eine reduziert, sondern von den beiden Richtungen der einen Dimension ist auch nur eine geblieben. Dieses Beispiel wollte er im Auge behalten: In einem geschlossenen Gefäß mit Flüssigkeit die Temperaturänderung messen. Mit Flüssigkeit oder mit Gas... Aber wie sah man dann die Ausdehnung beziehungsweise die Schrumpfung? Das Gefäß müßte aus Glas sein. Am besten eine Glasröhre. Als Stoff zum Anzeigen der Temperatur aber würde sich die Luft am besten eignen, da sie eine ziemlich große Ausdehnung besitzt. Aber wer kann die Luft sehen, die sich in einem Glasrohr ausdehnt oder verdichtet?! Die überflüssige Luft würde ja einfach durch die Öffnung der Glasröhre entweichen.

Grübelnd schritt Galilei im Zimmer auf und ab. Man müßte



die Glasröhre verschließen, aber so, daß der Verschluß regulierbar wäre beziehungsweise von der Luft selbst reguliert würde. Durch eine Art Ventil, das durch die Luft nach oben und unten bewegt würde, je nachdem, ob sie sich erwärmte oder abkühlte. Das bequemste Ventil wäre eine Flüssigkeit, eventuell auch das Wasser. Nur würde dann die Luft einfach in Form von Bläschen entweichen und das Wasser ihren Platz einnehmen. . . Und wenn man es umgekehrt machte! In einem Gefäß ist das Wasser und darüber in einem Glasrohr die Luft. Das Glasrohr taucht mit der Öffnung ins Wasser. Die Luft könnte nicht entweichen, weil das Glasrohr oben geschlossen ist und unten das Wasser den Ausweg verschließt. Wenn aber die Luft sich durch die Wärme ausdehnt, dann drückt sie das Wasser im Rohr herab, der Stand des Wassers würde also in der Röhre tiefer sein als am äußeren Mantel des Rohres. Bei Kälte würde sich die Luft zusammenziehen und das Wasser nachdrücken, so daß es innerhalb des Rohres höher stünde als in dem Gefäß, das das Rohr umgibt. Jetzt habe ich es! Jetzt ist der Temperaturanzeiger, das Thermoskop, gefunden!

Jubelnde Freude überkam ihn, und er wollte seine bisher nur theoretische Erfindung auf der Stelle ausprobieren. Glasrohre hatte er zu Hause, sogar mehrere, brauchte er doch bei seinen Versuchen dergleichen oft. Aber er mußte bald einsehen, daß diese jetzt ungeeignet waren. Wie sehr er sich auch bemühte, es gelang ihm nicht, das Rohr mit der Öffnung nach unten so ins Wasser zu tauchen, daß der Wasserstand innen und außen gleich hoch war. Schließlich nahm er ein an beiden Seiten offenes Rohr, stellte es ins Wasser, verkorkte es anschließend oben und isolierte es sogar noch mit Wachs. Nun funktionierte das Gerät zum Anzeigen der Temperatur ausgezeichnet.

Einige Tage beobachtete er das Thermoskop, wie er das Gerät nannte. Mittags stellte er es in die Sonne, brachte es dann in den Schatten und prüfte, wie die Wassersäule in der Röhre sank beziehungsweise anstieg. Bald mußte er erkennen, daß das Instrument noch immer nicht vollkommen war. Das Wasser im Gefäß verdunstete, wodurch das Ergebnis verfälscht wurde.

Erst dachte er daran, daß man ein verschlossenes Gefäß nehmen müßte, aber gleich fiel ihm ein, daß dies auch nicht ging, weil durch die Schwankung der Temperatur im Gefäß der Luftdruck genauso fallen oder steigen würde wie in der Glasröhre, die beiden würden also im Gleichgewicht bleiben, und der Stand der Wassersäule bliebe somit konstant. Viel richtiger war, wenn er das verdunstete Wasser immer sorgfältig nachfüllte.*

Jetzt konnte er das Gerät schon in die Universität tragen, um es seinen Studenten vorzuführen. Er machte sie auf den genauen Stand der Wassersäule aufmerksam und ließ dann das Gerät hinaus in die Sonne stellen. Als er es eine halbe Stunde später wieder hereinholte, stand die Wassersäule reichlich ein halbes Zoll tiefer und zeigte somit die Ausdehnung der Luft an.

Die Studenten staunten und verbreiteten schnell die Kunde von der neuen Erfindung. Bereits am nächsten Tag klopfte Fabrizio, der erste Professor für Medizin an der Universität, an Galileis Tür.

„Ich habe von einem Thermoskop gehört, die Ihr angefertigt habt. Ich wäre Euch dankbar, wenn Ihr es mir zeigen wolltet. Es interessiert mich sehr.“

Als er es sich gründlich angesehen und Galilei ihm die Funktion des Gerätes erklärt hatte, stellte er anerkennend fest:

„Eine sehr geschickte Vorrichtung. Schade, daß man damit nur die Temperatur der Luft messen kann. Stellt Euch vor, welche Hilfe für uns Ärzte ein Gerät wäre, mit dem man auch die Temperatur des menschlichen Körpers messen könnte. Da gäbe es nie Zweifel, ob der Kranke Fieber hat oder nicht.“

„Natürlich sieht jeder in erster Linie die Gesichtspunkte seiner Arbeit. Ihr seid Arzt, Ihr denkt zuerst an die Kranken. Gelegentlich will ich mir überlegen, wie sich dieses Gerät auch beim Menschen anwenden ließe. Bis dahin müßt Ihr Euch mit

* Das Thermoskop eignet sich nicht zur genauen Temperaturmessung, weil sich mit der Veränderung der Temperatur auch der Luftdruck außerhalb des Thermoskops ändert, wodurch die Höhe des Wasserstandes beeinflusst wird.

dem Zählen des Pulses begnügen. Ich hätte auch dafür eine Idee, die Schnelligkeit des Pulsschlages ließe sich am genauesten mit Hilfe eines Pendels messen. Ich muß gestehen, daß ich an die Kranken diesmal gar nicht gedacht habe, obwohl ich einst auch Medizinstudent war.“

„Das sieht man, das sieht man gleich.“ Das Gesicht Fabrizios hellte sich plötzlich auf. „Ich habe es gleich geahnt, denn zu einer ernsten wissenschaftlichen Arbeit ist nur ein Mensch fähig, der medizinische Vorbildung besitzt. Nicht umsonst ist die Medizin die einzige wahre Wissenschaft!“

Galilei amüsierte sich innerlich über die Voreingenommenheit des Professors. Aber ihm schmeichelte auch die Anerkennung. Fabrizio war der angesehenste Professor der Universität. Er bezog ein jährliches Gehalt von zweitausend Dukaten, während man sein eigenes vor kurzem nur mit Ach und Krach auf zweihundertfünfzig erhöht hatte.

Er war in ausgezeichnete Stimmung und fand, nach solch erfolgreicher Arbeit ein wenig Entspannung verdient zu haben. Am dritten Tag begab er sich nach Venedig. Er gedachte, Bocalino aufzusuchen und mit ihm einen fröhlichen Abend zu verbringen. Aber er traf zu zeitig ein, schon kurz nach Mittag, und so kam ihm plötzlich eine andere Idee. Er machte sich auf in Richtung der Kirche San Salvatore.

„Ihr seid lange nicht bei uns gewesen, Signore Galilei“, empfing ihn Marina, als er das Gasthaus betrat.

„Woher kennt Ihr meinen Namen?“ fragte er überrascht.

Das Mädchen vermochte ihr siegesbewußtes Lächeln nicht zu verbergen, offenbar wollte sie es auch nicht.

„Eine gute Wirtin muß ihre Gäste kennen“, wehrte sie die Frage neckisch ab.

„Aber Ihr seid ja gar nicht die Wirtin, nur eine Verwandte des Wirtes.“

„Aber ich arbeite hier und habe mit den Gästen zu tun... Doch Ihr, Signore Galilei, habt noch immer nicht auf meine Frage geantwortet, warum Ihr uns so lange gemieden habt?“

„Ich bin noch nicht wieder in Venedig gewesen.“

Das Mädchen sah ihn verschmitzt an und sagte dann, indem sie ihre Wohlinformiertheit betonte:

„Sicher mußtet Ihr an der Universität in Padua viel Vorlesungen halten.“

„Das wißt Ihr also auch schon?“ wunderte sich Galilei immer mehr. „Wie mir scheint, seid Ihr in der Tat eine ausgezeichnete Wirtin“, fügte er in scherzhaftem Ton hinzu.

„Nicht wahr?“ erwiderte das Mädchen stolz. „Und womit kann ich dienen?“

„Bringt mir bitte eine Flasche Wein.“

Einige Augenblicke später kehrte Marina mit einer Flasche zurück. Sie stellte sie vor ihn hin, blieb aber am Tisch stehen.

„Jetzt sind wirklich nicht viele Gäste da“, Galilei zeigte in die Schankstube, in der nur zwei Männer an einem Tisch saßen. „Jetzt könnt Ihr Euch ruhig ein wenig zu mir setzen.“

Er faßte das Mädchen an der Hand und zog es leicht zu sich auf die Bank. Marina widersetzte sich nicht und nahm Platz.

„Sagt, wer sind diese zwei Männer?“ fragte er, auf die Gäste zeigend.

„Der eine, der Bärtige, ist der Schiffszimmermann Pottero. Den anderen kenne ich nicht.“

„Der pflegt wohl sonst nicht hierherzukommen?“ fragte Galilei im gleichgültigen Ton.

„Aber ja. Er ist jede Woche ein- oder zweimal hier. . .“

„Und Ihr kennt ihn doch nicht?“

„Ich kann mir auch nicht alle Namen merken, kann nicht jeden Gast kennen“, sagte sie und zuckte mit den Schultern.

Galilei lachte auf, und im gleichen Augenblick gewahrte Marina, daß sie sich verplappert hatte. Sie errötete, sprang vom Tisch und rannte davon. Sie verschwand in der Küche und kam längere Zeit nicht zum Vorschein. Schließlich begann Galilei an sein leeres Glas zu klopfen.

„Ihr wünscht?“ kam das Mädchen heraus.

„Warum seid Ihr weggelaufen?“ fragte Galilei. „Ich würde mich gern ein wenig mit Euch unterhalten. Oder geht das nicht?“

Das Mädchen zögerte.

„Da ist doch wirklich nichts dabei“, ermunterte er sie.

„Am Freitag“, antwortete Marina endlich, „am Freitagnachmittag habe ich frei.“

„Gut. Mittags werde ich kommen.“

Das Mädchen nickte zustimmend, drehte sich um und ging. Galilei streckte sich wohlgelaunt, füllte erneut sein Weinglas, trank es auf einen Zug aus, legte das Geld auf den Tisch und verließ die Schenke.

Am nächsten Vormittag kehrte er nach Padua zurück. An der Universität hielt er seine Vorlesungen, dann eilte er nach Hause, weil er am Nachmittag noch Privatstunden zu geben hatte. Seine Wirtin empfing ihn mit der Nachricht, daß ihn ein junger Benediktiner gesucht habe.

„Wer war es? Hat er seinen Namen nicht genannt?“

„Er hat ihn genannt, aber ich habe ihn vergessen. Er hieß Gasperri oder so ähnlich.“

„Gasperri?“ Galilei überlegte, hatte aber keine Ahnung, wer das sein konnte.

„Am Nachmittag will er wiederkommen.“

„Nun, dann wird es sich schon herausstellen“, antwortete der junge Gelehrte achselzuckend.

Bald darauf traf sein erster Schüler ein, und als die Stunde vorbei war, wartete er auf die nächsten. Es kamen die Zwillingbrüder, die beide Architektur studierten. Vielleicht eine halbe Stunde später trat die Wirtin bei ihm ein.

„Der junge Priester ist wieder da.“

„Dieser Gasperri?“

„Ja.“

„Er mag draußen Platz nehmen. Wenn ich fertig bin, ist er gern gesehen.“

Als die Schüler gegangen waren, trat der Gast ein.

„Benedetto, bist du es wirklich?“ rief Galilei mit freudiger Überraschung. „Castelli also und nicht Gasperri! Verzeih mir, wenn ich das geahnt hätte, hätte ich dich nicht warten lassen.“

„Ach geh, Galileo! Es ist doch selbstverständlich, wenn du zu tun hast. . .“

„Das wäre gar nicht in Frage gekommen. Die Stunde mit meinen Schülern hätte ich das nächste Mal nachgeholt. Aber woher sollte ich ahnen, daß du der junge Priester bist? Wann bist du dem Orden beigetreten?“

„Kurz nachdem du Pisa verlassen hast. Ich möchte nur für die Naturwissenschaften leben, und dies erschien mir als die sicherste und ruhigste Möglichkeit.“

„Ich kann dich gut verstehen. Der Orden versieht dich mit allem, du brauchst deine Zeit nicht für Privatstunden zu vergeuden und hast keine Sorgen, was du morgen essen wirst. Eigentlich wäre dies auch für mich das bequemste. Nein, doch nicht! Ich liebe viel zu sehr das Zitherspiel, den Wein, die fröhlichen Freunde. . . und die hübschen Mädchen“, fügte er lachend hinzu. „Du solltest sehen, was ich in Venedig für ein schönes Mädchen kennengelernt habe! Wie eine Madonna aus Elfenbein! . . . Aber lassen wir das. Sprechen wir lieber von dir. Wie bist du nach Padua gekommen? Was machst du hier, und wie lange bleibst du?“

„Ich bin zu dir gekommen.“

„Zu mir?“

„Ich meine, ich bin deinetwegen nach Padua gekommen. Ich werde Professor für Mathematik, man wird mich in Kürze ernennen. Aber ich habe um die Erlaubnis ersucht, mich noch ein wenig weiterbilden zu dürfen. Ich möchte mich nicht eher auf das Katheder stellen, bis ich mich auf meinem Wissensgebiet mit den neusten Erkenntnissen vertraut gemacht habe. Ich habe mir gedacht, daß ich noch ein oder zwei Semester deine Vorlesungen besuche. Zuvor jedoch wollte ich mit dir sprechen, ob du es für richtig hältst.“

„Ich halte es nicht nur für richtig, sondern freue mich sogar sehr darüber. Und ich glaube, das wird auch für mich von Nutzen sein. Seit wir uns das letztmal sahen, habe ich ein oder zwei neue Dinge entwickelt.“

„Auch ich habe etwas Neues mitgebracht.“

„Das ist schön! Darüber freue ich mich besonders. Was hast du entwickelt?“

Castelli lachte auf.

„Entwickelt habe ich nichts. Ich habe nur etwas Neues mitgebracht, aber es ist nicht von mir.“

Er griff in seinen Beutel und nahm ein Buch hervor.

„Das Buch von Kepler. Er schickt es dir.“

„Kepler?“ Galilei griff hastig nach dem Buch. „Kepler schickt es mir? Wie kommt es zu dir?“

„Kepler hat es mit der Kurierpost nach Venedig geschickt, damit man es dir zustelle. Sagredo erklärte sich bereit, es dir mit seinem Sohn zu schicken. Ich aber bin in Venedig gewesen, habe dich dort gesucht, weil ich gehört hatte, daß du häufig in die Stadt kommst.“

„Erst gestern war ich dort, da hätten wir uns sogar treffen können.“

„Ich habe mich bei der Familie Sagredo nach dir erkundigt, aber sie wußte nichts von dir.“

„Bei ihnen bin ich nicht gewesen.“

„Statt dessen gaben sie mir das Buch, damit ich es dir bringe, da ich eher nach Padua käme als ihr Sohn, Francesco heißt er, wenn ich mich recht entsinne.“

„Ja, so heißt er. Es stimmt, er fährt erst am Sonnabend nach Hause und kommt dann am Montag zurück.“

„Ich war schon gestern hier.“

„Worüber schreibt Kepler?“ fragte Galilei, wobei er sich eher dem Buch als Castelli zuwandte. Da er seine Ungeduld nicht länger unterdrücken konnte, begann er im Buch zu blättern. „Sicher über Astronomie, bei Kepler ist das natürlich. . .“

Neugierig blätterte er von vorn nach hinten und von hinten nach vorn. Dabei vergaß er fast völlig seinen Besucher, der still auf seinem Platz saß. Plötzlich fand er etwas, was ihn augenscheinlich außerordentlich fesselte. Erregt las er den ganzen Abschnitt, dann rief er aus:

„Siehst du, auch er, auch er! Auch Kepler behauptet, daß Kopernikus recht hat! Ich habe es gewußt! Ich habe gewußt, es

ist unmöglich, daß wir uns alle beide, alle drei irren sollten! Sowohl Kopernikus als auch Kepler und auch ich... Es ist sicher, daß sich die Erde um die Sonne bewegt!“

Dann vertiefte er sich mit größter Begeisterung in den Text. Benedetto sah ihm eine Weile zu, dann erhob er sich.

„Ich muß gehen...“

Galilei schrak förmlich auf.

„Oh, ich hab dich völlig vergessen! Aber das Buch Keplers hat mich so in Erregung versetzt... Wann sehe ich dich? Besuche mich morgen an der Universität! Ich muß jetzt noch einen Brief schreiben. Noch heute will ich Kepler schreiben.“

Als Castelli gegangen war, setzte er sich in der Tat an den Tisch und begann zu schreiben.

„Stolz kann ich mich rühmen, daß ich bei der Erforschung der Wahrheit einen so großen Verbündeten habe wie Dich, der gleichfalls selbst ein Freund der Wahrheit ist. Es ist in der Tat bedauerlich, daß nur so wenige nach der Erkenntnis der Wahrheit streben und mit der absurden Methode des Philosophierens brechen wollen. Doch wir wollen hier nicht über die Mißstände unserer Zeit klagen: Vielmehr muß man Dich zu Deinen großartigen Forschungen beglückwünschen, die die Wahrheit bekräftigen. Was das Ergebnis betrifft, so werde ich Dein Werk vertrauensvoll und mit der festen Überzeugung lesen, daß ich viele großartige Erkenntnisse darin finde. Um so mehr, da ich seit Jahren ein Anhänger der kopernikanischen Auffassung bin. Diese Auffassung erklärt mir die Ursachen zahlreicher Naturerscheinungen, die nach der allgemein anerkannten Hypothese völlig unfaßbar sind. Ich habe viele Beweise zur Widerlegung letzterer gesammelt, wage sie aber nicht zu veröffentlichen, weil ich befürchte, das Schicksal unseres Meisters Kopernikus teilen zu müssen. Denn Kopernikus wurde, obwohl er sich bei einzelnen unsterblichen Ruhm erworben hat, von der unendlichen Menge (denn so groß ist die Zahl der Törichten) doch zum Gegenstand der Lächerlichkeit und des Spottes. Ich würde es frei-

lich wagen, meine Gedanken an die Öffentlichkeit zu bringen, wenn es mehrere gäbe wie Dich. Da dies jedoch nicht der Fall ist, erspare ich es mir lieber.“

Er schrieb noch eine Weile, streute dann Sand auf den Brief, faltete und versiegelte ihn. Am nächsten Tag übergab er ihn Sagredo, der ihn am Sonnabend mit nach Venedig nehmen sollte, damit er auf demselben Weg zu Kepler gelangte, wie das Buch ihn erreicht hatte. Er selbst gedachte zwar, sich einen Tag früher in die Stadt zu begeben, hatte dort aber anderes zu tun.

Am Freitag ging Galilei dann doch nicht nach Venedig. Schon am Donnerstagnachmittag fühlte er sich nicht ganz wohl, und bis zum Abend verschlechterte sich sein Zustand noch mehr. Er fühlte sich zunehmend matter, Schüttelfrost überkam ihn, und er verspürte im linken Fuß einen immer heftiger werdenden spannenden, stechenden Schmerz. Wenn er saß, hauptsächlich aber, wenn er das Bein hochlegte, ließ der Schmerz nach, aber nur, um sich um so heftiger wieder einzustellen, wenn er aufstand. Am Abend war er kaum noch fähig, sich ins Bett zu schleppen, obwohl er sich rechts und links an jedem erreichbaren Möbelstück festhielt, um seinen Fuß zu schonen. In der Nacht schlief er unruhig, und in der Frühe war er noch benommener und matter als am Abend. Dennoch wollte er aufstehen und nach Venedig gehen, war es doch Freitag, und Marina wartete auf ihn. Als er den Fuß aufsetzte, durchzuckte ihn ein stechender Schmerz, und als er auftrat, wurde der Schmerz unerträglich. Er sank förmlich ins Bett zurück. Nein, er konnte unmöglich gehen. Er betrachtete das schmerzende linke Bein: der Fuß, aber auch der Unterschenkel waren dunkelrot, fast violett.

„Jetzt wäre es gut, wenn ich ein Pendel hätte!“ dachte er. Als er in Pisa noch Student der Medizin war, hatte er immer eins bei sich gehabt, sooft er zu einem Kranken ging. Jetzt, da er es selbst gebraucht hätte, hatte er keins. Er tastete nach seinem Puls, und obwohl er die Zeit nicht genau messen konnte, war doch deutlich zu spüren, daß er wesentlich schneller schlug als gewöhnlich. Er hatte Fieber, ziemlich hohes Fieber. Und daß

ihm das gerade jetzt passieren mußte! Auf jeden Fall mußte er seine Wirtin Signora Vintelli bitten, die Universität zu benachrichtigen und einen Arzt zu rufen. Das würde das beste sein.

Er wollte klopfen, aber er kam nicht mehr dazu. Schlaf übermannte ihn, bis er schließlich von einem leisen Gespräch geweckt wurde. Seine Wirtin, Castelli und Sagredo unterhielten sich flüsternd in der Ecke des Zimmers.

„Ich war ein wenig eingenickt. Ich fühle mich nicht wohl. Wie spät ist es?“ fragte er.

„Halb zwei.“

„Was?!“ fragte er entsetzt. „So lange habe ich geschlafen? Gut, daß ihr gekommen seid“, wandte er sich dann an die beiden Besucher.

„Wie besprochen, habe ich dich am Vormittag gesucht. Und als du dann nicht gekommen bist, wollte ich nachsehen, was mit dir ist. Und Sagredo hat mich begleitet“, antwortete Castelli.

„War schon der Arzt da?“ erkundigte sich Francesco.

„Nein. Das Ganze hat gestern abend angefangen. . .“ sagte er und zeigte nach seinem Fuß.

„Es wäre aber gut, den Arzt zu rufen“, sagte Benedetto.

„Ja, ein Arzt wäre jetzt angebracht. Wenn ich mich recht entsinne, was ich seinerzeit in Pisa gelernt habe, dann habe ich die Wundrose.“

„Die Wundrose!“ sagte Castelli betroffen. Und Francesco begann ihn auf der Stelle zu trösten.

„Warum denkst du gleich an das Schlimmste? Vielleicht ist es nur eine einfache Entzündung.“

Den Schreck der beiden jungen Männer sehend, schlug Signora Vintelli entsetzt die Hände zusammen.

„Oh, heilige Jungfrau, das in meinem Haus!“

„Ob du nun recht hast oder nicht“, sagte wieder Benedetto, „wir wollen gleich einen Arzt rufen!“

„Ich gehe schon“, erklärte sich Sagredo bereit. „Ich spreche mit Fabrizio, er ist der beste Arzt in Padua. Sicher wird er zu einem Kollegen kommen.“

Eine Stunde später traf Fabrizio in der Tat ein. In der Tasche

brachte er seine ganze ärztliche Ausrüstung mit: Skalpell, Säge, Klistier, einen Schröpfkopf und in einer Flasche etwa ein halbes Dutzend Blutegel.

„Hm, hm. Nun, was habt Ihr für Beschwerden?“

„Mein Fuß, ich glaube. . .“

Fabrizio hob abwehrend mit einer schnellen Bewegung die Hand.

„Ihr sollt gar nichts glauben! Was Euch fehlt, das laßt nur uns feststellen! Wir sind ja deshalb Arzt, um das herauszufinden. Ihr sagt nur, was Ihr empfindet. Tut Euch etwas weh, oder habt Ihr sonst irgendwelche Beschwerden?“

Galilei mußte innerlich lächeln, aber er zählte gehorsam die Symptome auf. Fabrizio sah sich den kranken Fuß an, sprach dabei fleißig sein „Hm“ und schüttelte ab und zu den Kopf. Dann wandte er sich an Signora Vintelli und bat sie um ein in recht kaltes Wasser getauchtes Handtuch, und während die Frau draußen war, setzte er auf dem Fuß Galileis Egel an.

„Das ist wahrlich eine Wundrose“, sagte er und schüttelte den Kopf.

„Habe ich es nicht gesagt?“ fragte Galilei und sah seine beiden Studenten triumphierend an. Fabrizio jedoch nahm von der Bemerkung gar keine Notiz.

„Die Wundrose ist eine der allerschlimmsten Krankheiten. Wenn Ihr nicht wollt, daß man schon in Kürze das Circumderunt* an Eurer Bahre singt, dann müßt Ihr Euch strengstens an meine Weisungen halten. Als erstes völlige Ruhe. Versucht nicht aufzustehen! Nicht einmal, Euch aufzusetzen! Das beste ist, wenn Ihr den Fuß überhaupt nicht bewegt, mit Ausnahme. . .“

Frau Vintelli kam mit dem angefeuchteten Handtuch herein. Fabrizio nahm es ihr ab und wickelte den Fuß ein.

„Bitte auch noch ein trockenes!“ sagte er zu der Frau und setzte dann den unterbrochenen Satz fort: „. . . mit Ausnahme, wenn Ihr Umschläge macht. Alle halben Stunden einen kalten

* Kirchlicher Grabgesang.

Umschlag, das Wasser so kalt wie möglich. Und dann ein trockenes Tuch darum.“ Und damit wickelte er das zweite Handtuch um den Fuß. „Ich habe auch einige Egel angesetzt, sie mögen das schlechte Blut aussaugen. Laßt sie darauf, bis sie von allein herunterfallen. Ansonsten aber völlige Ruhe und halbstündlich kalte Umschläge. Auch nachts. . . Morgen komme ich wieder. . . Habt Ihr jemand, der Euch versorgt?“

„Ich werde hier bleiben“, erklärte Castelli.

„Auch ich kann behilflich sein“, meldete sich Sagredo.

„Ich bin ja schließlich auch da“, warf die Wirtin ein.

„Dann ist ja alles gut. Morgen komme ich wieder“, verabschiedete sich Fabrizio.

Zu dritt pflegten sie Galilei abwechselnd, später stellte sich auch Noailles ein, weil Sagredo übers Wochenende nach Hause mußte. Aber selbst so gab es Schwierigkeiten bei der Versorgung des Kranken. Signora Vintelli ließ ihn manchmal für Stunden allein, wenn sie einkaufen ging und länger ausblieb, als erwartet; Noailles aber war einmal vom Schlaf übermannt worden und hatte die ganze Nacht durchgeschlafen, statt die Umschläge zu wechseln. Der Zustand Galileis besserte sich nur langsam.

Er lag vielleicht schon den zehnten Tag im Bett, als Frau Vintelli mit der Nachricht ins Zimmer trat, daß eine Frau den Herrn Professor suche.

„Eine Frau?“ fragte Galilei überrascht.

„Eine junge Frau. Sie heißt Gamba, Marina Gamba.“

Es war Marina, die Kellnerin aus Venedig. Befangen betrat sie das Zimmer, blieb dann aber verlegen an der Tür stehen.

„Marina! Wie kommt Ihr hierher? Setzt Euch, sicher seid Ihr müde. Signora Vintelli wird Euch einen Tee kochen.“

Die Wirtin zeigte nicht viel Neigung, jetzt hinauszugehen, doch als Galilei sie ein zweitesmal aufforderte, blieb ihr nichts anderes übrig. Als die beiden allein waren, streifte Marina ihre Scheu ab.

„Ich habe gehört, daß Ihr schwer krank seid. . . zwischen Leben und Tod schwebt. Weil ich wußte, daß Ihr allein seid

und niemand habt, der Euch pflegt... bin ich gekommen“, sagte sie und richtete den Blick starr auf den Fußboden.

„Ja, ich muß zugeben, es hat mich arg erwischt, und besonders gut geht es mir noch immer nicht... Aber von wem hast du gehört, daß ich krank bin?“ fragte er und duzte sie plötzlich.

Marina antwortete errötend:

„An jenem Freitag habe ich auf Euch gewartet. Und dann auch am nächsten und am übernächsten Tag. Schließlich fragte ich Herrn Boccalino.“

„Hat er es gewußt?“

„Damals noch nicht. Er meinte: Wenn Ihr nicht gekommen wäret, so wäret Ihr eben nicht da. Sicher hättet Ihr etwas anderes zu tun oder keine Lust gehabt. Aber ich sagte, das könne nicht sein. Sicher sei Euch etwas zugestoßen. Gut, meinte Signore Boccalino schließlich, er werde sich erkundigen. Einige Tage später kam er dann und brachte die Nachricht, daß Ihr krank seid... Und ich war sogar froh darüber.“

„Du warst froh, daß ich krank bin?“ fragte Galilei erstaunt.

„Ja, weil ich noch Schlimmeres befürchtet hatte.“

„Was hast du befürchtet?“

Marina schwieg einen Augenblick, dann sagte sie zögernd:

„Daß vielleicht die Inquisition...“

Galilei lachte auf.

„Was könnte die Inquisition mit mir zu tun haben?“

„Das kann man nie wissen. Plötzlich kommen sie und nehmen jemanden mit. Sie sagen niemandem, wohin... Aber wer auf diese Weise spurlos verschwindet, von dem wissen doch alle stets, wer ihn geholt hat.“

„Du bist ein Dummchen, Marina. Davor brauchst du keine Angst zu haben. Aus Venedig kann übrigens die Inquisition niemanden holen.“

„Ja, das sagt man... aber in so einem Fall denkt man an alles.“

„In so einem Fall?“

„Nun, wenn der Betreffende nicht kommt, auf den man wartet.“

„Du hast also auf mich gewartet?“ wollte Galilei fragen, aber dann überlegte er es sich. Er würde sie nur noch mehr in Verlegenheit bringen. Deshalb kam er auf etwas anderes zu sprechen. „Na, und was ist mit der Schenke?“

Das Mädchen zuckte mit der Schulter.

„Ich bin weggegangen.“

„Um mich zu pflegen?“

Sie nickte.

„Und wenn ich wieder gesund bin?“

Sie antwortete nicht. Galilei stützte sich auf den Ellbogen.

„Komm her!“

Er ergriff die Hand Marinas und schaute ihr in die Augen.

„Es ist gut, daß du gekommen bist. . . Willst du auch hierbleiben, wenn ich wieder gesund bin?“

Das Mädchen antwortete noch immer nicht, senkte nur den Kopf.

„Es ist gut, Marina. Bleib!“

„Das waren also die Planwagen, denen ich auf dem Herweg begegnet bin! Deshalb wurden sie von bewaffneten Reitern begleitet!“ rief Galilei aus.

„Ja, das waren sie! Die Jesuiten. Alle wurden abgeholt, über die Grenze gebracht und dort auf freien Fuß gesetzt“, antwortete Sagredo. „Jetzt können sie sich freuen, daß sie in Venedig keine Sakramente zu spenden brauchen.“

„Aber wie hat sich die Angelegenheit so zugespitzt?“ fragte Galilei.

Das Zimmer war schon in Halbdunkel gehüllt, die Fenster standen offen. Die Lampen auf den Gondeln, die vom leichten Geplätscher des Wassers begleitet auf der Lagune dahinglitten, brannten bereits. Die drei Männer fanden es jedoch behaglich in dem dämmrigen Halbdunkel, ihr Gespräch wurde irgendwie vertraulicher. Aus einem der tiefen Eichenstühle ließ sich die Stimme Sarpi vernehmen, der die Frage beantwortete.

„Die Sache zieht sich eigentlich schon recht lange hin. Es gab bereits Meinungsverschiedenheiten wegen des Baus von Kirchen und Klöstern.“

„Ja, das ist mir bekannt“, warf der Professor ein. „Der Papst wollte das Recht der Genehmigung für sich beanspruchen.“

„So ist es“, fuhr Sarpi fort. „Seitdem hat sich die Lage zwischen Rom und der Republik immer mehr zugespitzt. Vor kurzem war es zu einer neuen Auseinandersetzung gekommen. Die Inquisition forderte wieder, zwei Männer als Ketzer auszuliefern.“

„Wieder ein Giordano-Bruno-Fall?“ fragte Galilei.

„Bruno hat man verbrannt“, bemerkte Francesco.

„Ich weiß“, antwortete der Professor.

„Wie Ihr sagt, ein erneuter Giordano-Bruno-Fall“, pflichtete der erste Theologe bei. „Ich habe seinerzeit auch der Auslieferung Brunos nicht zugestimmt. Jetzt wurde ich von der Signo-

ria um meine Meinung gebeten, worauf ich ganz entschieden nein sagte. Man machte sich meinen Standpunkt zu eigen, und die Republik hat das Ansinnen Roms zurückgewiesen.“

„Die beiden angeblichen Ketzer wurden also nicht ausgeliefert?“

„Nein. Und hierauf hat der Papst die ganze Republik mit dem Kirchenbann belegt.“

„Was bedeutet das im einzelnen?“

„Es bedeutet, daß die Spendung sämtlicher Sakramente untersagt ist. Es darf also nicht getauft, getraut, kein Abendmahl gereicht und keine letzte Ölung gespendet werden, es gibt keine Firmung, keine Beichte und keine Ordination.“*

„Das wäre freilich für die große Mehrheit der Menschen von schwerwiegender Bedeutung gewesen“, erklärte Sagredo seinem Gast aus Padua.

„Natürlich“, stimmte ihm Sarpi bei. „Das wußte auch die Signoria. Da wir jedoch die ursprüngliche Forderung des Papstes als ungesetzlich betrachteten, war klar, daß auch seine Zwangsmittel gesetzwidrig waren. Die Republik untersagte daher die Ausführung des päpstlichen Verbotes.“

„Die Priester mußten sich also zwischen dem Papst und der Republik entscheiden. Und für wen haben sie sich entschieden?“

„Alle für die Republik. Sie führten das päpstliche Verbot nicht durch. Einzig die Jesuiten versagten der Signoria den Gehorsam.“

„Deshalb also ihre Ausweisung?“

„Ja. Der Rat der Zehn hat die Jesuiten aus dem ganzen Gebiet der Republik zusammengeholt und sie mit bewaffneter Begleitung über die Grenze geschafft.“

„Und was wird jetzt? Was wird Rom dazu sagen?“

„Mögen die römischen Kardinäle sich die Köpfe darüber zerbrechen! Wir fürchten uns nicht. Im schlimmsten Falle rufen wir aus Genf einige kalvinistische Prediger“, antwortete Sarpi entschieden.

* Weihe zum geistlichen Amt.



„Die Republik weicht nicht zurück“, stellte Sagredo fest, wobei er klingelte und den eintretenden Diener anwies, Licht anzuzünden und das Abendbrot aufzutragen. „Nein, auf keinen Fall wird sie auch nur einen Schritt zurückweichen“, wiederholte er.

„Wie energisch unser junger Senator ist“, bemerkte Galilei. „Ich sehe in dir, Francesco, noch immer meinen Studenten, obwohl seither gut ein paar Jahre vergangen sind und du den Naturwissenschaften sicher für immer den Rücken gekehrt hast, um dich ausschließlich der Politik zu widmen.“

„Nein, davon kann keine Rede sein. Meine wahre Liebe bleibt immer die Wissenschaft. Nur hat ein Sagredo auch Verpflichtungen gegenüber der Republik.“

„Ich weiß. Ihr alle benutzt das als Vorwand.“

„Bei mir ist es aber kein bloßer Vorwand. Außerdem habe ich mir auch jetzt ein wissenschaftliches Ziel gesetzt.“

„Nun, darüber bin ich sehr erfreut. Um was handelt es sich denn?“

„Um was es sich handelt? Die magnetische Deklination fällt

doch siebeneinhalb Grad nach Osten, um soviel weicht die Kompaßnadel von der Nordsüdrichtung ab. Nun aber klagen unsere Schiffer häufig, daß es hier irgendwelche Störungen gibt. Richten sie den Kurs ihres Schiffes genau nach dem Kompaß, gelangen sie nicht dahin, wohin sie wollen... das heißt, um genauer zu sein: auf der Adria ist alles in Ordnung. Befinden sie sich aber auf fernerer Meeren, dann treten Störungen auf. Die Abweichungen sind mal größer, mal kleiner.“

„Das ist merkwürdig“, bemerkte Galilei.

„Ganz so merkwürdig ist das gar nicht. An der ganzen Sache ist nämlich eine Gesetzmäßigkeit zu erkennen, und die sieht folgendermaßen aus: Je weiter westlich ein Schiff segelt, etwa in der Nähe von Gibraltar, desto größer wird die wahrgenommene Abweichung, segelt es dagegen nach Osten, dann wird sie immer kleiner und kann sogar nach der anderen Richtung umschlagen. Das heißt, die Kompaßnadel weicht jetzt nicht nach Osten, sondern nach Westen ab... Ich habe daher den Verdacht, daß die magnetische Deklination nicht überall gleich ist, sondern an den verschiedenen Punkten der Erde jeweils andere Werte hat.“

„Was auch natürlich ist, wenn man von der Annahme ausgeht, daß es irgendein magnetisches Zentrum gibt, sagen wir einen magnetischen Pol, der mit dem Nordpol der Erde nicht übereinstimmt. Wie er ja auch nicht übereinstimmen kann, denn sonst hätten wir in Venedig keine Abweichung von siebeneinhalb Grad. Aber wie willst du das von hier aus feststellen?“ fragte Galilei.

„Von hier aus ist das nicht möglich. Aber ich werde demnächst als Konsul nach Aleppo gehen. Wie ihr wißt, liegt die Stadt nicht weit von der Ostküste des Mittelmeeres. Dort kann ich mit Leichtigkeit überprüfen, ob die Schiffer, die jene Gewässer befahren, die Wahrheit sagen oder nicht, und ich kann auch feststellen, um wieviel dort die Kompaßnadel im Vergleich zu Venedig abweicht.“

„Das ist eine ausgezeichnete Idee, und ich bin wirklich froh, daß du der Wissenschaft nicht untreu geworden bist. Denn

welch Ehre es auch sein mag, Senator von Venedig zu sein, es hätte mir doch weh getan, wenn ein scharfsinniger Mann der Wissenschaft verlorengegangen wäre.“

„Aber auch für die Staatsgeschäfte ist es ein großer Gewinn, wenn sie von scharfsinnigen Menschen geführt werden“, wandte Sarpi ein. „Was soll also mit den Gebildeten und Klugen geschehen? Soll die Republik ihre Dienste für sich in Anspruch nehmen oder sie der Wissenschaft überlassen?“

„Die Lösung ist einfach“, antwortete Galilei lächelnd. „Wir müssen soviel kluge Menschen ausbilden, daß es überall genügend von ihnen gibt.“

„Das ist richtig!“ Sarpi nickte. „Aber würdet Ihr uns nicht sagen, verehrter Herr Professor, wer sie ausbilden soll? Ihr wißt ja am besten, daß die meisten unserer Professoren...“ und er winkte geringschätzig ab.

„Es ist angerichtet“, meldete jetzt ein Diener, und die drei Männer setzten sich an den Tisch. Nach dem Abendbrot unterhielten sie sich noch eine Weile, dann nahmen die Gäste Abschied. Schon im Gehen begriffen, fragte Galilei den Hausherrn:

„Und wann etwa wirst du nach Aleppo gehen?“

„In zwei bis drei Monaten.“

„Vergiß dann die magnetische Deklination nicht!“

„Ich sehe, du traust meinem wissenschaftlichen Interesse nicht. Hab nur keine Angst, diese Frage reizt mich allzu sehr.“

Sarpi wurde von seiner eigenen Gondel abgeholt, und sie nahm auch Galilei mit und brachte ihn in sein Quartier. Der junge Professor hätte noch einen Brief schreiben müssen, aber als er seine enge Kammer in der Herberge betreten hatte, verspürte er keine Lust zum Schreiben. Es war auch schon spät, und am nächsten Morgen mußte er zeitig nach Padua aufbrechen. Er würde den Brief dort schreiben.

Schon seit Tagen verschob er die Erledigung dieses Briefes immer wieder. Er hätte seiner Mutter antworten müssen, aber er konnte sich nicht dazu entschließen. Schließlich entschied er

sich, nicht ihr, sondern seinem jüngeren Bruder Michel Angelo zu schreiben. Und als er von der Universität nach Hause kam, machte er sich an den Brief.

„...Ich schicke Euch jetzt fünfzig Dukaten und teile Euch gleichzeitig mit, daß ich Euch in diesem Jahr nichts mehr schicken kann. Unsere Mutter hat zwar recht, daß man meinen Vertrag als Professor verlängert und auch mein Gehalt erhöht hat und daß ich ein geschätzter Professor an der Universität in Padua bin. Sie vergißt dabei nur, daß ich mir für diese Hochschätzung kein einziges Gewand kaufen kann und daß wir von diesem Gehalt zu dritt und bald schon zu viert leben müssen. Virginia ist nun schon ein Jahr alt und ein solch reizendes, kluges und liebes Kind, wie es vielleicht noch nie eins auf Erden gegeben hat. Ich schreibe das nicht, weil ich der Vater bin, sondern weil ich meine, daß sie alles verdienen würde, was Eltern ihren Kindern bieten können, aber ich kann ihr leider nur viel weniger geben, als ich möchte. Marina ist wieder schwanger, in einigen Wochen erwarten wir unser zweites Kind. Wie unser erstes werde ich auch unser zweites Kind nach einem von Euch benennen. Wenn es ein Mädchen wird, soll es Livia heißen, ist es ein Knabe, dann Michel Angelo oder nach unserem Vater Vincenzo.

Aber kleine Kinder bedeuten nicht nur Freude, sondern legen einem viel Verantwortung auf und kosten viel Geld. Das ist es, was unsere Mutter immer vergißt, offenbar, weil Marina die Mutter meiner Kinder ist und unsere Mutter Marina am liebsten nicht nur aus ihrem eigenen, sondern auch aus meinem Gedächtnis auslöschen möchte. Alle Bemühungen dieser Art sind jedoch vergebens! Wenn ich es nicht unter meiner Würde finde, mit einer ehemaligen Kellnerin zu leben, so könnte sie sich endlich auch damit abfinden. . . .

Ich arbeite übrigens sehr viel, wie immer. An der Universität mußte ich auch heute all meine Vorlesungen zweimal halten, außerdem habe ich viele Privatschüler, so daß mir wesentlich weniger Zeit für wissenschaftliche Forschungen bleibt, als mir

lieb ist. Ich komme auch nur selten nach Venedig. Dort herrscht jetzt übrigens große Aufregung: Man hat alle Jesuiten aus dem Gebiet der Republik ausgewiesen. Die venezianischen Damen sind darüber wenig erfreut, denn die Patres der Gesellschaft Jesu standen bei ihnen hoch in Gunst. . .“

Er schrieb noch einige Zeilen über aktuelle Kleinigkeiten und schloß dann den Brief. Endlich hatte er seinen Angehörigen daheim zu verstehen gegeben, daß sie nicht immer auf seine Geldbörse bauen konnten, vor allem aber, daß seine Mutter nicht ständig gegen Marina hetzen sollte. Er hoffte, daß man dies begreifen würde.

Die Hoffnung erwies sich jedoch als trügerisch. Schon nach wenigen Monaten trafen weitere Briefe mit der Bitte um Geld ein, und Frau Giulia konnte sich auch diesmal nicht enthalten, Sticheleien gegen ihre Schwiegertochter hinzufügen. Dies sollte sich auch später nicht ändern, als Marina nach dem zweiten Mädchen, das man auf den Namen Livia taufte, 1606 einem Knaben das Leben schenkte, dem man nach dem Großvater den Namen Vincenzo gab.

Im selben Jahr erhielt Galilei das Angebot, während der Sommerferien der Universität Cosimo, den neunjährigen Sohn des Großherzogs von Toskana, zu unterrichten. Der Professor zog für diese Zeit nach Florenz und war dadurch natürlich häufig mit seiner Mutter und seinem jüngeren Bruder zusammen. Seine Schwestern sah er seltener, denn sowohl Virginia als auch Livia waren schon verheiratet. Während dieses Zusammenseins der Familie versäumte es Frau Giulia nie, Marina herabzusetzen.

„Du bist jetzt am Hof von Toskana und könntest hier dein Glück machen. Du kannst aber nicht eine ehemalige Kellnerin als deine Frau an den Hof bringen! Wenn sie wenigstens Geld gehabt hätte, wenn sie schon nicht von adliger Herkunft war! Dann könntest du auch deine Familie besser unterstützen. Aber so?“

Galilei wich den Streitereien gewöhnlich aus, und er war froh,

als er nach Ablauf der Sommerferien nach Padua zurückkehren konnte. Am Hofe des Großherzogs hatte er in der Tat großen Erfolg gehabt, nicht nur der kleine Cosimo hatte ihn ins Herz geschlossen, sondern auch sein Vater, der Großherzog, hatte den Lehrer seines Sohnes liebgewonnen und war mit ihm übereingekommen, daß er im nächsten Sommer wiederkommen sollte. Wie sehr dies auch seinem Stolz als Lehrer schmeichelte, so dachte er doch mit Beklommenheit an die zu erwartenden Streitereien mit der Mutter im nächsten Jahr. Vorerst jedoch war es bis dahin noch fast ein ganzes Jahr. Er hielt wieder Vorlesungen an der Universität von Padua, führte in seiner kleinen Werkstatt wissenschaftliche Versuche durch und spielte mit seinen Kindern, hauptsächlich mit seiner erstgeborenen Tochter Virginia, die ihm von allen am meisten ans Herz gewachsen war. Dann und wann begab er sich nach Venedig, saß mit Freunden bei einem Becher Wein zusammen, sang mit ihnen, spielte auf der Zither oder zeichnete einen bärtigen Matrosen. Ein andermal besuchte er Sarpi, dessen Freundschaft ihm erhalten geblieben war, auch nachdem Sagredo schon seit Jahren Konsul in Aleppo war. Mit dem Theologen unterhielt er sich hauptsächlich über wissenschaftliche Fragen, denn in Venedig gingen die schnellsten und genauesten Nachrichten aus allen Teilen der Welt sowohl auf politischem als auch auf wissenschaftlichem Gebiet ein, und diese Nachrichten gelangten natürlich auch zu dem einflußreichsten geistlichen Würdenträger der Stadt.

„Dieser Tage habe ich eine merkwürdige Neuigkeit erfahren“, berichtete Sarpi bei einem dieser Besuche. „Einer unserer Schiffskapitäne hat davon berichtet, und ich will es gar nicht recht glauben, obwohl er es steif und fest behauptet hat.“

„Um was geht es?“ erkundigte sich Galilei.

„Der Kapitän erzählt“, berichtete der Geistliche und füllte dabei die Becher wieder mit Wein, „daß in den Niederlanden ein Gelehrter irgendein Rohr angefertigt hat, durch das man entfernte Gegenstände so nahe sehen kann, daß auch die kleinsten Einzelheiten zu erkennen sind. Schon dies allein kann ich kaum glauben, aber der Kapitän behauptet darüber hinaus, daß

man durch dieses Rohr Dinge erblicken kann, die mit bloßem Auge überhaupt nicht wahrnehmbar sind, zum Beispiel ein Schiff in großer Entfernung.“

„Durch ein Rohr?“ fragte der Professor zweifelnd.

„Ja, durch ein Rohr... Um es nicht zu vergessen, der Seemann hat noch gesagt, daß sich an beiden Enden des Rohres Glas befindet.“

„Glas?“ Galilei wurde mit einem Male hellhörig. „Glattes Glas?“

„Glatt oder nicht glatt, das ist mir nicht bekannt. Mir scheint das alles jedenfalls recht unglaublich.“

„Vielleicht ist doch etwas Wahres an der Sache“, sagte Galilei nachdenklich. „Freilich nur dann, wenn es sich an den beiden Enden des Rohres nicht um ganz flaches Glas handelt. Dies würde das Sehen nur undeutlicher machen... Aber vergesse nicht, Hochwürden, ein erhaben geschliffenes Glas, eine sogenannte Linse, vergrößert die Gegenstände, die man durch sie betrachtet.“

„Gewiß, das weiß ich.“

„Es wäre also möglich, daß sich in dem Rohr solche Linsen befinden... bis jetzt konnte man so eine Linse nur bei nahen Gegenständen verwenden, auf größere Entfernungen wirkte das Bild ganz verschwommen... Es wäre denkbar, daß sich durch zwei Linsen dieser Fehler beseitigen ließe. Wo hält sich dieser Kapitän auf?“

„Keine Ahnung. Ich weiß nicht einmal, wer es ist. Ich habe nicht selbst mit ihm gesprochen, nur von der Angelegenheit gehört, und ich hielt die Sache für so unglaublich, daß ich mich nicht eingehender danach erkundigte. Vielleicht segelt der Kapitän schon wieder auf dem Mittelmeer oder sogar auf dem Atlantik.“

„Schade! Ich hätte gern Näheres von ihm erfahren... Ich glaube, wenn es diese Erfindung wirklich gibt, so ist sie von außerordentlicher Bedeutung. Mit ihrer Hilfe könnte man vieles erspähen, was uns bis jetzt völlig verborgen geblieben ist.“

„Vielleicht sogar die Engel im Himmel“, meinte der Geistliche.

„Was man damit alles sehen könnte, weiß ich nicht. Wenn man es im voraus wüßte, dann wäre die ganze Erfindung nicht mehr von so großer Bedeutung. Aber es ließe sich damit wohl vieles erschließen, von dem wir bisher keine Ahnung haben. . . Schade, daß der Kapitän spurlos verschwunden ist.“

„Nun, wenn die Sache stimmt, dann werden auch andere Nachricht darüber bringen“, tröstete ihn Sarpi.

„Aber wann?“ fragte Galilei und winkte ab.

Die Sache mit dem wunderbaren Rohr ging ihm nicht aus dem Kopf. Sie beschäftigte ihn den ganzen Tag, und auch am nächsten Tag, als er bereits mit der Kutsche nach Padua fuhr, grübelte er darüber nach.

„Es ist nicht anders möglich, das Rohr muß an beiden Seiten eine Linse haben“, dachte er bei sich. „Aber wie kommt es, daß das Bild bei größerer Entfernung nicht unklar wird? . . . Vielleicht dadurch, daß die Linse an einem Ende nach außen und am anderen nach innen gewölbt ist, wodurch die Lichtstrahlen wieder gesammelt werden! Nur so ist es möglich. Man müßte es ausprobieren. . .“

„Kutscher, haltet an. Wendet! Wir fahren nach Murano!“

Er hatte die Absicht, sich in der dortigen berühmten Glasmanufaktur entsprechende Linsen auszusuchen, aber bald legte er es sich anders.

„Wir fahren doch nicht nach Murano, sondern zurück nach Venedig!“ änderte er wieder die Weisung an den Kutscher.

Als er die Stadtgrenze erreichte, stieg er in eine Gondel und ließ sich bis zum Rialto bringen. Von dort begab er sich zu Fuß in die Merceria. Dort kaufte er bei den Optikern mindestens ein Dutzend verschiedene Linsen, und zwei Stunden später war er schon wieder unterwegs nach Padua. Auf dem ganzen Weg dachte er an nicht anderes als daran, wie er das Perspicillum, wie er das Fernrohr bei sich nannte, bauen wollte. Das Rohr würde er aus Pergament formen, aus mehreren Schichten, damit es stabiler war. An beiden Enden würde er die Linsen einsetzen. Zu diesem Zweck müßte er innen in das Rohr unten und oben einen schmalen Rand einkleben, so weit hinein, daß die

Linse eingesetzt werden konnte. Auf diese Weise könnte er die verschiedensten Linsenpaare ausprobieren. Die besten würde er dann außen mit einem zweiten Rand befestigen.

„Pergament, Kleister und eine Schere!“ betrat er in Padua hastig sein Haus und rannte geradewegs in die Werkstatt.

„Du hast immer so merkwürdige Wünsche“, erschien eine Minute später Marina in der Tür, mit einer Schere in der Hand. „Glaubst du, bei uns in der Kammer stehen Pergamentrollen und Kleistertöpfe?“

„Dergleichen muß in jedem ordentlichen Haus vorhanden sein!“

„Freilich“, antwortete die Frau spöttisch. „Mal Pergamentrollen, mal Glasröhren und ein andermal destilliertes Wasser.“

„Nie finde ich bei uns, was man gerade braucht“, antwortete der Mann gereizt.

„Schon gut, schon gut. Ich habe bereits Virginia fortgeschickt, um es zu holen. Sie wird gleich da sein. Inzwischen ist es besser, wenn du zum Mittagessen kommst.“

„Daß man nie arbeiten kann, wenn man Lust dazu hat“, brummte Galilei noch, aber schon etwas besänftigt, und setzte sich an den Mittagstisch. Eigentlich hat Marina recht, dachte er bei sich, ich habe Hunger wie ein Wolf.

Virginia brachte unterdessen Pergament und Kleister, und Galilei begann gleich nach dem Mittagessen mit der Anfertigung des Fernrohres. Erst jetzt fiel ihm auf, daß die Linsen keinen gleichen Durchmesser hatten und er so mehrere Pergamentrohre kleben mußte. Als er damit fertig war, begann er die Linsen auszuprobieren, indem er immer zwei verschieden zusammensetzte. Bei den meisten bekam er ein völlig verschwommenes, graues Bild, wenn er durchblickte, und schon überkamen ihn Zweifel, ob er auf diesem Weg zu irgendeinem Erfolg gelangen könne, als ihm vielleicht beim neunten oder zehnten Versuch die Fassade des gegenüberliegenden Hauses durch das Fernrohr ganz deutlich erschien und so groß, als wäre sie nur einige Fuß von ihm entfernt.

„Ich hab's, ich hab's!“ jubelte er. „Ich habe das Geheimnis des Zauberrohres der Niederländer gefunden!“

Gründlich nahm er das gegenüberliegende Haus in Augenschein und konnte jede winzige Verzierung deutlich an der Wand erkennen. Dann richtete er das Fernrohr auf eine größere Entfernung, auf das Ende der Straße. Hier sah er nichts. Alles war so unklar und verschwommen wie bei den ersten Linsenpaaren. Jetzt versuchte er es im Zimmer, das Ergebnis war dasselbe. Das dämpfte seine Begeisterung. Wie es schien, war das Rohr nur auf eine ganz bestimmte Entfernung brauchbar, weder für näher noch für weiter.

Aber wenn dieses Fernrohr auf eine gewisse Distanz ein klares Bild zeigte, auf andere Entfernungen aber ein ganz verschwommenes, dann war es möglich, daß auch die früheren Linsenpaare für ganz bestimmte Entfernungen ebenfalls ein klares Bild ergeben würden. Er hatte mit allen nur die Fassade des gegenüberliegenden Hauses betrachtet, aber näher oder weiter hätte er vielleicht auch mit ihnen gut sehen können.

Er begann von neuem mit den Versuchen, und in der Tat fanden sich jetzt weitere Linsenpaare, mit denen er auf kleinere oder größere Entfernungen alles ganz deutlich sehen konnte. Es wurde also nicht ein Fernrohr benötigt, sondern eine ganze Serie davon. Und das ließ sich vielleicht sogar kombinieren, indem man das eine Rohr länger und das andere kürzer machte. Wenn die Entfernung zwischen den beiden Linsen größer war, konnte man vielleicht weiter damit sehen.

Er suchte die beiden Linsen aus, die am meisten zusammengepaßt hatten. Bis jetzt hatte er damit bis ans Ende der Straße sehen können. Nun fertigte er ein wesentlich längeres Pergamentrohr an und setzte die Linsen ein. Er richtete es auf die Kuppeln des San-Antonio-Domes, konnte aber nichts sehen. Er verringerte die Entfernung und betrachtete wieder das Ende der Straße wie zuvor. Das Bild klärte sich jetzt etwas, blieb aber noch immer verschwommen. Und wenn er einen noch näheren Gegenstand betrachtete? Er richtete es auf das gegenüberliegende Haus und stellte mit Überraschung fest, daß er jetzt alles

genauso deutlich erkennen konnte wie zuvor, als er mit denselben beiden Linsen das Ende der Straße durch das kürzere Rohr betrachtet hatte. Je größer also die Entfernung zwischen den Linsen war, um so näher, und je kleiner die Entfernung zwischen den Linsen war, um so weiter konnte man sehen; es war genau umgekehrt, als er anfangs vermutet hatte. . . Wenn dem aber so war, dann brauchte man keine Serie von Fernrohren, da genügte es, zwei Rohre anzufertigen, die sich ineinanderschieben ließen, wodurch man die Entfernung der Linsen vergrößern und verringern konnte.

Er rollte neue Rohre zusammen und versuchte es auf diese Weise. Ganz auseinandergezogen, konnte er die entgegengesetzte Ecke des Raumes deutlich sehen, zusammengeschoben, erkannte er nacheinander das gegenüberliegende Haus, das Ende der Straße und schließlich die Kuppeln des Domes.

„Marina, Marina! Komm doch mal her!“ rief er aus der Werkstatt. „Schau mal hier durch!“ Er gab ihr das Fernrohr in die Hand.

„Was gibt es, was gibt es?“ kam auch Virginia gerannt. „Ich möchte es auch sehen.“

„Du kannst es dir auch ansehen“, sagte der Vater lächelnd.

„Wunderbar“, rief Marina erstaunt aus, was die Neugierde des Mädchens natürlich noch mehr steigerte.

„Nun schau auch du durch!“ Der Vater reichte ihr das Fernrohr. „Schau auf das gegenüberliegende Haus!“ Dann stellte er das Fernrohr anders und gab es dem Kind wieder. „Sieh jetzt den Mann auf der Straße. . . die Bäume. . . die Vögel in der Luft!“

„Oh! Sie sind ganz dicht, ganz nahe zu sehen. Ich könnte sie fangen“, und sie griff mit der Hand nach ihnen, „wie hast du das gemacht, Vater?“

„Nun, bin ich nicht ein Zauberer?!“ Galilei lachte auf.

Als er wieder allein war, fuhr er mit den Versuchen fort. Mit dem besten Linsenpaar erreichte er eine dreifache Vergrößerung, aber er war fest überzeugt, daß sie sich noch steigern ließ. Er besorgte weitere Linsen aus Venedig und konnte das Fernrohr schon recht bald so vervollkommen, daß er eine dreißig-

fache Vergrößerung erzielte. Für die ausprobierten und bewährten Linsenpaare fertigte er statt des nur zu Versuchszwecken dienenden Pergamentrohres nun ein Rohr aus Blech an. Mit dem leistungsfähigsten Instrument begab er sich wenige Tage darauf nach Venedig, geradewegs zu Sarpi.

„Was ist das? Habt Ihr eine neuartige Wurstspritze erfunden?“ fragte der Theologe scherzend und zeigte dabei auf das Rohr in der Hand Galileis.

„Ja, etwas Ähnliches, nur weiß noch niemand, was diese Wurst verbirgt, nicht einmal ich selbst.“

„Ihr macht mich neugierig.“

„Ich habe das Fernrohr gebaut.“

„Das Fernrohr?“ rief Sarpi überrascht. „Ist also doch etwas Wahres daran? Das hier ist es wohl?“

„Ja. Ich habe es mitgebracht, um es Euch vorzuführen.“

„Das ist nett von Euch! Ich weiß gar nicht, womit ich diese Ehre verdient habe. . . Ich nehme an, es wissen noch nicht viele davon.“

„Vorerst nur meine Familie. Ich habe es zu Hause in meiner Werkstatt gebaut.“

„So bin ich also einer der ersten. Aber laßt mich endlich sehen, ich brenne vor Neugierde!“

„Ich habe es doch mitgebracht, um es Euch vorzuführen! Aber was kann man von diesem Zimmer aus sehen? Wir müßten an einen Ort gehen, wo wir einen guten Ausblick haben.“

„Gut! Gehen wir hinauf in den Glockenturm vom San Marco! Er ist ganz nah, und von dort kann man wahrlich weit sehen, wenn es Eure Wurstspritze nur schafft.“

„Die schafft es, wenn nur Euer Hochwürden die dreihundert Fuß bis da hinauf schaffen!“

„Macht Euch um mich keine Sorgen!“

In wenigen Minuten standen sie in der Pforte des Campanile, aber sie brauchten reichlich zwanzig Minuten, bis sie oben im Glockenturm angelangt waren.

„Nun, gebt endlich das Wunderrohr her!“ sagte Sarpi voller Ungeduld.

„Man kann nur mit einem Auge hineinschauen, das andere muß man zudrücken“, erklärte der Professor und hielt das Fernrohr nach Treviso zu und begann es einzustellen. „Je weiter man damit schauen will, um so mehr muß man es zusammenschieben, und je näher, desto weiter auseinander ziehen. Bitte, so ist es gut! Ich habe es auf Treviso eingestellt.“

Sarpi griff erregt und neugierig nach dem Fernrohr und richtete es auf das benachbarte Städtchen. Gespannt schaute er hinein, hielt es dann an sein anderes Auge und ließ es schließlich enttäuscht herabsinken.

„Ich kann nicht viel sehen. Einige verschwommene Linien und Flecken. Von denen aber könnte niemand sagen, was sie sind.“

Galilei lachte ärgerlich auf.

„Freilich, daran hätte ich denken müssen. Bis jetzt haben wir nur zu dritt durch die Fernrohre gesehen, durch diese und die anderen, die ich gebaut habe. Ich, meine Frau und unsere Tochter Virginia. Und schon bei uns drei mußte ich feststellen, daß eine Einstellung, die für den einen ausgezeichnet war, für den anderen undeutlich blieb. Es scheint nicht nur von der Entfernung der Gegenstände, sondern auch von dem Auge jedes einzelnen abzuhängen, wie weit die beiden Linsen voneinander entfernt sein müssen. Das kann aber jeder selbst einstellen. Ihr müßt versuchen, die beiden Rohre ein wenig ineinanderzuschieben oder auseinanderzuziehen. Ganz sicher wird es eine Stelle geben, bei der Ihr Treviso ausgezeichnet sehen könnt.“

„Versuchen wir es!“ antwortete Sarpi und schob die beiden Rohre ein wenig weiter ineinander. „So sehe ich noch weniger. Vielleicht umgekehrt: ziehen wir sie auseinander!“

Erneut blickte er durch und rief begeistert.

„So ist es schon besser. Das scheint der richtige Weg zu sein!“

Er korrigierte noch einige Male und sagte dann hingerissen:

„Jetzt ist es in der Tat vollkommen. Das hätte ich nie geglaubt! Ich sehe jetzt Treviso, als befände ich mich dort. Die Kirche, die Häuser und selbst die Straßen kann ich erkennen.“

Galilei lächelte stolz und zufrieden.

„Jetzt wollen wir uns etwas anderes ansehen! Vielleicht Padua... Am besten wird sein, wenn Ihr Euch das Rohr selbst einstellt, denn ich habe es vorher für Euch auch nicht richtig getroffen.“

Sarpi schob das Fernrohr wieder hin und her, und als er die richtige Einstellung gefunden hatte, überkam ihn erneut eine Welle des Entzückens.

„Nun, das ist wunderbar, geradezu wunderbar! Wenn ich es nicht mit eigenem Auge sehen könnte, würde ich es nicht glauben. Ich würde es niemandem glauben. Die Fassade der San-Giustina-Kirche sehe ich ganz deutlich. Seht sie Euch an!“

Er reichte das Fernrohr dem Erbauer, der es natürlich erst nach dem eigenen Auge einstellen mußte.

„Ja, man sieht die ganze Stadt sehr gut. Padua habe ich aus Venedig noch nicht so gesehen. Nur Venedig aus Padua“, fügte er selbstbewußt lächelnd hinzu. „Suchen wir uns jetzt ein näheres Ziel!“

„Murano! Sehen wir uns Murano an!“ rief Sarpi begeistert wie ein Kind und nahm Galilei das Fernrohr aus der Hand.

„Dazu muß man es mehr auseinanderziehen.“

„Freilich, freilich“, antwortete der Theologe und begann das Rohr einzustellen. „Jetzt ist das Bild ganz klar. Es ist, als stände ich auf dem Vorplatz der San-Giacomo-Kirche. Selbst die Menschen kann man sehen. Es fehlt wirklich nicht viel, um sie sogar erkennen zu können.“

„Wenn wir nicht darauf bestehen, bis nach Murano zu schauen, sondern uns mit einer kleineren Entfernung begnügen, dann können wir sie sogar erkennen“, erwiderte Galilei selbstbewußt.

„Stellt Euch vor“, sagte Sarpi lachend, während er das Fernrohr herunterließ, „daß eine Signora, die zu einem galanten Abenteuer eilt, heimlich von hier oben von ihrem fern geglaubten Gatten beobachtet wird.“

„Ist es möglich, daß ich, ohne es zu wollen, etwas erfunden habe, das zum wirkungsvollsten Mittel der Erhaltung der Moral werden könnte?“ fragte Galilei scherzend.

„Das ist wahrlich leicht möglich“, gab Sarpi lachend zur Antwort, dann wurde er plötzlich ernst. „Aber wir wollen darüber nicht lachen, denn hier handelt es sich um etwas sehr Bedeutendes. Wir haben Bartolo gesehen, ohne daß er uns sehen konnte, ja ohne daß er ahnen konnte, daß wir ihn sahen. Stellt Euch dasselbe in einer Schlacht vor. Ganz gleich, ob auf dem Festland oder auf dem Meer. Denkt nur, über welchen Vorteil die Partei verfügt, die ein solches... wie soll ich es nur nennen... ein solches Teleskop* besitzt.“

„Teleskop! Ein treffender Name!“ griff Galilei die Bezeichnung auf. „So werde ich es nennen. Das ist besser als Perspicillum, wie ich es bis jetzt genannt habe.“

„Mit einem solchen Teleskop“, fuhr Sarpi fort, „ist eine Schlacht schon halb gewonnen. Freilich nur dann, wenn nur ich es besitze, die Gegenseite aber nicht. Ich glaube, das würde auch die Signoria auf der Stelle erkennen... Wißt Ihr, was ich an Eurer Stelle täte? Ich würde ein solches Teleskop Donato geben.“

„Dem Dogen?“

„Ja, ihm. Und natürlich als Geschenk. Und ich würde ihm erklären, weshalb dieses Instrument von Nutzen ist. Glaubt mir, das könnte auch für Euch von Vorteil sein. Ein solches Geschenk macht sich reichlich bezahlt.“

„Kein schlechter Rat. Ich glaube, ich werde ihn beherzigen.“

Als er am nächsten Tag nach Padua zurückfuhr, überdachte er unterwegs noch einmal sein Gespräch mit Sarpi und kam zu der Überzeugung, daß der Theologe recht hatte. Am Nachmittag schrieb er einen längeren Brief, in dem er zum Ausdruck brachte, daß er seiner Aufgabe nicht nur als Mathematikprofessor genügen wolle, sondern durch eine nützliche und bedeutende Erfindung der Regierung der Republik zu einem außergewöhnlichen Vorteil zu verhelfen wünsche. Auf Grund tiefgehender Überlegungen, die auf theoretischen optischen Kenntnissen beruhen, sei es ihm gelungen, dieses Instrument zu bauen,

* Griechische Wortzusammensetzung: Fernrohr.

das er als Frucht seines Wissens der Republik überreiche. Den Brief ließ er dann zusammen mit einem kunstvoll ausgeführten Teleskop dem Dogen Leonardo Donato zugehen. Bereits einige Tage später erhielt er eine amtliche Mitteilung, daß man seine Stelle in Padua auf Lebenszeit verlängert und sein Gehalt auf tausend Dukaten im Jahr erhöht habe.

„Nicht wahr, ich habe es vorausgesagt, daß ein solches Geschenk reichlich Früchte trägt“, empfing ihn Sarpi, als ihn der nun auf Lebenszeit bestellte Professor der Universität von Padua erneut besuchte. „Aber den Brief an den Dogen hätte ich an Eurer Stelle anders formuliert.“

„Warum? Was gibt es daran auszusetzen?“

Sarpi schwieg eine kurze Weile, wie jemand, der nach Worten sucht.

„Ich hätte die Sache nicht so dargestellt“, sagte er dann, „als handelte es sich hierbei um eine völlig originelle Idee. Das war überflüssig, und es bietet einigen Gelegenheit, sich...“

„Warum? Habe ich das Teleskop vielleicht nicht selbst erfunden?“ fragte Galilei entrüstet.

„Der Gedanke, an die beiden Enden eines Rohres eine Linse zu setzen, stammte nicht von Euch.“

„Ihr werdet entschuldigen, Hochwürden!“ sagte der Professor entrüstet. „Sicher könnt Ihr Euch noch gut entsinnen, daß ich nur von einem Rohr gehört habe, an dessen Ende zwei Glasplatten sind. Alles weitere habe ich selbst erfunden.“

„Alles weitere ja. Aber das nicht. Hättet Ihr auch das in Eurem Brief geschrieben, hätte dies Eure Verdienste nicht im geringsten geschmälert, und Ihr hättet damit nicht einigen Gelegenheit zu allerlei böswilligem Gerede gegeben. Da werden schon Stimmen laut, daß das Teleskop eigentlich von dem Niederländer Lippershey, nach anderen von einem gewissen Jansen erfunden wurde und daß Euer Gerät nur eine Nachahmung sei.“

„Euer Hochwürden wissen sehr wohl, daß das nicht wahr ist.“

„Ich weiß es. Ich weiß aber auch, daß nicht ganz zutrifft, was Ihr Donato geschrieben habt. Und man darf die Wahrheit selbst

in solchen Kleinigkeiten... nun wie soll ich sagen... nicht entstellen. Vor allem, weil man damit die Glaubwürdigkeit seiner eigenen Worte untergräbt. Und das kann sich gerade dann einmal rächen, wenn Ihr vollkommen im Recht seid.“

„Ihr wißt genauso gut wie ich, daß bis auf den Grundgedanken alles mein Werk ist. Es kümmert mich nicht, was einzelne da munkeln“, sagte der Professor und zuckte mit den Schultern.

„Bis auf den Grundgedanken“, erwiderte der Theologe und lächelte sanft.

Es war bissig kalt, doch das allein hätte ihn nicht gestört. Vielmehr ärgerte ihn, daß es zusehends dunkelte und er dadurch sein nagelneues Fernrohr nicht ausprobieren konnte. Dabei war er sicher, daß dieses mehr als alle bisherigen vergrößerte. Doch was nützte ihm die Überzeugung, wenn die Häuser und Türme sich immer mehr in Dunkelheit hüllten! Er mußte den Morgen abwarten.

„Wenn ich mir nicht den Mond betrachten will!“ sagte er bei sich. „Das ist der einzige helle Körper ringsum.“

Es war Vollmond, und er schien besonders groß, wie stets unmittelbar nach dem Aufgehen, und er hatte eine etwas rötliche Farbe.

„Warum soll ich mir nicht einmal den Mond ansehen? Ich habe ihn mit dem Fernrohr ohnehin noch nicht betrachtet“, schoß es ihm plötzlich durch den Kopf.

Er nahm das Instrument und richtete es auf den Mond. Der kalte Himmelskörper wuchs plötzlich riesenhaft an, füllte mehrfach die gesamte Fläche des Teleskops, so daß er ihn nur in Ausschnitten betrachten konnte. Das vom Himmel freundlich herunterlächelnde Gesicht verschwand, um einer unübersehbaren Vielzahl von Unebenheiten, Erhebungen und Einbuchtungen Platz zu machen. Das hatte er noch nie gesehen und wohl auch kein anderer Mensch dieser Erde! Er war der erste, der den himmlischen Begleiter der Erde so nah sah.

Neugierde, Erregung und Stolz zugleich überkamen ihn. Das Instrument in seiner Hand glitt hin und her, mal auf diesen Teil des Mondes gerichtet, mal auf jenen. Immer wieder entdeckte er neue Überraschungen und konnte sich daran nicht satt sehen. Aber so war es nicht richtig. Er durfte nichts überhasten! Er mußte den Mond systematisch betrachten, von einem Ende zum anderen, von oben nach unten.

„Was stehst du draußen auf der Terrasse bei dieser Kälte? Du wirst dich erkälten, und dann kann ich dich wieder pflegen!“ vernahm er die vorwurfsvolle Stimme Marinas. „Du solltest daran denken, daß wir Januar haben und nicht Mai!“

„Geh ruhig hinein. Ich friere nicht! . . . Ich habe jetzt Wichtigeres zu tun.“

„Wichtigeres zu tun, zu dieser Zeit?“ erwiderte die Frau mit spöttischem Tonfall. „Du glaubst wohl, ich sehe nicht, daß du nur den Mond betrachtest?“

„Der ist jetzt wichtig für mich. . . Geh ruhig hinein. Soeben hast du geklagt, daß es kalt sei. Du wirst dich erkälten.“

„Und du?“

„Ich friere nicht. . . Ich hab dir's schon gesagt.“

Die Frau wartete noch einige Augenblicke unschlüssig, dann kehrte sie vor sich hinschimpfend ins Haus zurück.

Ja, das Gesicht des Mondes war voller Unebenheiten und Narben, Galilei beobachtete weiter den blassen Himmelskörper, überall sah er dunkle Tupfen. Die ganze Mondscheibe war voller unklarer Tupfen. Was mit bloßem Auge als glatte, gleichmäßig glänzende Scheibe erschien, das war durch das Fernrohr viel weniger vollkommen.

„Viel weniger, als Aristoteles glaubte“, fügte er in Gedanken hinzu.

„Du läßt dir auch nichts sagen!“ hörte er wieder die Stimme Marinas. „Du scheinst nicht eher zu ruhen, bis. . .“

„Schon gut, ich komme schon“, antwortete der Mann verärgert. „Deine ewige Bevormundung ist kaum zu ertragen“, fügte er noch hinzu.

Mißmutig begab er sich ins Zimmer, zog sich dann aber aus und legte sich hin. Doch noch im Bett beschäftigten ihn die dunklen Flecken und Unebenheiten auf dem Mond.

Am nächsten Tag wartete er die ganze Zeit auf den Abend. Nachmittag sah er besorgt, daß vom Osten her Wolken aufzogen. Bis zum Sonnenuntergang trübte sich der ganze Himmel ein. Als es völlig dunkel wurde, war nicht einmal ein blasser Schein vom Mond zu sehen.

Er zürnte seiner Frau und noch mehr sich selbst. Warum hatte er gestern auf sie gehört? Statt die günstige Gelegenheit auszunützen, hatte er ihrem Zanken und ihrer lästigen Bevormundung nachgegeben. Es war ihm recht geschehen. Das sollte ihm wenigstens eine Lehre sein.

Der Himmel klärte sich auch am nächsten Tag nicht auf, am Nachmittag begann es sogar zu schneien. Während der Nacht hüllte eine dicke Schneedecke die Erde, die Dächer und die kahlen Äste der Bäume ein. Aber in der Frühe lächelte ein strahlend blauer Himmel auf die weiße Erde nieder.

Am Vormittag räumte Galilei den Schnee von der Terrasse. Als es dunkelte, ließ er Tisch, Sessel, Lampe, Papier, Feder und Tinte herausbringen, und als sich die Nacht völlig über Padua senkte, hüllte er sich in einen Pelz und begab sich mit dem Teleskop auf die Terrasse hinaus. Er beschloß, die ganze Nacht draußen zu verbringen. Wenn er in den Besitz dieses wunderbaren Gerätes gelangt war, mußte er das ausnützen. Schlafen konnte er auch am Tage, die Geheimnisse des Himmels enträtseln aber nur nachts. . .

Er richtete sein Teleskop direkt auf den Mond. Eingehend studierte er alle Teile der nun schon abnehmenden Scheibe. Am nächsten, am dritten und vierten Tag setzte er seine Beobachtungen fort. Am Ende war ihm die ganze Oberfläche schon so vertraut wie die Straßen von Padua. Inzwischen hatte er festgestellt, daß diese gewissen dunklen Flecken immer neben den Unebenheiten lagen, und zwar alle genau in einer Richtung. Später konnte er beobachten, daß die Flecken sich ein wenig verschoben, aber alle zugleich und in gleicher Richtung.

Und eines Nachts wurde ihm plötzlich klar: bei diesen vielen unklaren Flecken konnte es sich um nichts anderes als um Schatten handeln! Deshalb lagen sie stets in einer Richtung, und deshalb wanderten sie, wie sich auch die Schatten auf Erden nach dem Zug der Sonne bewegen. . . Wenn es aber Schatten waren, dann mußte es auch etwas geben, was diese Schatten warf! Dann konnten diese wie Narben im Gesicht des Mondes anmutenden Unebenheiten nichts anderes sein als Berge. Auf

dem Mond mußte es also Berge und Täler und weite Ebenen geben. Genau wie auf der Erde. Vielleicht gab es darauf auch Seen und Flüsse, Wälder und Felder, Tiere und unter Umständen sogar Menschen. Heute konnte man das noch nicht wissen, aber wenn man noch bessere Teleskope baute, würde man sicherlich auch das erkennen können.

Aber wenn der Mond genau so ein Himmelskörper war wie die Erde, dann konnte es sein, daß auch die anderen Planeten nichts anderes waren. Die anderen Sterne, die das Himmelszelt bedeckten. Vielleicht war nur die Milchstraße etwas anderes, dieser zusammenhängende strahlende Nebel am Himmelsgewölbe.

Langsam drehte er das Fernrohr in Richtung der Milchstraße.



Merkwürdig! Sollte er darüber hinweggegangen sein? Jetzt ging er mit dem Instrument wieder zurück. Dann suchte er rechts und links den Himmel ab, aber den strahlenden Nebelstreifen fand er nicht. Nur unermesslich viele Sterne, freilich viel dichter beieinander, aber genau solche Sterne wie überall sonst am Himmel.

Er ließ das Teleskop sinken und schaute mit bloßem Auge auf die Milchstraße. Die Richtung genau beachtend, stellte er das Fernrohr wieder darauf ein. Erneut verschwand der glänzende Nebelstreifen, um Myriaden* und aber Myriaden Sternen Platz zu machen... Die Milchstraße war also nichts anderes als unzählbar viele Sterne. Und

* Unzahl.



die Sterne waren genau solche Himmelskörper wie die Erde. Das zeigte das Teleskop, wenn man es auf den Himmel richtete. Und was man da erkennen konnte, war interessanter, als was es auf Erden je gezeigt hatte.

Aber er durfte mit dem Teleskop nicht wahllos hin und her hasten! Auch beim Mond hatte er erst das Fernrohr mal dahin, mal dorthin gerichtet, um ihn dann systematisch zu ergründen — und wie oft würde er noch mit dem Instrument daran entlanggehen müssen! —, und so mußte er jetzt mit dem ganzen Himmelszelt verfahren. Nach dem Mond folgte nicht gleich die Milchstraße, sondern erst die nächstgelegenen Himmelskörper: die Planeten.

Er richtete das Fernrohr auf den Mars. Eine kleine runde Scheibe wurde sichtbar, ähnlich wie ein sehr kleiner oder sehr ferner Mond. Der Mars sah also aus wie der Mond und der Mond wie die Erde. Sollte im ganzen Weltall ein einheitliches System bestehen? Er legte das Fernrohr nieder, rieb sich ein wenig die steif gewordenen Hände und schrieb einige Worte auf den vor ihm liegenden Bogen. Dann stand er auf und ging die

Terrasse einige Male auf und ab, um sich ein wenig zu erwärmen. Wieder setzte er sich zurück und griff nach dem Fernrohr. Jetzt richtete er es auf den Jupiter. Er sah einen eben solchen runden Lichtkegel wie zuvor, vielleicht sogar noch etwas größer. Dabei war der Jupiter doch wesentlich weiter entfernt als der Mars. Um wieviel größer mußte er also sein! Ansonsten jedoch war er dem Mars völlig gleich.

Schon wollte er sich dem Saturn zuwenden, als ihm plötzlich etwas auffiel. Sollte das möglich sein? Neben dem Jupiter erspähte er zwei winzige Sterne und auf der entgegengesetzten Seite sogar einen dritten. Zwei östlich davon und einen westlich. Davon war bisher niemandem etwas bekannt.

Mit fieberhafter Aufregung beobachtete er die drei kleinen Sterne. Er hatte sie als erster erspäht. . . oder sollte es ihm nur vor den Augen flimmern? Er legte das Fernrohr hin und nahm sich fest vor, eine Weile nicht nach dem Himmel zu schauen. Wieder stand er auf und ging auf und ab, aber er konnte nicht widerstehen und blickte mit bloßen Augen hinauf. Den Jupiter sah er, aber nichts anderes. Er schloß mit Gewalt die Augen und zog so einige Runden. Dann nahm er das Teleskop und schaute hindurch. Die drei Sterne waren da, zwei im Osten, einer im Westen. Dann versuchte er es ein drittesmal. Nun gab es keinen Zweifel mehr: er hatte drei neue Sterne entdeckt.

Er tauchte den Federkiel ein und machte einige Notizen von der Lage der neu entdeckten Sterne. Schon wollte er wieder nach dem Fernrohr greifen, da fiel ihm noch etwas ein. Er nahm den Federkiel und notierte auch das Datum: 6. Januar 1610.

Am nächsten Tag war der Himmel verhangen, am dritten jedoch klärte er sich auf. Sein erster Blick galt „seinen Sternen“, den rings um den Jupiter entdeckten drei winzigen Himmelslichtern. Doch was war das? Die beiden Sterne im Osten waren verschwunden. Sollte es ihm doch vor den Augen geflimmert haben? . . . Und der westlich davon? Er drehte das Teleskop um ein winziges. Der war da. Und er sah nicht nur ihn, sondern auch die beiden anderen.

Erregt betrachtete er seine Aufzeichnungen von vorgestern. Er irrte sich nicht. Zwei hatten östlich und einer westlich vom Jupiter gestanden. Jetzt aber befanden sich alle drei westlich von dem Planeten! Entweder hatten sich also die kleinen Sterne nach dem Westen verschoben, oder der Jupiter hatte sich nach dem Osten bewegt. Aber nach dem Ptolemäischen Kalender mußte sich der Jupiter jetzt in entgegengesetzter Richtung, also nach Westen bewegen. Etwas stimmte da nicht!

Noch einmal beobachtete er sorgfältig die drei Sterne und machte sich erneut Aufzeichnungen. Diesmal jedoch zeichnete er nicht nur ihre Lage zueinander auf, sondern auch ihren Standort zu den anderen sie umgebenden Sternen.

In den folgenden Nächten tat er nichts anderes, als die neu entdeckten Sterne zu beobachten. Nach drei Nächten stellte er fest, daß sich der Jupiter scheinbar so bewegte, wie er sich nach dem Ptolemäischen System bewegen mußte, doch mit ihm zogen auch die drei Sterne, die jedoch untereinander ständig ihre Lage wechselten. Es konnte also keine Rede davon sein, daß er drei neue Fixsterne entdeckt hatte, da sie sich um den Jupiter bewegten. Genauso wie der Mond um die Erde. Also hatte auch der Jupiter seinen Mond, und zwar nicht nur einen, sondern drei... Ja und nicht nur drei, sondern vier, denn genau eine Woche nach der Entdeckung der ersten drei Monde tauchte ein vierter auf, der bis jetzt hinter dem Jupiter verborgen gewesen war.*

Wenn keine Wolken den Himmel verhüllten, verbrachte er Wochen hindurch die Nächte im Freien. In seinen dicken Mantel gehüllt, saß er am Tisch und spähte mit seinem Teleskop nach den Sternen, machte mit steifgefrorenen Fingern Aufzeichnungen und ging, um sich zu erwärmen und den Blutkreislauf in seinen erstarrten Gliedern wieder in Bewegung zu setzen, von Zeit zu Zeit einige Male auf der Terrasse auf und ab. Er beobachtete die Planeten und die Berge des Mondes. Manchmal

* Heute kennen wir neun Jupitermonde; Galilei konnte durch sein primitives Teleskop nur vier davon sehen.

schweifte sein Blick auch nach der Milchstraße ab, am meisten jedoch interessierten ihn die Mediceischen Sterne, wie er die Monde des Jupiters nannte. Genau notierte er alle Momente ihres Laufes, um ihre Kreisbahn berechnen zu können. Doch darüber hinaus beschäftigten ihn auch noch ferner liegende Gedanken.

Die alle Meere der Welt befahrenden venezianischen Seeleute klagten oft, wie schwierig es sei, den jeweiligen Standort ihres Schiffes genau zu bestimmen. Die meiste Schwierigkeit verursachte der Umstand, daß sie keine genaue Uhr hatten. Galilei kam der Gedanke, daß man die Mediceischen Sterne ausgezeichnet zur Bestimmung der Zeit verwenden könnte. Sie waren ja von überall her sichtbar, und sicherlich kreisten sie viel regelmäßiger als die Zeiger irgendeiner irdischen Uhr, und sie zeigten daher für jeden Betrachter die gleiche Zeit. Man brauchte also nichts weiter zu tun, als die Gesetzmäßigkeit ihres Kreislaufes festzustellen. Aber gerade das bereitete Schwierigkeiten. Wie offensichtlich es auch war, daß die Sterne nach irgendeiner bestimmten Gesetzmäßigkeit kreisten, er vermochte sie nicht herauszufinden. Mal verschwanden sie früher, als er erwartet hatte, hinter dem Jupiter, mal später. Bei jeder Gelegenheit mußte er mit den Aufzeichnungen von vorn beginnen, zehnmal und hundertmal prüfte er die früheren Berechnungen nach, ob ihm nicht irgendwo ein Fehler unterlaufen war, aber er konnte den Schlüssel des Rätsels nicht finden. Es blieb ihm schließlich nichts anderes übrig, als den erfolglosen Kampf aufzugeben.

Zwar nicht für alle Zeiten, aber er mußte einsehen, daß er vorerst vor unüberwindlichen Hindernissen stand.*

* Die Lösung des Problems gelang erst nach dem Tode Galileis dem Astronomen Giovanni Domenico Cassini. Die Erklärung ist, daß der Jupiter und die Erde, die beide um die Sonne kreisen, sich einander nähern und sich wieder voneinander entfernen, demzufolge treffen die Lichtstrahlen einmal früher, ein anderes Mal später auf der Erde ein. Die Monde des Jupiters ziehen also regelmäßig ihre Kreisbahn, aber wir von der Erde sehen sie unregelmäßig.

Aber auch so empfand er mit Recht, daß das, was er entdeckt hatte, die bisherigen astronomischen Vorstellungen in ihren Grundfesten erschütterte und nicht nur ein entscheidender Schlag gegen die ptolemäische Weltauffassung* war, sondern gegen die gesamte peripatetische Naturauffassung. Mit der gleichen fieberhaften Erregung, mit der er bisher den Himmel erforscht hatte, ging er jetzt daran, seine Entdeckungen der Welt mitzuteilen. Er beschloß, seine Beobachtungen, die er mit dem Fernrohr gemacht hatte, niederzuschreiben. Dies interessierte in erster Linie die Astronomen. Astronomen aber gab es reichlich in Böhmen, in deutschen Landen, in Frankreich und auch in Spanien. Entgegen seiner Gewohnheit, schrieb er seine Studie nicht in italienischer, sondern in lateinischer Sprache und gab ihr den Titel *Sidereus Nuncius*** . Genauer: Unter diesem Namen wurde später das Büchlein bekannt, dessen ursprünglicher Titel nicht so kurz war.

Der volle Titel lautete:

„Verkünder der Sterne, der große und überaus wunderbare Erscheinungen schildert und sie allen, hauptsächlich aber den Philosophen und Astronomen zur Betrachtung empfiehlt, so wie Galileo Galilei diese vor kurzem mit dem von ihm erfundenen Perspicillum auf der Mondscheibe, an zahllosen Fixsternen der Milchstraße, an den Nebelflecken, besonders aber an jenen bis zum heutigen Tage niemanden bekannten vier Planeten beobachtet hat, die den Jupiter in ungleichmäßigen Entfer-

* Claudius Ptolemäus (griechisch: Ptolemaios), ein griechischer Gelehrter, lebte im 2. Jh. u. Z. und war der bekannteste Astronom des Altertums, obwohl seine Auffassung einen Rückschritt gegenüber der heliozentrischen (auf die Sonne als Mittelpunkt bezogenen) Auffassung des Aristarch von Samos bedeutete. Nach Ptolemäus bildete die Erde den Mittelpunkt des Weltalls. Seine außergewöhnlich genauen Berechnungen der scheinbaren Bewegung der Himmelskörper dienten allen Astronomen anderthalb Jahrtausend hindurch als Grundlage. Das führte aber auch dazu, daß man sich seine irrige geozentrische (auf die Erde als Mittelpunkt bezogene) Anschauung zu eigen machte.

** *Sidereus Nuncius* (richtig *Nuntius*) = Verkünder der Sterne.

nungen und Zeitabständen mit bewundernswerter Geschwindigkeit umkreisen und die der Autor vor kurzer Zeit als erster entdeckt hat und denen er den Namen Mediceische Sterne zu geben beschlossen hat.“

So erfolgreich die wissenschaftlichen Forschungen Galileis auf diesem Gebiet waren, so erfolgversprechend war auch sein Unterfangen, die Entdeckungen der Welt mitzuteilen. Das kleine Buch erschien in einer für damalige Zeiten ungewöhnlich hohen Auflagenhöhe: Es wurden fünfhundertfünfzig Exemplare gedruckt, und diese waren in wenigen Tagen vergriffen. Die Wirkungen des Büchleins waren Überraschung, befreite Freude oder wütender Haß, je nach dem Temperament und der wissenschaftlichen Auffassung der Betreffenden. Die Gebildeten und aufgeschlossenen Laien erfüllte es im allgemeinen mit Stolz, daß die Geschichte des neuen Jahrhunderts mit der Erforschung des Sternenhimmels begann, während sich das vergangene 16. Jahrhundert hauptsächlich der Entdeckung neuer Erdteile rühmen konnte. Die peripatetischen Philosophen jedoch konnten nur voller Wut und blinder Voreingenommenheit über Galilei und seine Arbeit sprechen. So erklärte Giulio Libri, Professor für Philosophie an der Universität von Pisa, er sei um keinen Preis der Welt bereit, in das Fernrohr zu schauen und die Mediceischen Sterne zu betrachten, obwohl die Medicis Großherzöge von Toskana waren und die obersten Herren der Universität von Pisa.

Galilei konnte über das ohnmächtige Gezeter der Peripatetiker nur lachen. Für ihn war unter all den Gelehrten seiner Zeit nur die Meinung eines einzigen Mannes ausschlaggebend, die Keplers, der kaum einige Wochen nach dem Erscheinen des *Sidereus Nuncius* den italienischen Astronomen in einem Brief beglückwünschte und diesen Brief in gedruckter Form veröffentlichten ließ. Darin beschäftigte er sich eingehend mit den Entdeckungen Galileis und feierte sie als wissenschaftliche Großtat. Eine größere Anerkennung konnte dem Gelehrten von Padua nicht zuteil werden.

Die Anerkennung war jedoch auch Verpflichtung. Das fühlte

Galilei. Einmal im Besitz eines solchen Instrumentes, wie es das Teleskop war, durfte er die Erforschung der Geheimnisse des Himmels nicht mehr aufgeben. Aber er wollte sie auch gar nicht aufgeben, denn sein Interesse für die Geheimnisse des Weltalls überwog alles andere. Seit langem empfand er es als Belastung, daß er unterrichten, jede Vorlesung an der Universität zweimal halten und daneben noch Privatstunden geben mußte, um die Ausgaben für den eigenen Haushalt bestreiten und seine Mutter und Geschwister unterstützen zu können. Denn vergebens hatten sich Virginia und Livia verheiratet, vergebens führte auch Michel Angelo schon einen eigenen Haushalt, sie wandten sich noch immer an ihn, wenn sie in kleineren oder größeren Geldverlegenheiten waren. Ihren ständigen Behelligungen hatte er es zu verdanken, daß er selbst immer häufiger in Geldnot geriet, was ihn an sich schon bei der Arbeit störte, ganz zu schweigen von der maßlosen Zeitvergeudung, die damit verbunden war. Jetzt beschloß er, diesem Elend ein Ende zu bereiten und seine Lage so zu verbessern, daß er in Zukunft nur für die Wissenschaft leben konnte. Er hatte die Monde des Jupiters nicht umsonst Mediceische Sterne genannt und sein Werk *Sidereus Nuncius* auch nicht umsonst seinem einstigen Schüler, dem jetzt dreizehnjährigen Großherzog Cosimo II. gewidmet, der seit einem Jahr Herrscher von Florenz war. Er wollte damit etwas erreichen. Etwas, was von Nutzen war für ihn, für den jungen Großherzog, am meisten aber für die Wissenschaft und mit ihr für die ganze Menschheit.

Er schrieb Cosimo II. einen Brief. Darin brachte er zum Ausdruck, daß er nun schon zwanzig Jahre lang seine Begabung fern seiner Heimat verzettelte und daß es höchste Zeit sei, seine Fähigkeiten für etwas zu verwenden, mit dem er der Wissenschaft einen größeren, allgemeineren und bleibenderen Dienst erweisen könne als bisher und dadurch vielleicht auch seiner Heimat eine gewisse Ehre einbrächte. Er ersuchte daher den Großherzog, ihn zum Hofmathematiker zu ernennen, der keine Vorlesungen an der Universität zu halten brauchte, sondern sich einzig und allein mit wissenschaftlicher Forschung befaßte.

Galilei hoffte, in wenigen Tagen eine günstige Antwort zu erhalten, aber es vergingen Wochen und Monate, ohne daß sich etwas ereignete. Zumindest sah es der Gelehrte so. In Wirklichkeit erwog man den Brief am Hofe von Florenz sehr ernstlich, nur war man der Meinung, daß man für das Geld, das man auszahlen würde, möglichst viel Nutzen haben sollte. Für einen mittelmäßigen Professor lohnte es nicht, Geld auszugeben, aber für einen wirklich großen Gelehrten war man geneigt zu zahlen, wenn es sein mußte. Es wurden also Briefe an die Gesandten des toskanischen Großherzogtums im Ausland geschrieben: Sie sollten in Erfahrung bringen, wie die Welt über Galilei dachte und hauptsächlich über dessen neueste, den Hof des Großherzogs am unmittelbarsten betreffende Entdeckung, die Medici-Sterne.

Es verging viel Zeit, bis die Briefe die Adressaten erreichten, bis diese entsprechende Erkundigungen einholten und ihre Antworten nach Florenz schrieben. Kein Wunder, daß Galilei in dessen des Wartens müde wurde und sich mit einem neuen drängenden Brief an Vinta, den Staatsminister des Großherzogtums, wandte.

Schließlich trafen in Florenz die Berichte aus dem Ausland ein, die für Galilei die allergünstigsten waren, und der einfallreiche Vinta fand auch eine entsprechende finanzielle Lösung. Galilei sollte zum ersten Mathematikprofessor an der Universität von Pisa ernannt werden, mit der Einschränkung, daß er keine Vorlesungen zu halten brauchte. Damit war dem Wunsche Galileis entsprochen worden, sein Gehalt aber – tausend Scudi im Jahr – belastete nicht die Kasse des großherzoglichen Hofes, sondern die der Universität. Und damit niemand den Fürsten des Geizes beschuldigen konnte, verlieh man dem Gelehrten darüber hinaus den Titel eines Hofmathematikers und -philosophen. Als Gegenleistung dafür erhob man Anspruch auf seinen Rat in bestimmten militärischen und baulichen Fragen.

Auf den Brief an Vinta traf daher nun bald die Antwort ein.

Galilei war zufrieden. Seine Tätigkeit als Ratgeber konnte ihn kaum übermäßig beanspruchen, ansonsten aber hatte er keine

Verpflichtungen und konnte allein für die Wissenschaft leben. Sein Gehalt jedoch entband ihn künftig von allen materiellen Sorgen.

Die Berufung nach Florenz brachte ihm aber um so mehr Sorgen anderer Art. Was sollte mit Marina werden? Frau Giulia hatte jedem, der es hören wollte, geklagt, daß ihr Sohn, der ausgezeichnete Gelehrte, Sproß einer alten Adelsfamilie, mit einer einfachen Kellnerin zusammenlebte. Bei dem sich auf ganz Italien erstreckenden Spitzelsystem war dies wohl in Florenz ohnehin bekannt, so jedoch würde man es ganz bestimmt erfahren. Und genauso sicher war, daß man es nicht gern sehen würde, wenn er als Gelehrter des Hofes eine einfache Kellnerin als Frau mitbringen würde. Es war wohl am klügsten, wenn er vorerst allein reiste und erst einmal die Lage erkundete, Marina bis dahin aber in Padua blieb. Die drei Kinder wollte er auf jeden Fall mitnehmen. Natürlich war es nicht leicht und keine einfache Aufgabe, Marina von alldem zu überzeugen, aber Galilei hielt diese Lösung für die beste und bestand darauf.

Eine weitere Sorge war, wo er in Florenz wohnen sollte. Er hatte das sechsundvierzigste Lebensjahr vollendet und verspürte keinerlei Lust, sich wieder der mütterlichen Aufsicht zu unterstellen. Dazu würde es aber unweigerlich kommen, wenn er in das elterliche Haus einzöge. Er kannte die streitsüchtige, händelsuchende und sich in alles einmischende Natur seiner Mutter nur zu gut. Da kam ihm ein Brief Salviatis sehr gelegen, der ihn einlud, zu ihm in die Villa della Selve zu ziehen, die er stets als sein Zuhause betrachten könne.

Galilei nahm das Angebot mit großer Dankbarkeit an und zog im August 1610 mit der zehnjährigen Virginia, der neunjährigen Livia und dem vierjährigen Vincenzo nach Florenz in das Haus Salviatis.

„Wo hast du deine Puppe?“

Virginia gab keine Antwort und versuchte dem Blick des Vaters auszuweichen.

„Warum antwortest du nicht? Hast du die Sprache verloren?“ drang Galilei in sie.

„Er hat sie verbrannt.“ Livia zeigte auf Vincenzo.

„Er hat sie verbrannt?! Wie und weshalb?“

„Nicht aus Bosheit!“ sagte plötzlich Virginia zum Schutze ihres Bruders. „Er hat damit gespielt. Und er ist ja noch klein und weiß noch nicht, daß man die Puppe nicht verbrennen darf.“

„Ich habe es ihm gesagt, daß man das nicht darf“, meldete sich wieder Livia. „Ich habe es ihm gesagt, und er hat sie doch verbrannt. Er hat Späne und dünnes Holz übereinander geschichtet, die Puppe darauf gesetzt und verbrannt.“

„Warum hast du das getan, Vincenzo?“ wandte sich jetzt der Vater an sein jüngstes Kind, das in der Ecke sichtlich erschrocken der Ereignisse harrete.

„Sie mußte verbrannt werden“, erklärte er jetzt mit der natürlichsten Stimme der Welt.

„Aber warum mußte die Puppe Virginias verbrannt werden?“ fragte der Vater in strengem Ton.

„Sie war eine Ketzerin.“

Galilei verschlug es für einen Moment die Sprache.

„Was war sie?“ fragte er dann.

„Eine Ketzerin. Und die muß man verbrennen.“

„Von wem hast du das gehört?“

„Vom Onkel Gärtner. Er hat gesagt, daß man die Ketzer verbrennen muß. Und es werden viele verbrannt, überall. Deshalb mußte Maria verbrannt werden.“

„Maria? Wer ist das?“

„So hieß meine Puppe“, erklärte Virginia, die ihre Tränen kaum noch zurückhalten konnte, dem Vater.

„Aber sie war gar keine Ketzerin!“ mischte sich Livia wieder ins Gespräch. „Vincenzo hat das nur behauptet, um sie verbrennen zu können. Er macht unser Spielzeug immer kaputt... und er quält auch immer die Katze.“

„Ist gar nicht wahr“, stritt der Junge ab.

„Vincenzo!“ Der Vater wollte ihn streng ermahnen, aber in diesem Augenblick vernahm man von draußen die Stimme Salvatis.

„Galileo! Wo steckst du?“

„Hier bei den Kindern“, antwortete dieser und öffnete die Tür.

„Du hast einen Brief aus Venedig erhalten.“

„Aus Venedig? Von wem?“ Gespannt brach er das Siegel auf, dann rief er mit freudiger Überraschung. „Von Sagredo! Wie es scheint, ist er zurückgekommen.“

Er begab sich in sein Zimmer, aber schon auf dem Weg dahin begann er den Brief zu lesen.

Francesco war in der Tat aus Aleppo zurückgekehrt und hatte, zu Hause angekommen, schmerzlich die Nachricht vernommen, daß sein Lehrer und Freund in der Zwischenzeit Venedig verlassen hatte.

„... Du hast Dich von einem Ort getrennt, wo es Dir gut ergangen ist. Künftig dienst Du Deinem ursprünglichen Fürsten, einem bedeutenden und ausgezeichneten Jüngling, von dem nur das Allerbeste zu erwarten ist. Bei uns jedoch hast Du über jene verfügt, die die Herren und Gebieter anderer sind, und Du brauchtest niemandem zu dienen, nur Dir selbst und konntest leben, als wärest Du selbst Herr der Welt... Eine Zeitlang werden die Fürsten sicher Freude an allerlei denkwürdigen Dingen haben, sobald jedoch ihre Interessen etwas anderes verlangen, werden sie sich abwenden.“

Im folgenden erinnerte Sagredo an die schönen Tage in Venedig, wie sie ähnlich sicher nicht wiederkehren würden. Er wolle

jedoch seinem Freund keine Vorwürfe machen; wenn er es so für richtig befunden habe, dann stimme auch er ihm zu. Seinen Brief schloß er mit den Worten:

„... Du bist jetzt an einem Ort, wo die Jesuiten über große Macht verfügen, und das beunruhigt mich sehr.“

Der Hofmathematiker faltete den Brief nachdenklich zusammen.

„Worüber grübelst du?“ fragte der eintretende Salviati.

„Über das, was Sagredo schreibt. Ich glaube, in Venedig hält man mich für undankbar.“

„Für undankbar?“

„Ja. Und ich befürchte, nicht ganz grundlos.“

„Warum?“

„Die Sache ist einfach. Man belohnte mich reichlich für eine Erfindung, die... Seither habe ich viel darüber nachgedacht, und Sarpi hatte nicht ganz unrecht...“

Salviati blickte ein wenig verständnislos auf seinen Freund. Galilei gewahrte es und fügte lächelnd hinzu:

„Also für eine Erfindung, die nicht ganz meine Erfindung war...“

„Denkst du an das Teleskop?“

„Ja. Und kurz nachdem man mich auf diese Weise geehrt hatte, ließ ich sie einfach im Stich.“

„Du bist nach Hause gekommen. Du bist hier daheim!“

„Das stimmt. Aber als mich noch niemand kannte und meine Heimat mir nicht einmal ein Stipendium gewährte, um mein Studium an der Universität beenden zu können, und als man mich später aus Pisa vertrieb, da hat mich Venedig wie einen seiner Söhne aufgenommen.“

„Gewiß doch!“ erwiderte Salviati mit spöttischer Betonung. „Warum auch sollten sie dich nicht glücklich an ihre Brust gedrückt haben, für so wenig Geld hätten sie ohnehin keinen anderen gefunden, der sich Tag und Nacht auf dem Katheder abmühte!“

„Ach, wenn es nur das gewesen wärel“ Galilei seufzte auf. „Zweifellos stehe ich in Venedigs Schuld, aber der Wissenschaft schulde ich noch viel mehr, und diese Schuld kann ich nur so abtragen. Welch andere Wahl wäre mir geblieben?!“

„Gar keine. Du hast richtig gehandelt!“ beruhigte ihn Salviati. „Es wird nun schon bald ein Jahr, daß du wieder hier lebst, und ich glaube, du hast keinen Grund zur Klage.“

„Nein, davon ist gar keine Rede. Im Gegenteil...“

„Na siehst du... Und was sind deine nächsten wissenschaftlichen Pläne?“ fragte der Hausherr, um das Gespräch auf etwas anderes zu bringen.

„Noch dieselben wie vor einem Jahr. Seitdem ich mein Fernrohr das erstmal auf den Sternenhimmel gerichtet habe, interessiert mich fast nichts anderes... Schau an einem klaren Abend zum Himmelszelt hinauf! Du siehst unermesslich viele Sterne, und durch mein Teleskop sind es noch viel mehr. Ich möchte sie alle kennenlernen, doch wie kurz ist dafür unser Leben! Und ich habe einen großen Teil meines Lebens schon hinter mir: Bald werde ich achtundvierzig Jahre alt. Ich möchte wenigstens die Geheimnisse unseres Planetensystems erforschen. Letzthin entdeckte ich um den Saturn kreisende Himmelskörper.* Das nächstemal, vielleicht schon heute nacht, wenn das Wetter geeignet ist, kommt die Venus an die Reihe. Und wenn ich mit allen Planeten fertig bin...“ er lächelte plötzlich, „fertig bin, das ist freilich ein großes Wort. Ich glaube noch jahrhundertlang werden immer neue Generationen diese Planeten untersuchen und immer wieder Neues zu entdecken finden. Wenn ich sage, fertig, dann meine ich nur, daß ich all das untersucht habe, was ich mit meinen heutigen Möglichkeiten feststellen kann... Wenn ich also die Planeten der Reihe nach betrachtet habe, dann will ich versuchen, mein Fernrohr auf die Sonne zu richten. Ich bin überzeugt, daß wir auch über sie manches mehr erfahren, als daß sie nur eine feurige Kugel ist.“

„Wenn du dich der Sache widmest, dann bin auch ich über-

* Galilei erkannte noch nicht, daß es sich dabei um Ringe handelt.

zeugt, daß wir Verschiedenes erfahren werden“, ermutigte ihn Salviati höflich.

„Ich leugne nicht, daß ich der erste sein möchte, der dieses Gebiet erforscht. Dann sollen die Peripatetiker staunen! Wenn die entscheidenden Beweise für die Bewegung der Gestirne vorliegen, woran ich ohnehin nicht zweifle und was auch andere schon vor mir geahnt haben.“

„Denkst du an Kopernikus?“

„In erster Linie an ihn. Obwohl ich auch Aristarchos* erwähnen könnte und von den Zeitgenossen Kepler... Aber entscheidende Beweise vermochte bisher keiner aufzuweisen. Vielleicht gelingt es mir.“

„Wenn du nur recht hättest! Du würdest uns damit großen Ruhm einbringen.“

„Ich glaube, das erwartet auch Cosimo von mir. Schließlich bezahlt man mich ja deshalb“, sagte Galilei lachend.

Am Abend war klares Wetter, und der Gelehrte begab sich mit seiner üblichen Ausrüstung in den Garten. Er mußte zeitig mit der Arbeit beginnen, denn die Venus, die zuerst am Himmel erscheint, geht früh unter. Es war noch zur Dämmerzeit, als über dem Horizont hell strahlend die Venus aufstieg. Galilei richtete sein Fernrohr darauf.

„Merkwürdig!“ stellte er überrascht fest. Er nahm das Teleskop von den Augen, prüfte beide Linsen und schaute dann mit dem Fernrohr in die Lampe. Nein, hier lag der Fehler nicht. Wieder wandte er sich der Venus zu. Er sah jetzt dasselbe Bild wie zuvor. Der leuchtendste Stern erschien durch das Teleskop nicht wie eine Scheibe, sondern wie eine Sichel, sah also genau aus wie der Neumond. Er hatte die Venus auch früher schon beobachtet, doch da war ihm nie etwas Ungewöhnliches aufgefallen. Freilich, er hatte sie nicht gründlich beobachtet, nur so nebenbei, aber es war unmöglich, daß ihm das entgangen wäre. Er hatte es ja auch jetzt auf den ersten Blick gesehen.

* Griechischer Astronom, 3. Jh. v. u. Z., bekannt durch sein Weltsystem, das die Sonne in den Mittelpunkt stellte.

Wenngleich er schon im voraus den Teil des Gartens für seine nächtlichen Beobachtungen ausgesucht hatte, wo kein Baum in der Nähe stand, der ihn hätte stören können, überzeugte er sich sicherheitshalber noch einmal davon. Nein, es war nirgends etwas, das den Himmelskörper zum Teil verdecken konnte. Sollte sich oben im Weltall etwas befinden? Das war nicht gut möglich. Denn dabei könnte es sich nur um einen Wanderer am Himmelszelt handeln, der gerade zwischen Venus und Erde dahinzog. Da aber die Strahlen der Sonne die Venus und die Erde gleichermaßen trafen, würden sie notwendigerweise auch den dazwischenliegenden Himmelskörper treffen, der dann genauso strahlen würde wie jeder andere Stern, auch wenn er kein eigenes Licht hatte. Wenn die Venus also als Sichel erschien genau wie der Neumond, dann war das nur möglich...

Er begann plötzlich am Tisch etwas aufs Papier zu malen. Wenn die Erde nicht das Zentrum des Weltalls war, sondern zusammen mit den anderen Planeten um die Sonne kreiste, dann hatten die Erde, die Sonne und die Venus jetzt folgenden Stand. Und er zeichnete die Position der drei Himmelskörper auf. Aus der Zeichnung war klar ersichtlich, daß in der gegebenen Stellung von der Erde aus nur ein schmaler Streifen der Venus zu sehen sein konnte. Die anderen Teile waren im Schatten, genau wie in ähnlichen Stellungen beim Mond. Und ein solches Bild konnte sich nur dann ergeben, wenn die Erde um die Sonne kreiste. Denn die Venus stand der Sonne näher als die Erde, sie zeigte also nur dann ihre volle Scheibe, wenn sie sich in Opposition* befand. In allen anderen Lagen mußte die Venus genau solche Lichtphasen aufweisen wie der Mond.

Aber warum hatte er dasselbe nicht beim Jupiter festgestellt? Die Frage beschäftigte ihn nur einen Augenblick, denn gleich fand er die Antwort darauf. Um es anschaulicher zu machen,

* Diese Position ergibt sich, wenn die Erde, die Sonne und die Venus im großen und ganzen in eine Linie fallen und dadurch die Erde und die Venus einander gegenüberstehen.

zeichnete er auch den Jupiter auf das Blatt. Die Skizze bestätigte in vollem Maße die in der Theorie gefundene Erklärung. Der Jupiter war von der Sonne weiter entfernt als die Erde. Mit anderen Worten, die Bahn der Erde lag zwischen der Bahn des Jupiters und der Sonne. Betrachtete man also den Jupiter von der Erde aus, so sah man stets seine mehr oder weniger der Sonne zugewandte, also beleuchtete Seite. Eine geringe Abweichung war natürlich vorhanden, derzufolge die Scheibe eine geringe Verformung aufweisen mußte, sie war jedoch so klein, daß man sie auf diese Entfernung hin selbst mit dem Teleskop nicht feststellen konnte.

„Wenn man einst noch größere Fernrohre hat, wird vielleicht auch das zu sehen sein“, dachte er bei sich.

Beim Jupiter verweilte er nur wenige Minuten. Die Venus war jetzt viel interessanter. Wieder richtete er das Fernrohr auf die Venus. Nein, es konnte keine Täuschung sein: Er sah auch diesmal die Lichtsichel ganz deutlich.

Er konnte sich an dem Anblick nicht satt sehen. Zuvor hatte er das Gesehene mit der auf theoretischem Wege errechneten Position verglichen, und beide stimmten völlig überein. Wenn er die Venus längere Zeit beobachten würde, Tage und Wochen lang, und wenn er diesen Vergleich jeden Tag anstellen und jedesmal Übereinstimmung erzielen würde, dann wäre dies ein entscheidender Schlag gegen die Peripatetiker und zugleich ein unumstößlicher Beweis, der das ptolemäische Weltbild widerlegte und die Richtigkeit der kopernikanischen Auffassung bestätigte, das heißt, ein Beweis dafür, daß nicht die Sonne um die Erde, sondern vielmehr die Erde um die Sonne kreist. Was bis jetzt niemandem gelungen war, das hatte er entdeckt, er hatte die unwiderlegbaren Beweise gefunden!

Er war so aufgeregt, daß er nicht ruhig am Tisch sitzenbleiben konnte. Er stand auf und lief glücklich erregt einige Runden in dem kleinen Garten. Plötzlich blieb er stehen.

Aber warum sollte er abwarten, bis die einzelnen Phasen der Venus wirklich zu sehen waren? Er konnte ja im voraus genau berechnen, welche Form dieser glänzendste Stern zu den einzel-

nen Zeitpunkten zeigen mußte. Wenn es ihm beliebte, konnte er eine Tabelle für ein, zwei oder drei Monate im voraus anfertigen. Dann brauchte er an den fraglichen Tagen nur noch zu kontrollieren, ob sich seine Berechnung bestätigte. Diese Methode war als Beweis viel günstiger und überzeugender, denn sie bedeutete, daß er, Galileo Galilei, voraussagen – man könnte auch sagen: prophezeien – konnte, was sich am Himmel ereignen würde. Und wenn sich das tatsächlich bewahrheitete, dann mußte das alle Gegenmeinungen ein für allemal zum Schweigen bringen!

Er setzte sich wieder an den Tisch und begann zu rechnen. Dann zeichnete er den Standort der Venus und der Erde vom nächsten Tage auf. Die Sichel war jetzt schon um eine Kleinigkeit größer. Er rechnete die Positionen auch für den dritten und vierten Tag aus.

Plötzlich begann er zu frösteln und empfand Müdigkeit. Es wäre gar nicht schlecht, einmal ausgiebig zu schlafen. Aber warum sollte er nicht schlafen gehen? Die Berechnungen konnte er auch am Tage anstellen und viel bequemer als zu dieser Stunde. Und für die künftigen Nächte blieb ihm vorerst nichts anderes zu tun, als die Venus zu beobachten, ob sie sich tatsächlich so zeigte, wie er es erwartete.

Am nächsten Tag schlief er lange. Die ungewohnte Erregung schien ihn erschöpft zu haben. Dann setzte er sich an die Berechnungen, genauso am dritten und am vierten Tag. Für mehrere Monate im voraus fertigte er die Tabellen an und kontrollierte Nacht für Nacht nur, ob sich seine Berechnungen mit der Wirklichkeit deckten. Und jede einzelne Nacht erbrachte ihm den Beweis, daß er recht hatte. Nicht die Erde, sondern die Sonne stand im Mittelpunkt der Planeten. Jetzt hatte er auch die Antwort auf den Einwand der Anhänger des ptolemäischen Systems: Warum die Venus in Erdnähe nicht größer und zwar sechsmal größer war als in Erdferne. Ebendeshalb, weil ihre Sichel, wenn sie sich in Erdnähe befand, naturgemäß am schmalsten war und sie ihre volle Scheibe gerade dann zeigte, wenn sie am weitesten von der Erde entfernt war. Beides glich sich aus.



Und dasselbe traf auf den anderen Planeten zu, den Merkur, dessen Bahn ebenfalls zwischen Erde und Sonne verlief.

„Es ist an der Zeit, daß ich endlich auch das Zentrum dieses Planetensystems gründlich in Augenschein nehme!“ dachte er eines Tages bei sich. „Dazu wird sich der Morgen oder der Abend am besten eignen, wenn der Schein der Sonne nicht so stark ist.“

Um sein Auge zu schützen, verdeckte er die untere Linse des Teleskops mit einer Scheibe, an der er nur eine ganz kleine Öffnung ließ. So richtete er das Fernrohr auf die Sonne, kurz vor Sonnenuntergang. Mit freiem Auge konnte man schon ganz ungestört in die glühende Kugel schauen, als Galilei jedoch in das Teleskop blickte, funkelte das sengende Strahlenbündel vor seinem Auge, so daß es förmlich schmerzte. Für einige Augenblicke schloß er das Auge, öffnete es dann aber wieder. Nicht gleich vor dem ersten Hindernis zurückschrecken! Er mußte die Sonne beobachten, auch wenn das noch so unangenehm war!

Seine Pupille zog sich ein wenig zusammen, und nun war ihm, als könne er den Lichtstrahl besser ertragen. Es trieb ihm auch so noch eine Träne ins Auge, er wischte sie

ab und strengte sich weiter an. Er sah eine regelrechte Scheibe, deren ganze Fläche gleichmäßig durchglüht war. Sie ähnelte nicht der Venus, die sich als Sichel gezeigt hatte, und nicht dem Mond, auf dem sich Berge, Täler und Ebenen abwechselten. Ihre ganze Oberfläche war völlig gleich, kein Punkt unterschied sich vom anderen.

War das sicher? Und was war das dort? Auf der rechten Seite der Scheibe, also im Norden, wollte es ihm scheinen, als wäre dort ein verschwommener Fleck. Oder funkelte es nur vor seinem Auge? Wieder wischte er sich eine dicke Träne ab.

Er legte das Fernrohr nieder, damit das Auge ein wenig ruhte. Auch seine Arme taten ihm weh, es war nicht gerade günstig, daß man das Teleskop ständig halten mußte. Zur Untersuchung des Himmelsgewölbes wäre es wohl besser, einen Ständer zu bauen, vielleicht mit einem Gelenk, um den Winkel des Fernrohrs einstellen zu können, ohne es frei in der Hand halten zu müssen. Und er wollte nicht nur ein Gelenk anbringen, sondern zwei. Eins für die waagerechte und eins für die senkrechte Bewegung, um das Teleskop nach jeder Seite einstellen zu können. Ja, so müßte es besser sein, die Beobachtung würde dadurch viel bequemer und zuverlässiger, denn jetzt mußte er sie manchmal unterbrechen, weil seine Arme vor Anstrengung zitterten.

Inzwischen hatte sich sein Auge ein wenig erholt, und der Gelehrte richtete sein Teleskop wieder auf die Sonne. Die Flecken waren noch immer da, und sie hatten dieselbe Form wie zuvor. Würde es nur vor seinen Augen flimmern, dann sähe er jedesmal eine andere Form. Aber nein, die Flecken blieben die gleichen! Auf jeden Fall war es ratsam, sie aufzuzeichnen, damit er sich nicht auf sein Gedächtnis verlassen mußte!

Noch einmal sah er sie gründlich an, prägte sie sich ein, dann ließ er das Fernrohr herab und beugte sich über das Papier. Aber jetzt sah er überhaupt nichts. Es vergingen einige Minuten, bis sich sein Blick so weit klärte, daß er die Form der Flecken aufzeichnen konnte. Dann hob er wieder das Teleskop und wollte erneut die Sonne betrachten, nur sah er sie jetzt nicht. Als sich sein Auge wieder soweit daran gewöhnt hatte,

mußte er feststellen, daß jetzt die ganze Fläche der Scheibe voller Flecken war. Nur handelte es sich jetzt um Flecken ganz anderer Art: die Sonne hatte sich schon dem Rand des Horizontes genähert und war in die mit Dunst, Rauch und Staub gefüllte Luftschicht der Erde eingetaucht. Für heute mußte er die Beobachtung beenden. Es war auch höchste Zeit, die Arbeit hatte sein Auge dermaßen angestrengt, daß er Kopfschmerzen davon bekommen hatte. Aber er beschloß, morgen schon in der Frühe mit der Beobachtung zu beginnen. Dann müßte die Luft reiner sein, und die Sonne würde sich im Gegensatz zu heute abend immer mehr vom Erdhorizont entfernen, es konnten ihn also keine Überraschungen treffen wie heute abend mit dieser Staubschicht.

Am nächsten Morgen stand er zeitig auf, damit er an die Arbeit gehen konnte, wenn die Sonne die zur Beobachtung erforderliche Höhe erreichte. Erst als er das Fernrohr in die Hand nahm, fiel ihm wieder ein, daß er einen Ständer bauen wollte. Gut, im Laufe des Tages würde er sich daran machen, ihn zu entwerfen, denn jetzt blieb ihm keine Zeit mehr.

Es vergingen wieder einige Minuten, bis sich sein Auge an den Schein der Sonne gewöhnt hatte, die ihm auch diesmal Tränen in die Augen trieb. Doch er kümmerte sich nicht darum, er suchte nach den Flecken. Und er fand sie auch. Er war bemüht, sich ihre Gestalt möglichst genau einzuprägen, dann schloß er das Auge ein paar Sekunden, um es auszuruhen. Soweit er sich an seine gestrigen Beobachtungen entsinnen konnte, hatten sich die Flecken nicht viel verändert. Als er schließlich auf das Papier schauen konnte, sah er, daß es tatsächlich so war.

Wieder blickte er in die Sonne, auf die Flecken. . . ein gewisser Unterschied schien doch vorhanden zu sein. Gestern befanden sich die Flecken wohl mehr am Rande der Scheibe, heute schienen sie mehr nach der Mitte gezogen zu sein. Leider hatte er am Vorabend nur die Form der Flecken aufgezeichnet, nicht aber ihren Standort, und so konnte er sich jetzt nur auf sein Gedächtnis stützen. Aber er würde das nachholen.

Er fertigte eine neue Zeichnung an, auf der er auch die Positionen der Flecken festhielt. Dann verglich er die Zeichnung jeden Tag mit seinen Beobachtungen. Er stellte fest, daß sich die Form der Flecken allmählich veränderte, so wie auch der Wind die Wolken langsam umformt; und genauso veränderten sie ihren Standort. Erst von der rechten Seite der Scheibe nach der Mitte zu, dann tauchten sie ganz links auf und verschwanden schließlich völlig. Einige Wochen später jedoch wurden sie erneut sichtbar, im großen und ganzen an derselben Stelle, wo er sie das erstmal gesehen hatte.

Galilei beobachtete die Sonnenflecken mit zunehmender Erregung. Er führte genau Tagebuch, wobei er sorgfältig Formen und Lage der Sonnenflecken und den Zeitpunkt der Beobachtung eintrug. Manchmal mußte er einen oder mehrere Tage darauf verzichten, weil der Himmel bewölkt war; so kam es vor, daß die Flecken völlig verschwunden waren, bis sich der Himmel wieder aufgeklärt hatte, um dann zwei Wochen später an der entgegengesetzten Seite der Sonnenscheibe wieder aufzutauchen. Aber auch so konnte er bald feststellen, daß die Zeitdauer des Durchzugs der Flecken und der Zeitpunkt ihres Wiedererscheinens völlig regelmäßig waren. Dafür aber konnte es nur eine einzige Erklärung geben: Die Sonne drehte sich um ihre eigene Achse! Und um sie zogen die Planeten ihre Bahn, genau wie auch die Erde sich um die eigene Achse drehte und der Mond seine Kreise um sie zog.

Denn jetzt konnte ihn nichts mehr von der Überzeugung abbringen, daß die Sonne der Mittelpunkt in der Bahn der Planeten war. Er setzte seine Beobachtungen an der Venus und später auch am Merkur fort – der inzwischen angefertigte Ständer für das Fernrohr erleichterte seine Arbeit wesentlich –, und alle Beobachtungen gaben ihm entscheidende Beweise in die Hand. Er war von allen Astronomen, die sich Gedanken darüber gemacht hatten, daß die Erde nicht das Zentrum des Weltalls sein könne, der erste, der es beweisen konnte.

Salviati wußte natürlich von der Arbeit seines Gastes und verfolgte sie ständig mit größter Aufmerksamkeit. Sie unterhielten

sich häufig, und obwohl Galilei vorerst keine Zeit fand, um die Ergebnisse seiner Beobachtungen zu veröffentlichen, wurde es hauptsächlich durch den Hausherrn recht bald in Florenz und in Pisa bekannt, daß der Mathematiker des großherzoglichen Hofes Beweise gefunden hatte, die den Disput über die geozentrische und die heliozentrische Weltauffassung endgültig entschieden. Um so größer war seine Betroffenheit und Entrüstung, als er hörte, was Castelli, sein früherer Lieblingsschüler, ihm mitzuteilen hatte.

Castelli hatte seinerzeit in Padua noch zwei Semester lang die Vorlesungen Galileis besucht, um die neuesten wissenschaftlichen Ergebnisse kennenzulernen. Dann hatte er eine Lehrerstelle im Benediktiner Orden angetreten, und sie waren sich seither nicht mehr begegnet. Inzwischen waren einige Jahre vergangen, und Castelli hatte sich auf den Gebieten der Mathematik und Physik einen sehr guten Namen erworben. Deshalb hatte man ihn vor kurzem zum Professor an der Universität Pisa ernannt.

Als er eintraf, war es sein erstes Vorhaben, seinen einstigen Lehrer in Florenz aufzusuchen. Galilei empfing ihn mit großer Freude. Zum Teil, weil er ihm sehr zugetan war, zum Teil aber auch, weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, daß sein Schüler nun auch Professor geworden war. Einige Tage später jedoch stellte sich Castelli erneut bei ihm ein, weil er ihn in einer wichtigen Angelegenheit um Rat bitten wollte.

„Ich bin sehr glücklich, wenn ich dir in irgendeiner Angelegenheit behilflich sein kann“, antwortete Galilei. „Um was geht es?“

„Die Sache ist nicht einfach.“

„Das kann ich mir denken, sonst wärest du damit nicht zu mir gekommen. Laß also hören.“

„Als ich nach Pisa kam und dich vor kurzem aufsuchte, glaubte ich, mit meiner Ernennung zum Professor gehe alles in Ordnung.“

„Na und? Gibt es irgendwelche Schwierigkeiten? Ich könnte mir nicht denken, welche.“

„Schwierigkeiten nicht... das heißt doch... genauer, es geht darum, daß man mir jetzt Bedingungen stellt, von denen bisher keine Rede war.“

„Was für Bedingungen?“

„Gerade deshalb bin ich gekommen. Der Kurator der Universität...“

„Graf d'Elzi?“

„Ja. Also Graf d'Elzi stellt die Bedingung, daß ich einen Eid leiste, nicht die kopernikanische, sondern die aristotelische Physik zu lehren.“

„Was sagst du da?“

„Es ist so, wie ich sage.“

„Unerhört!... Weißt du, was das ist? Das ist der hinterhältigste Anschlag gegen meine Person. Ich bin Mathematiker des großherzoglichen Hofes, und alle Welt weiß, daß ich der größte Gegner der peripatetischen Schule bin. Da wagt es dieser d'Elzi... eine schamlose Niedertracht!“ entrüstet schüttelte er den Kopf. „Freilich, hier kann er es tun! Er hätte in Padua wagen sollen, einem Professor vorschreiben zu wollen, was dieser zu lehren habe!“

„In Padua herrscht ein anderer Geist! Ich habe dort zwar keine Vorlesungen gehalten, aber als Student ist es mir aufgefallen... D'Elzi beruft sich freilich darauf, daß Rom die aristotelische Physik gutgeheißen hat, sie sogar seit Jahrhunderten im höchsten Maße unterstützt...“

„Seit Thomas von Aquino. Und man erkennt nicht, daß dies das schlagendste Argument gegen sie ist. Daß sie sich heute noch dort befinden, wo Thomas von Aquino... ja sogar dort, wo Aristoteles vor zweitausend Jahren stand!“

„...nicht aber die kopernikanische“, setzte Castelli seinen vorher begonnenen Gedanken fort. „Und er, der Kurator, richtet sich nach Rom.“

„Da kann ich leider gar nichts tun. Wie empörend die Angelegenheit auch ist, der Kurator ist dazu berechtigt... Das ist es, was an dem Ganzen das empörendste ist... Man könnte in dieser Sache nur eins tun“, fügte er nach kurzem Überlegen hinzu,

„man müßte Rom zu einer Erklärung veranlassen, die die neuesten Forschungen Kopernikus bestätigten, also. . .“

„Das wäre auch für mich das beste.“

„Sicher, du bist Benediktiner. Du mußt dich noch mehr nach dem Standpunkt der Kirche richten.“

„Natürlich, deshalb wäre für mich eine solche Erklärung besonders günstig. . . Aber wie könnte man von Rom eine solche Erklärung erhalten? Und wie lange würde das dauern? . . . Ich muß jetzt meine Antwort geben.“

„Hast du noch nicht geantwortet?“

„Nein. Ich bin zu dir gekommen, um mir deinen Rat zu holen.“

„Hm!“ Galilei schritt nachdenklich im Zimmer auf und ab. Plötzlich hob er den Kopf, schaute starr auf Castelli und sagte: „Leiste den Eid!“

„Ich soll den Eid leisten? Aber das steht doch im krassen Gegensatz zu meiner wissenschaftlichen Überzeugung!“

„Ich weiß. Dennoch rate ich es dir! Denn was geschieht, wenn du den Eid nicht leistest?“

„Dann kann ich die Stelle nicht antreten.“

„Du kannst sie nicht antreten. Da aber ein Professor benötigt wird, wird ein anderer sie antreten. Ein Peripatetiker. Und dieser behält dann den Lehrstuhl, auch wenn Rom die Erklärung abgegeben hat. Denn abgeben wird es sie, darin bin ich sicher. Ich werde selbst nach Rom reisen.“

„Du willst nach Rom reisen? In dieser Angelegenheit? Und wann?“

„Unverzüglich. In wenigen Tagen, sobald ich alles vorbereitet habe. Ich kann nicht glauben, daß sie die Augen schließen und sich die Ohren zuhalten, wenn ich ihnen mit meinem Fernrohr die Berge des Mondes, die Phasen der Venus und die Monde des Jupiters zeige. . . Doch zurück zu deiner Angelegenheit! Du mußt jetzt deine Entscheidung treffen.“

„Ja, so ist es.“

„Wenn du also den Eid nicht leistest, erhält ein Peripatetiker den Lehrstuhl, und nach der Erklärung Roms würde dieser

Peripatetiker die kopernikanische Astronomie lehren. Stell dir vor, was daraus würdel“

„Ich kann es mir vorstellen.“

„Leitest du aber den Eid, dann bekommst du den Lehrstuhl. Und wenn die Erklärung der Kirche erfolgt, entbindet sie dich natürlich von deinem Eid.“

„Sie würde mich entbinden“, stimmte Castelli zu. „Aber wenn es nicht zu dieser Erklärung kommt? Und außerdem was wird bis dahin?“

„Ich halte es für unmöglich, daß ich sie nicht überzeugen könnte. Und wenn ich die Erklärung nicht erwirken kann oder zumindest nicht gleich, so ist es immer noch besser, wenn du die aristotelische Physik lehrst, als wenn es ein anderer täte. Man kann ja aristotelische Physik auch so lehren, daß...“ er zwinkerte dem anderen listig zu.

„Man kann es, aber das ist nicht ehrlich.“

„Es ist nicht ehrlich?!“ Galilei fuhr auf. „Ist es vielleicht ehrlich, daß man versucht, dich zu einem Eid zu nötigen, der deiner Überzeugung widerspricht?! Von einem Menschen, der berufen ist, die Wissenschaft zu verbreiten. Begreifst du? Die Wissenschaft! Und diese weiterzugeben. Beides ist gleichermaßen wichtig. Was ist nach deiner Überzeugung die wahre Wissenschaft? Die kopernikanische oder die ptolemäische Astronomie?“

„Natürlich die kopernikanische.“

„Und wie kannst du nach deiner Überzeugung die Wissenschaft besser verbreiten, wenn du allein in deinem Zimmer sitzt oder wenn du vom Katheder aus Vorlesungen an der Universität hältst?... Na, siehst du. Du bist also überzeugt, daß du die kopernikanische Astronomie lehren mußt. Und daran will man dich hindern... Ist das vielleicht ehrlich? Und sich dagegen zu wehren, soll nicht ehrlich sein?... Nimm zur Kenntnis, mein Sohn, für uns gibt es nur eine Ehre: der Wissenschaft zu dienen und das Wissen weiterzugeben. Wenn man es gestattet, dann offen, wenn man es uns aber untersagt, dann im geheimen, mit List, wenn es sein muß, mit falschem Eid...“

Was würde geschehen, wenn einst einer eine schrecklich verlogene und ungeheuer böse Lehre ersönne und die Macht dazu besäße anzuordnen, daß nur diese verbreitet werden dürfe? Wären jene die ehrlichen Menschen, die da gehorchten, oder jene, die die Wahrheit verkündeten? Wir müssen unserer Berufung gerecht werden, und wenn es sein muß, auch um den Preis eines falschen Eides.“

„Ich soll also den Eid leisten?“ fragte Castelli noch immer schwankend.

„Unbedingt! Begreife: es ist deine moralische Pflicht.“

„Nun, wenn du es sagst. . . So werde ich ihn leisten.“

„Richtig so! Alles andere überlaß mir! Hab keine Angst, du wirst dich nicht lange verstellen müssen. Noch in dieser Woche breche ich nach Rom auf.“

„Na endlich! Ich fürchtete schon, Rom habe dir so gut gefallen, daß du gar nicht wieder nach Florenz zurückkehren wolltest“, empfing ihn Salviati mit scherzhaftem Vorwurf. „Wie lange warst du fort? Mindestens ein Vierteljahr oder noch länger.“

„Na, na, übertreib nur nicht gar so sehr! Es waren nur zwei Monate.“

„Ist Rom tatsächlich eine so schöne Stadt geworden? Ich bin schon sehr lange nicht mehr dort gewesen. Es sind schon mehr als zehn Jahre her. Aber man sagt, dieser Borghese lasse sehr viel bauen. Freilich. . .“ fügte er mit spöttischem Lächeln hinzu, aber Galilei unterbrach ihn.

„Es sind in der Tat überall in der Stadt große Bauvorhaben im Gange. Hauptsächlich kirchliche Bauten. Wie es scheint, wird man jetzt die Sankt-Peters-Kirche endlich vollenden. Ein riesiger Bau. Die Kirche hat ein Kreuzschiff und in der Mitte eine gewaltige Kuppel. Sie mutet an wie eine unüberwindliche Burg vor dem Garten des Vatikans. Innen ist sie mit Skulpturen, Fresken und Mosaiken ausgestattet. . .“

„Freilich“, wiederholte Salviati, und wieder saß das spöttische Lächeln in seinem Gesicht, „ein solch großes Bauvorhaben ist nicht nur eine schöne, sondern auch eine sehr nützliche Sache, wenn zufällig ein Borghese Baumeister ist, ein anderer Borghese sich mit Steintransporten beschäftigt und zu den Unternehmen eines dritten Borghese auch eine große Goldschmiedewerkstatt gehört, die sich erstaunlicherweise gerade jetzt auf Devotionalien* umgestellt hat, die sie in großer Menge herstellt.“

„Glaubst du, daß Paul V. deshalb. . .?“

„Ich glaube es nicht, ich weiß es“, antwortete Salviati. „Päpst-

* Devotionalien = der Andacht dienende Gegenstände, wie Rosenkränze, Heiligenbilder u. a.

licher Verwandter zu sein, war auch sonst nicht gerade von Nachteil, aber so vorteilhaft wie jetzt war es vielleicht noch nie. Soviel Borghese es in Italien gibt, alle verdienen sie ein Vermögen. . . Aber das beweist natürlich nur, daß sich die besondere Gnade Gottes jetzt nicht nur einzelnen Personen, sondern ganzen Familien zugewendet hat“, fügte er betont salbungsvoll hinzu. „Nun, du aber bist aus einem anderen Grund nach Rom gereist. Wir wollen uns lieber darüber unterhalten, was du erreicht hast und wie man dich empfangen hat.“

„Wie man mich empfangen hat? Ich wollte, du hättest dabei sein können. Dann würdest du alles mit eigenen Augen gesehen haben und nicht vielleicht denken, daß meine Worte nur leere Prahlerei sind.“

„Das nehme ich auch so nicht an.“

„Also auf das allerbeste. Man hat mich sowohl in den allerersten kirchlichen Kreisen als auch in den Gelehrtenengesellschaften förmlich gefeiert. Ich verkehrte häufig am päpstlichen Hof, habe mich mit einer ganzen Schar Kardinäle unterhalten, und wenn ich jetzt auch den Zweck meiner Reise nicht erreichen konnte. . . “

„Man hat also keine amtliche Erklärung zugunsten der neuen Physik abgegeben?“

„Nein“, antwortete Galilei ein wenig düster, fügte aber gleich hinzu: „Zumindest vorerst nicht. Der Papst war um keinen Preis dazu bereit. Meine Reise war jedoch nicht umsonst. Auf die einflußreichsten Männer des päpstlichen Hofes übten meine Entdeckungen große Wirkung aus. Ich zeigte ihnen durch das Teleskop die Mediceischen Sterne, die Venus, den Jupiter. . . Aber das ist noch nicht einmal das Wichtigste. . . “ Er schwieg, sah sich argwöhnisch um und fragte dann sicherheitshalber: „Hier hört uns doch niemand?“

„Nein, nein. Warum tust du denn so geheimnisvoll?“ fragte Salviati mit gezwungenem Lächeln.

„Nun, so etwas Besonderes ist es gar nicht, aber man hat es mir auch nur im Vertrauen verraten, und mir wurde ans Herz gelegt, mit niemandem darüber zu sprechen. Aber dir kann ich

es ja sagen. . . Man hat mich also im Vertrauen wissen lassen, daß sich der Hof an die Astronomen des Collegium Romanum gewandt und um ein Gutachten bezüglich meiner Entdeckungen gebeten habe. Dies ist eingetroffen und hat mir in allem recht gegeben. Man bestätigt die Mediceischen Sterne, die Phasen der Venus, die Berge und Täler auf dem Mond und daß das Teleskop in der Tat eine Erfindung von außergewöhnlicher Bedeutung sei. Nun, ich sage dir, all das kann nicht ohne Auswirkung bleiben. Ich merkte das auch daran, wie die Kardinäle mit mir sprachen, besonders mit Barberini, Maffeo Barberini, kam ich in ein sehr vertrautes Verhältnis. Er ist ein großer Gelehrter, ein ausgezeichnete Mann und genießt außerordentliches Ansehen.“

„Gewiß doch, schließlich ist er Florentiner“, bemerkte Salviati mit gespielter Selbstbewußtsein.

„Und dann habe ich mich auch mit Bellarmino ausführlich unterhalten.“

„Bellarmino?“ Der Herr des Hauses verzog ein wenig den Mund. „Er ist doch. . .“

„Ja, er ist der Oberste der Heiligen Inquisition“, ergänzte Galilei den begonnenen Satz. „Aber auch ein außergewöhnlich gebildeter Mann mit weitem Gesichtskreis. Er interessiert sich für alles und weiß über alles Bescheid. . . Einmal unterhielten wir uns eingehend über meinen Aufenthalt in Padua. Er wußte, daß viele protestantische Studenten die Universität besuchen, wußte, wer in jener Zeit die Professoren waren, und er wußte auch, daß mich enge Freundschaft mit Sarpi verband. Da erkundigte er sich, wie mein Verhältnis zu den anderen Professoren gewesen sei, und ich weiß nicht warum, aber am meisten interessierte ihn Cesare Cremonini. Zumindest ein halbes dutzendmal kam er darauf zurück: Ob wir häufig miteinander verkehrt hätten, worüber zwei Gelehrte wie wir sich unterhalten haben könnten, und er meinte, daß ein Astronom und ein Philosoph, die so gut befreundet seien, sicher ihre Ansichten einander angepaßt hätten. Ich vermochte ihm nicht oft genug klarzumachen, daß mich keine Freundschaft mit Cremonini verband, daß ich

im Gegenteil starke Abneigung gegen ihn empfunden habe und daß er in meinen Augen überhaupt kein Gelehrter sei. . . Aber warum bist du plötzlich so ernst geworden?“

„Ach nichts, es ist nichts“, brummte Salviati und fragte dann plötzlich, als wäre es ihm gerade eingefallen:

„Über Sarpi hat sich Bellarmino wohl nicht sehr freundlich geäußert?“

„Nein, über ihn hat er überhaupt nichts gesagt, aber er kannte ihn und erwähnte, daß wir häufig miteinander verkehrt haben.“

„Ich glaube nicht, daß er von ihm sehr begeistert ist.“

„Das ist nicht wahrscheinlich. Auch Sarpi ist nicht von Rom begeistert und hauptsächlich nicht von der Inquisition.“

„Und ist dir bekannt, daß bei der Inquisition ein Verfahren gegen Cremonini läuft?“ fragte Salviati und blickte eindringlich auf seinen Gast. „Wegen der Verbreitung der aristotelischen Lehre, wonach die Welt seit Ewigkeit besteht“, fügte er dann hinzu.

Galilei schaute für einen Augenblick betroffen drein.

„Du meinst, daß Bellarmino vielleicht auch mich. . .?“ Aber er beruhigte sich gleich wieder. „Nein, das ist völlig unmöglich! Er war ja so freundlich zu mir.“

„Ich meine gar nichts. Nur wäre ich nicht gerade erfreut, wenn sich der Kommissar des Heiligen Offiziums lange mit mir unterhielte.“

„Du siehst Gespenster, Filippo. Er hat so offen gesprochen, er kann keine Hintergedanken gehabt haben. Er hat mich sogar gefragt, ob ich nicht vielleicht meine, daß die kopernikanische Lehre im Gegensatz zur Bibel stehe. Wenn ich mich recht entsinne, berief er sich auf das Buch Josua.“

„Und was hast du geantwortet?“

„Daß die Bibel für ein unwissendes Hirtenvolk geschrieben worden sei, in einer Sprache, die diese Menschen konnten, daß es falsch wäre, sie nach dem Buchstaben auszu-legen.“

„Und was hat er darauf geantwortet?“

„Nichts. Offenbar war er der Meinung, daß ich recht habe.“

„Kann man je wissen, was der Kommissar des Heiligen Offiziums denkt?“

„Ich sag ja, du siehst Gespenster. Wenn sie auch nur den geringsten Verdacht gegen mich gehegt hätten, würden sie mich nicht so empfangen haben. Und nicht nur in kirchlichen Kreisen, sondern überall. Sehr eng habe ich mich mit Herzog Cesi befreundet. Ich bin häufig in seinem Palast gewesen, der fast ständiger Versammlungsort aller Gelehrten Roms ist. Genauer, es gibt eine Gelehrten-gesellschaft, die Cesi gegründet hat. Sie heißt Accademia dei Lincei, Akademie der Luchse.“

„Ich habe davon gehört. Ein ausgezeichnete(r) Kreis. Hat man auch dich zum Mitglied gewählt?“

„Richtig geraten“, antwortete Galilei stolz. „Man hat anerkannt, daß auch ich Luchsaugen habe und Sachen erspähe, die andere Menschen nicht zu sehen vermögen. Das nämlich ist die Bedingung, unter der jemand Mitglied der Gesellschaft werden kann. Mich hat man einstimmig in die Akademie gewählt. Diese Gesellschaft also pflegt sich im Palast Cesis zu treffen, und ihr führte ich mit meinem Teleskop ebenfalls vor, was ich am Himmel entdeckt habe. Die Gelehrten gerieten vor Freude völlig außer Rand und Band. . . Es freut mich sehr, daß ich Mitglied der Luchse geworden bin. Es bedeutet weitgehende Anerkennung, außerdem ist es mit vielen Vorteilen verbunden. Ihre Mitglieder sind sehr einflußreiche Männer, und ich hoffe, sie werden mir bei der Anerkennung der neuen wissenschaftlichen Ergebnisse am päpstlichen Hof in starkem Maße behilflich sein. Die Mitgliedschaft aber bringt noch weitere Vorteile. So werden beispielsweise die literarischen Werke aller Mitglieder von der Akademie herausgegeben. Die Gespräche und Debatten auf diesen Zusammenkünften sind von hohem Niveau. Nur aus diesem Grunde bedauere ich es, daß ich nicht ständig in Rom lebe und so nicht regelmäßig an den Sitzungen teilnehmen kann, denn sie sind von sehr großem Nutzen. Ich meine vom wissenschaftlichen Standpunkt aus. . . Vor kurzem war zum Beispiel von der Kälte und vom Eis die Rede. Jemand behauptete, das Eis sei verdichtetes Wasser. Ich dagegen bin der Meinung, daß sich das

Wasser im Eis nicht verdichtet, sondern verdünnt, denn es schwimmt ja auf dem Wasser. So sind wir dann auf die Frage des Schwimmens übergegangen. Ist es – wie Aristoteles behauptet – von der Gestalt eines Körpers abhängig, ob dieser im Wasser schwimmt oder nicht? Heute kennen nur sehr wenige die Arbeit von Archimedes, in der er sich mit den schwimmenden Körpern beschäftigt. Er lehrt, daß nicht die Form, sondern das Gewicht das Entscheidende ist. Ein Körper, der schwerer ist als Wasser, versinkt, der leichter ist, schwimmt. Ich habe mich früher schon mal mit dieser Frage beschäftigt und kam zu dem Schluß, daß Archimedes vollkommen recht hat. Um so seltsamer ist es, daß das, was er vor zwei Jahrtausenden wußte, völlig in Vergessenheit geraten ist. Ich habe seinerzeit die Experimente nicht fortgesetzt, aber gerade dieses Gespräch hat mich davon überzeugt, wie notwendig es ist, die Gesetze des Schwimmens neu zu ergründen und sie in allgemeinverständlicher Form bekanntzumachen. Schließlich ist es Aufgabe des Gelehrten, das Wissen zu verbreiten, und nicht, es für sich zu behalten. Ist es nicht so?“

„Unbedingt!“ Salviati nickte.

„Diese Frage beschäftigt mich nun. Ich bin mit dem Vorsatz aus Rom zurückgekehrt, nicht eher zu ruhen, bis ich die Gesetze des Schwimmens erforscht habe. Es ist freilich möglich, daß ich zu denselben Ergebnissen komme wie Archimedes. Aber selbst dann werde ich ein Buch darüber schreiben, denn die Arbeiten von Archimedes sind heute fast niemandem mehr bekannt.“

Er schwieg und strich sich nachdenklich über den Bart.

„Du machst jetzt also einen Sprung vom Himmel ins Wasser?“ fragte Salviati scherzend.

„Ja, aber...“

„Aber?“

„Darüber kann ich noch nichts sagen. Ich bin noch ganz am Anfang, und es will mir nicht gelingen, weiterzukommen.“ Plötzlich lachte er auf. „Es ist so, wie du sagtest, ich mache einen Sprung vom Himmel ins Wasser, aber wie du weißt, dazwischen gibt es noch etwas.“

„Die Luft.“

„Ja, ganz genau! . . . Weißt du, in mancher Hinsicht ist die Luft genauso wie das Wasser. Auch in der Luft kann man aufsteigen und heruntersinken, ebenso wie im Wasser. Mir kam der Gedanke, wenn es vom Gewicht irgendeines Gegenstandes abhängt, ob dieser im Wasser schwimmt oder versinkt, dann trifft dies vielleicht auch für die Luft zu. Das heißt, offenbar hat auch die Luft ein Gewicht.“

„Die Luft ein Gewicht?“ fragte Salviati erstaunt. „Woraus schließt du das? Das müßten wir doch fühlen!“

„Vielleicht fühlen wir es auch! Aber das würde uns nur dann bewußt, wenn wir es mit dem vergleichen könnten, was wir in einem luftleeren Raum empfinden.“

„Wenn die Luft ein Gewicht hätte, dann würde sie uns in unserer Bewegung behindern.“

„Sie tut es auch. Sie behindert oder unterstützt uns. Denke nur an den Wind! Was ist er anderes als die Bewegung der Luft? Weht er uns ins Gesicht, dann erschwert er uns das Vorwärtskommen, haben wir dagegen Rückenwind, dann beschleunigt er unser Vorwärtskommen.“

„Es ist die Bewegung der Luft, die uns behindert oder treibt, nicht aber das Gewicht der Luft“, widersprach Salviati.

Galilei lächelte.

„Nicht wahr, es steht doch zweifellos fest, daß das Wasser ein Gewicht hat?“ fragte er.

„Ja, das steht ohne Zweifel fest. Aber die Luft?“

„Nun, was meinst du, wenn die Fische sprechen könnten und wir sie fragten, ob das Gewicht des Wassers sie beim Schwimmen hinderte, was würden sie antworten? . . . Vor allem, wenn man eine Forelle fragte, die auch in dem schnellsten Gebirgsbach gleich einem Blitz dahinhuscht. Nun, was meinst du?“

Salviati antwortete nicht.

„Wenn die Fische nicht nur sprechen könnten“, antwortete statt seiner Galilei, „sondern auch Physiker hätten, und zwar gute Physiker, nicht solche wie unsere Peripatetiker, dann würden sie sagen, daß das Wasser ihre Bewegungen nicht hemmt,

im Gegenteil, sogar unterstützt und erleichtert, weil sie von dem eigenen Gewicht soviel verlieren, wie das Gewicht des von ihnen verdrängten Wassers ausmacht. So würde das der Archimedes der Fische ausdrücken. . . Und ich glaube, so ergeht es auch den Menschen mit der Luft. Um das aber zu beweisen, müßte man das Gewicht der Luft feststellen können, nur habe ich die Möglichkeit dazu noch nicht gefunden.“

„Es klingt ganz unglaublich, was du da sagst“, stellte Salviati nachdenklich fest. „Unglaublich. . . aber es könnte sein, daß etwas Wahres daran ist.“

„Sicher ist etwas daran!“ behauptete Galilei mit Nachdruck. „Glaub mir, ganz sicher! Aber ich will nicht alles durcheinanderbringen. Erst möchte ich die Frage des Schwimmens klären und darüber ein Buch schreiben, dann kommt die Luft an die Reihe.“

In den folgenden Monaten stellte der Gelehrte dann tatsächlich mit größtem Eifer Untersuchungen über die Gesetzmäßigkeit des Schwimmens an. Seine Forschungsergebnisse bestätigten in vollem Maße Archimedes, den größten Mathematiker der Antike, nach dessen Lehre das Schwimmen einzig und allein von dem spezifischen Gewicht des fraglichen Körpers abhängt, dessen Form aber genauso gleichgültig ist wie die Tiefe oder Breite des Beckens oder die Wassermenge. Das Buch Galileis erschien im darauffolgenden Jahr, 1612, und löste bei den peripatetischen Philosophen arge Entrüstung aus. Der Hofmathematiker kümmerte sich zwar wenig um sie, dennoch mußte er mit einer gewissen Verbitterung feststellen, daß er die vollkommene Ruhe, die er von seiner hohen Stellung erhofft hatte und um derentwillen er seinerzeit Padua verlassen hatte, in Florenz auch nicht fand. Materielle Sorgen hatte er jetzt nicht, er konnte seine Mutter leichter unterstützen, und auch seine ihm ständig auf der Tasche liegenden Geschwister. Seinen eigenen Kindern vermochte er jede Bequemlichkeit zu sichern.

Von seinen Kindern war ihm Virginia, das älteste Mädchen, am meisten ans Herz gewachsen. Sie wurde immer verständiger und liebenswürdiger und zeigte immer mehr Zuneigung. Bei

ihrer Schwester Livia stellte der Vater mit nicht geringer Besorgnis Zeichen geistiger Schwäche fest, und noch mehr Sorgen bereitete ihm sein Sohn Vincenzo, der sich schon als kleines Kind als außerordentlich selbstüchtig, gewalttätig und häufig verlogen erwies.

Aber auch um Virginia machte sich der Vater Sorgen. Sie war noch ein Kind, aber bald würde sie zur Frau heranreifen. Was sollte aus ihr werden? Wenn ihre Mutter da wäre, hätte er es leichter. Ursprünglich war er mit Marina so verblieben, daß sie später nach Florenz nachkommen sollte, wenn sich alles geregelt hatte. Doch von der Ausführung dieses Planes war in der letzten Zeit immer weniger die Rede, und Galilei dachte kaum noch daran, daß Marina nach Florenz ziehen sollte. Ihre Anwesenheit wäre ihm hinderlich gewesen. Nein, Marina sollte nur in Padua bleiben. Vielleicht war sie auch schon nach Venedig, in ihre Vaterstadt, zurückgekehrt. Galilei wußte es nicht genau.

Wenn er auch keine wirtschaftlichen Sorgen hatte, so machte er sich doch häufig Gedanken über die Zukunft seiner Kinder. Hinzu kam, daß ihn seine Stellung als Hofmathematiker nicht gegen den erbitterten Zorn der Scheingelehrten schützte. Während seiner Forschungen mit den schwimmenden Körpern kümmerte er sich nicht viel darum, um so mehr brachte ihn dann eine Veröffentlichung des deutschen Jesuiten Christoph Scheiner in Erregung, der berichtete, daß er Flecken auf der Sonne entdeckt habe. Scheiner deutete diese Erscheinung dahingehend, daß es nur den Anschein habe, als befänden sich die Flecken auf der Oberfläche der Sonne, in Wirklichkeit würden die um die Erde kreisenden Planeten die Sonne verfinstern.

Galilei geriet hierauf mächtig in Zorn. Dieser Peripatetiker wagte zu behaupten, er habe die Sonnenflecken entdeckt, wo es doch zweifellos feststand, daß er, Galilei, sie als erster wahrgenommen hatte. Freilich, er hatte sich damit begnügt, sich mit seinen Freunden über diese Entdeckung zu unterhalten, und war mit keiner Publikation an die Öffentlichkeit getreten. Dies hatten jetzt Scheiner und unabhängig von ihm ein anderer Deutscher namens Fabrizio ausgenützt, sie beanspruchten den

Ruhm der Entdeckung für sich. Um Fabrizio kümmerte sich Galilei nicht viel, um so größer war seine Empörung über Scheiner. Denn dieser wollte sogar den zweifellosen Beweis, daß sich die Sonne um die eigene Achse dreht, dazu verwenden, um seine überholten peripatetischen Ansichten zu untermauern. Eine Unverschämtheit zu behaupten, daß um die Erde kreisende kleinere Planeten die Oberfläche der Sonne verdunkelten! Wo es doch unbestreitbare Tatsache war – er hatte es unzählige Male beobachtet –, daß die Flecken rund alle sechszwanzig Tage am Rande der Sonnenscheibe auftauchten, was allein schon ausschloß, daß sie von Planeten herrührten. Und einer, der solche Torheiten behauptete, wagte sein Vorrecht auf die Entdeckung in Zweifel zu ziehen.

Er beschloß, Scheiner die passende Antwort zu geben, die ihm für immer die Lust an der Astronomie nehmen sollte. Und er begnügte sich nicht mit seinen früheren Wahrnehmungen, sondern begann erneut, die Sonne zu beobachten. Er benutzte wieder die Scheibe, mit deren Hilfe er seinerzeit seine Beobachtungen durchgeführt hatte und die mit Ausnahme einer winzigen Öffnung die untere Linse des Fernrohres völlig verdeckte. Er wußte zwar, daß Scheiner die Sonne durch farbiges oder rußgeschwärztes Glas beobachtet hatte, aber er sträubte sich selbst gegen den Gedanken, etwas von dem peripatetischen Jesuiten zu lernen. Wieder begannen ihm die Augen zu tränen, aber er kümmerte sich nicht viel darum. Seit seinen ersten Sonnenbeobachtungen tränten ihm die Augen, jetzt vielleicht sogar etwas stärker. Soviel Opfer mußte er eben bringen!

Seine neueren Beobachtungen stimmten mit den früheren völlig überein. Die Sonnenflecken erschienen in rund sechszwanzig Tagen am Rande der Sonnenscheibe, zogen langsam über sie hinweg, veränderten dabei ein wenig ihre Form und verschwanden schließlich auf der anderen Seite der Scheibe, um nach einer bestimmten Zeit auf der Gegenseite wieder aufzutau-chen, von wo sich dann der ganze Kreislauf wiederholte. Die sechszwanzigtägige Periode und die Formveränderung der Flecken waren gleichermaßen ein unwiderlegbarer Beweis ge-

gen die Erklärung Scheiners und bekräftigten zugleich die Theorie Galileis.

Als erstes schrieb er seinem Freund Mark Welser nach Augsburg, der ihm seinerzeit die Veröffentlichung Scheiners ins Italienische übersetzt hatte. Später widerlegte er in einem zweiten Brief noch eingehender die Teile der Beweisführung Scheiners, von denen er annahm, daß er sie im ersten Brief nicht deutlich genug entkräftet hatte. Als bald jedoch entdeckte er, daß dies nicht genügte. Der Jesuitenpater war mit seiner irrigen Auffassung vor die Öffentlichkeit getreten, da konnte er also nicht nur mit einem privaten Brief antworten. Er schickte also die beiden Briefe zusammen mit der Publikation Scheiners nach Rom an die Akademie der Luchse und überschrieb seine Abhandlung: Die Geschichte und Bedeutung der Sonnenflecken. Die Akademie veröffentlichte kurz darauf die Arbeit ihres Mitgliedes.

Hatte sein Buch über die schwimmenden Körper schon heftige Angriffe von seiten der Peripatetiker ausgelöst, so entfesselte seine neue Arbeit einen wahrhaften Sturm. Darin war ja nicht nur von den Sonnenflecken die Rede, sondern auch von den Mediceischen Sternen, den Bergen des Mondes und vor allem den Phasen der Venus, denen der Gelehrte als Beweis für das kopernikanische Weltbild besondere Bedeutung beimaß. „Diese Erscheinungen“, schrieb er, „machen es unmöglich, daß irgend jemand daran zweifeln kann, auf welche Weise die Venus ihre Bahn beschreibt, und führen notgedrungen zu der Schlußfolgerung, daß die Venus um die Sonne kreist, wie dies bereits die Pythagoreer* und Kopernikus behauptet haben, weiterhin, daß sich auch alle anderen Planeten um die Sonne als Rotationszentrum drehen.“

Das war schon eine völlig offene und unmißverständliche Aussage. Eine Kriegserklärung an die amtliche ptolemäische Auffassung, die besagte, daß die Erde das Zentrum der Welt ist und sich alles um sie bewegt. Nein: die Erde ist nur einer der

* Anhänger des Pythagoras, eine einflußreiche Philosophenschule in Unteritalien und Griechenland im 5. und 4. Jh. v. u. Z.



Planeten und nicht einmal der bedeutendste. Galilei griff die Lehren der peripatetischen Philosophie in ihren Grundfesten an, war es da ein Wunder, daß nicht nur in Florenz, sondern in ganz Italien die Gelehrten, Halbgelehrten, Scheingelehrten und Laien gleichermaßen darüber sprachen?! Er war daher gar nicht überrascht, als eines Tages Castelli bei ihm eintrat und berichtete, daß es in Pisa am Hofe des Großherzogs zu einer langen Debatte über seine Thesen gekommen sei.

„Ich hatte etwas freie Zeit, und da ich in Florenz ohnehin Verschiedenes erledigen mußte, wollte ich es auf keinen Fall versäumen, dir von dieser Angelegenheit persönlich zu berichten.“

„Ich hätte es dir auch verübelt, wenn du in die Stadt gekommen wärest, ohne mich zu besuchen. Nach den Vorfällen aber ganz besonders. Nun erzähle, was hat es gegeben! Ich kann mir vorstellen, daß die Tattergeisse aufgebracht waren.“

„Und wie sie aufgebracht waren... Aber um von vorn zu beginnen, du weißt sicher, daß sich der großherzogliche Hof gegenwärtig in Pisa aufhält.“

„Das ist mir bekannt.“

„Dieser Tage gab der Hof ein Abendessen, zu dem die Professoren der Universität, unter ihnen auch ich, eingeladen waren. Natürlich ging es hauptsächlich um wissenschaftliche Fragen, und so war selbstverständlich bald von deinen Entdeckungen und von deiner neuesten Abhandlung über die Sonnenflecken die Rede.“

„Ist das so selbstverständlich?“ fragte Galilei mit schwer verhohlenem Stolz.

„Natürlich ist es selbstverständlich! Oder meinst du vielleicht, daß man sich heute über wissenschaftliche Entdeckungen unterhalten kann, ohne daß von Galilei die Rede ist? . . . Großherzogin Cristina brachte dich ins Gespräch. . .“

„Die Mutter Cosimos?“

„Ja. Sie erkundigte sich bei Boscaglia, ob die Mediceischen Sterne ohne jeden Zweifel existieren.“

„Hahaha“, Galilei lachte. „Einen besseren hätte sie nicht finden können! Na und was hat dieser verknöcherte Peripatetiker geantwortet?“

„Was konnte er schon antworten? Jedenfalls zog er eine sehr saure Miene, mußte aber notgedrungen eingestehen, daß die Sterne zweifellos vorhanden seien.“

„Nun, ich hatte schon geglaubt, er würde selbst das Dasein der Sterne am Himmel leugnen.“

„Warte nur! Das Dasein der Sterne stritt er zwar nicht ab, aber er flüsterte der Großherzogin lange etwas ins Ohr, die daraufhin zu erklären begann, daß die mit dem Fernrohr entdeckten Himmelskörper und Erscheinungen zwar wahr sein mögen, daß aber eine zweifache Bewegung der Erde völlig unmöglich sei, allein schon deshalb, weil es im Widerspruch zur Heiligen Schrift stünde. Sie richtete ihre Worte direkt an mich, worauf ich antwortete, daß es falsch sei, die Heilige Schrift in naturwissenschaftlichen Debatten einzubeziehen. Die Großherzogin jedoch beharrte auf ihrem Standpunkt, und dabei fielen immer mehr Personen in das Gespräch ein, mit Ausnahme von Boscaglia, der stumm blieb wie ein Fisch, obgleich er ohne jeden Zweifel Großherzogin Cristina aufgehetzt hatte.“

„Anderes habe ich von ihm auch nicht erwartet. Erst etwas einrühren und sich dann im Hintergrund verstecken.“

„Auch mich hat das nicht besonders überrascht. . . Nun, um fortzufahren, schließlich mußte ich mich auf die theologische Ebene begeben, und ich wies darauf hin, daß die Lehre von der zweifachen Bewegung der Erde nicht im Widerspruch zur Bibel stehe und daß das Ganze nur eine Frage der Auslegung sei.“

„Ganz richtig“, antwortete Galilei, „denn wollte man die Bibel wörtlich nehmen, dann verfielen man in die Sünde der Ketzerei, denn man müßte sagen, daß Gott Hände, Füße, Ohren und alle andere Glieder wie wir Menschen habe, daß er grimmig, neidisch, haßerfüllt und eifersüchtig sei und daß er die Zukunft genauso wenig kenne wie wir. Dabei geht es doch nur darum, daß die Heilige Schrift naturgemäß den geistigen Fähigkeiten der überwiegenden Mehrheit der Menschen von damals angepaßt werden mußte – auch in ihrer Formulierung. Gott aber hat sich nicht nur in der Heiligen Schrift offenbart, sondern auch in den Gesetzen der Natur. Diese Gesetze sind erkennbar und völlig eindeutig. Es wäre daher der schwerwiegendste Fehler, die Gesetze der Natur wegen der auf mannigfaltige Weise auslegbaren Worte der Heiligen Schrift anzweifeln zu wollen.“

Er schwieg für einen Augenblick, strich sich über den Bart und fuhr dann fort:

„Es liegt mir natürlich fern, die Unfehlbarkeit der Bibel in Zweifel zu ziehen, aber ebenso wenig bin ich von der Unfehlbarkeit der Bibeldeuter überzeugt. Ebendeshalb glaube ich, es ist überhaupt falsch, irgendeine naturwissenschaftliche Frage auf theologisches Gebiet zu übertragen.“

„Genau dasselbe habe auch ich gesagt“, bemerkte Castelli. „Das war meine erste Erwiderung an Großherzogin Cristina. Und hinterher habe ich bereut, daß ich mich doch auf dieses Gebiet locken ließ.“

„Dabei geht es gar nicht um die Bibel“, stellte Galilei fest. „Nur diejenigen, die mit ihrem eigenen Verstand den Tatsachen und Argumenten nichts mehr entgegensetzen können, weil es ihnen an Geist mangelt oder weil ihre angebliche Wahrheit auf

schwachen Füßen steht, finden keinen anderen Ausweg, als sich hinter dem schützenden Schild irgendeiner Autorität zu verstecken. Dazu dient ihnen die Bibel, zu nichts anderem!“

Castelli blickte lange vor sich hin und sagte dann mit düsterer Stimme:

„Ich fürchte, du irrst dich . . . du hast die Bibel als Schutzschild bezeichnet, hinter dem deine Gegner sich verschanzen.“

„So ist es. Was wäre sie sonst anderes in ihrer Hand?“

„Da hast du zweifellos recht. Ein Schutzschild für sie . . . aber das ist noch nicht die volle Wahrheit, denn sie wollen sich nicht nur dahinter verstecken, sondern sie auch als Knüppel gegen dich verwenden . . . Galileo, ich hege einen schrecklichen Verdacht. Sie wollen mit der Bibel nicht nur ihre peripatetischen Ansichten und damit ihre Professorenstelle, ihr Ansehen und Einkommen verteidigen, sie wollen mit der Bibel auch dich vernichten.“

„Mich vernichten?“ Galilei lachte spöttisch. „Mich, den Hofmathematiker, der mit dem Teleskop die Mediceischen Sterne und die Phasen der Venus entdeckt hat, was ganz Italien aufhorchen ließ? Benedetto, du scherzt!“

„Ich scherze nicht . . . Und wenn sie dich auch nicht vernichten können, auf alle Fälle wollen sie dir schaden.“

„Sie wollen es“, Galilei winkte ab. „Aber sie können es nicht!“

„Ich an deiner Stelle wäre da nicht so ruhig. Du weißt, ich bin Priester, und infolgedessen verfüge ich auf bestimmten Gebieten über bessere Informationen als du. Die Jesuiten und die Dominikaner sind dir übel gesonnen. Die Jesuiten, weil du ihren Ordensbruder lächerlich gemacht hast . . .“

„Diesen Scheiner?“

„Ja. Und die Dominikaner . . . nun die Dominikaner, weil sie auf jeden wütend sind, der eine neue Lehre verkündet. Sie stehen im Dienste der Inquisition!“

„Nein. Ich würde doch nicht glauben, daß . . .“ begann Galilei, unsicher geworden.

„Bedenke, daß hier in Toskana beide Orden sehr mächtig

sind. . . Und jetzt bedauere ich eigentlich, daß ich zu dir gekommen bin“, sagte er unverhofft.

Galilei schaute verwundert und betroffen auf Castelli. Dieser verstand die Betroffenheit seines Meisters und fuhr fort:

„Ursprünglich wollte ich dir brieflich von der Abendgesellschaft in Pisa berichten. Dann hättest auch du brieflich geantwortet und in diesem Schreiben dargelegt, was du mir jetzt gesagt hast. Und hätte ich dieses Schreiben in der Hand, könnte ich es jedermann zeigen. Ich würde es sogar in mehreren Exemplaren abschreiben, damit es möglichst viele in die Hand bekämen. Denn das ist meiner Ansicht nach die beste Antwort auf dergleichen Verunglimpfungen.“

Galilei sah den Benediktiner nachdenklich an.

„Meinst du, daß diese Verleumdungen überhaupt einer Antwort wert sind?“

„Nein, das nicht, aber trotzdem ist es empfehlenswert, sie nicht einfach hinzunehmen. Ich bitte dich in deinem eigenen Interesse darum!“

„Nun. . . was das betrifft, so ließe es sich schon machen. Die Tatsache, daß ich dir das alles gesagt habe, schließt nicht aus, daß ich es dir auch in einem Brief schreibe!“

„Eine ausgezeichnete Idee!“ rief Castelli. „Als hätte ich dir alles brieflich mitgeteilt, und du würdest darauf antworten. Also so, wie ich es ursprünglich vorhatte.“

„Daran soll es nicht liegen“, sagte der andere und nickte.

„Weißt du, ich würde die Betonung darauf legen, daß sich nur der hinter der Bibel verschanzen will, wer keine Antwort weiß, wir wollen also nicht die Bibel in die Debatte mit hineinziehen. . . Vielleicht solltest du noch zum Ausdruck bringen, daß sie, auch wenn sie den Streit auf dieses Gebiet tragen wollen, nicht recht haben, denn die neue Physik wendet sich nicht gegen die Bibel, sondern gegen die bisher falsche Auslegung der Bibel.“

„Ja, das ist gut. Ich werde das deutlich herausstellen.“

„Das freut mich sehr. Ich glaube, das ist eine glückliche Lösung. . . Dann bin ich also doch nicht umsonst gekommen. Jetzt muß ich aber gehen, denn ich habe noch einiges zu erledigen.“

Galilei schrieb den Brief und schickte ihn seinem einstigen Schüler. Dieser fertigte einige Abschriften an und begann sie als treffende Antwort auf die Anschuldigung gegen den Gelehrten zu verbreiten. Der treue Freund hatte völlig recht, wenn er behauptete, daß es ein großer Fehler sei, die Kraft des Feindes zu unterschätzen, er irrte jedoch, wenn er annahm, der Brief Galileis würde die Verunglimpfungen ein für allemal zum Schweigen bringen. Genau das Gegenteil war der Fall. Er hatte nur Öl ins Feuer gegossen. Die Abschriften des Briefes gelangten auch in die Hände der Feinde Galileis, diese ließen den Brief in noch mehr Exemplaren abschreiben und gaben ihn als Beweis dessen weiter, daß der Hofmathematiker nicht nur die Fundamente der Physik und Astronomie erschüttern wollte, sondern auch die Bibel angriff. Bald hielten sie die Zeit für einen offenen Angriff gekommen. Am vierten Advent des Jahres 1614 begann in der Kirche Santa Maria Novella der Dominikanermönch Caccini seine Predigt mit dem Zitat aus der Apostelgeschichte: „Galiläer, was stehet ihr und sehet den Himmel?“

Der vom Feuer der Entrüstung gepackte Pater erklärte im weiteren mit dem Eifer eines Besessenen, Galileis Lehre über die Bewegung der Erde sei völlig unvereinbar mit dem katholischen Glauben, und niemand habe die Ermächtigung, die Heilige Schrift anders auszulegen als die Kirchenväter. Wenn Galilei dies jedoch tue, sei er nichts anderes als ein Ketzer. Im allgemeinen seien alle Mathematiker außergewöhnlich verdächtig, denn die Mathematik an sich sei eine Erfindung des Teufels. Wenn es an ihm läge, würde er die Mathematiker aus allen christlichen Gemeinschaften ausschließen.

Die ungewöhnliche Predigt erregte natürlich großes Aufsehen, nicht nur in Florenz, sondern in ganz Toskana, und schon bald verbreitete sich die Nachricht davon auch außerhalb der Grenzen des Großherzogtums. Nun wurde sich auch Galilei betroffen bewußt, daß Castelli recht gehabt hatte, als er von dem bodenlosen Haß der Dominikaner gesprochen hatte. Aber ebenso klar war ihm, daß er unbedingt handeln mußte, wenn er nicht wollte, daß seine erbosten Feinde den Sieg über ihn errangen.

Er mußte handeln, aber wie? Jetzt wäre es gut gewesen, wenn er sich mit dem einflußreichen und in politischen Angelegenheiten bewanderten Salviati hätte beraten können. Aber der alte, vertraute Freund, der ihm jahrzehntelang stets bereitwillig beigestanden hatte, sooft er dessen bedurfte, lebte nicht mehr. Man hatte ihn vor wenigen Wochen mit sechsundsiebzig Jahren zu Grabe getragen. Das klügste schien es ihm zu sein, wenn er sich an einen anderen einflußreichen Freund, an Herzog Cesi, wandte. Das war erfolgversprechend, weil Cesi Beziehungen zu römischen Kirchenkreisen unterhielt, und in erster Linie war es die Aufgabe Roms, Caccini zum Schweigen zu bringen oder gar zu rügen. Die Antwort jedoch, die ihm Cesi auf dem schnellsten Wege zukommen ließ, war keineswegs verheißungsvoll. Cesi ließ ihn wissen, daß er in dieser Angelegenheit bei Kardinal Bellarmino, dem obersten Kardinal der Heiligen Inquisition, zur Audienz erschienen sei. Dieser habe ihm erklärt, daß die neue Lehre von der Bewegung der Erde ketzerisch sei, da sie den Worten der Heiligen Schrift zweifellos widerspräche. Cesi riet daher, wenn man um jeden Preis gegen Caccini auftreten wolle, solle man aus dieser Angelegenheit die Person Galileis, vor allem aber die kopernikanische Lehre von der Bewegung der Erde unbedingt herauslassen, statt dessen empfahl er, daß mehrere Mathematiker Beschwerde gegen den wutentbrannten Mönch wegen Schmähung ihres Berufes und ihrer Person erheben sollten.

Galilei fühlte sich durch die Nachricht aus Rom sehr niedergeschlagen. Er kannte Cesi gut und wußte, daß dieser ein begeisterter Anhänger des wissenschaftlichen Fortschritts und der freien Forschung war, zugleich auch sein ehrlicher Freund, der seine Freundschaft nicht wegen unangenehmen Dingen verleugnete. Wenn Cesi ihm also in diesem Sinne geschrieben hatte, dann nicht, weil er sich vor einer für ihn peinlichen Sache drücken wollte, sondern weil er unter den gegebenen Umständen keine andere Möglichkeit sah.

In der Beurteilung seines römischen Freundes ging er auch nicht fehl. Einige Monate später kam vom Präsidenten der Aka-

demie der Luchse ein weiterer Brief, worin dieser die Lage schon viel zuversichtlicher einschätzte. Er berichtete von dem neapolitanischen Priester Foscari, der als Entgegnung darauf, daß man Galilei der Ketzerei beschuldigte, eine eingehende Abhandlung geschrieben habe, in der er darlegte, daß es gegen die kopernikanische Lehre von der Drehung und Kreisung der Erde vom theologischen Gesichtspunkt nichts einzuwenden gäbe. Da Foscari ein gelehrter Pater sei, der sich allgemeiner Achtung erfreute, habe seine Abhandlung in Rom ein großes Echo gefunden und die Feinde der neuen Physik ziemlich stark getroffen. Am besten wäre es, schlußfolgerte Cesi in seinem Brief, wenn Galilei persönlich nach Rom käme, um die zuständigen kirchlichen Behörden von der Richtigkeit seines Standpunktes zu überzeugen. Ein solches Unterfangen versprache jetzt sicheren Erfolg.

Galilei ergriff die Gelegenheit mit beiden Händen. Wieder wurde die Hoffnung in ihm wach, daß es ihm gelingen würde, Rom für die kopernikanische Weltauffassung zu gewinnen. Konnte er die Reise jetzt doch unter viel günstigeren Umständen antreten als vor vier Jahren. Diesmal vermochte er mit der berechtigten Entrüstung eines grundlos beleidigten Gelehrten aufzutreten, hatte in Foscari einen Verbündeten gefunden und baute auf die Empfehlung Cesis, der den Zeitpunkt für geeignet hielt.

Der junge Großherzog Cosimo, bei dem sich Galilei zur Audienz meldete, um ihn von seinen Reiseplänen zu unterrichten, fand den Gedanken ebenfalls ausgezeichnet, und er sicherte seinem Hofmathematiker jede Unterstützung zu. Einesteils empfand er Zuneigung für seinen einstigen Lehrer, und andernfalls war es ihm auch als Herzog nicht gleichgültig, wie sich Galilei aus dieser Affäre zog. Die Selbständigkeit seines Staates und die Herrschaft seiner Familie hingen im Endergebnis von der Gunst der päpstlichen Macht ab, und es wäre ihm sehr unangenehm gewesen, wenn man einen Gelehrten seines Hofes zum Ketzer stempelte. Außerdem war das Wirken Galileis und sein Aufenthalt in Florenz ein berechtigter Stolz der Medici,

was unter anderem auch auf den Namen zurückging, den der Astronom seinerzeit den Monden des Jupiters gegeben hatte. Der Großherzog hatte also jeden Grund, Galilei für seine Reise Erfolg zu wünschen. Er stellte dem einundfünfzigjährigen Gelehrten eine Sänfte, die erforderlichen Träger und einen Diener für die Reise zur Verfügung. Guiccardini, der Gesandte des Großherzogtums in Rom, aber erhielt Anweisung, den Gast im Palast der Gesandtschaft in der Trinità dei Monti einzuquartieren und mit Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit mit mehr Bequemlichkeit als üblich zu versehen. Man solle auch dafür Sorge tragen, daß außer dem mit ihm eintreffenden Diener ständig ein Schreiber und ein Lakai zu seiner Verfügung stünden.

In den ersten Januartagen des Jahres 1616 traf Galilei in Rom im toskanischen Gesandtschaftspalast ein. Er hatte das Gefühl, berechnete Hoffnungen auf Erfolg zu haben, und teilte dies auch am ersten Abend dem Gesandten mit.

„Ich bin nicht so sicher, ob Eure Reise richtig war und ob sie den gewünschten Erfolg bringen wird“, meinte Guiccardini skeptisch. „Jedenfalls wäre es angebracht gewesen, vor Antritt der Reise entsprechende Informationen aus Rom einzuholen.“

„Entsprechende Informationen? Aber das ist doch geschehen! Cesi hat mir geschrieben, daß Hoffnung auf Erfolg besteht.“

„Herzog Cesi? Es freut mich sehr, daß er die Situation so rosig sieht. Aber ich glaube, für einen florentinischen Bürger hätte es auch eine andere Person gegeben, bei der er sich hätte erkundigen können.“

„Jemand anders? Wer? Ich bin Mitglied der Akademie der Luchse, seit fünf Jahren werden alle meine Arbeiten von der Akademie herausgegeben, auch die, die im Endergebnis diese Angelegenheit ins Rollen gebracht haben. Herzog Cesi ist Gründer und Präsident der Akademie. Ist es da nicht natürlich, daß ich mich an ihn gewandt habe?“

„Ich an Eurer Stelle hätte es für ebenso natürlich gehalten, mich an die toskanische Gesandtschaft zu wenden“, antwortete Guiccardini gekränkt. „Ich denke, die Aufgabe des Gesandten

besteht auch darin... Selbstverständlich liegt mir die Absicht fern, die Handlungen unseres großherzoglichen Herrn zu kritisieren, aber wenn ich jetzt nicht hier, sondern in Florenz im Amt wäre, dann hätte ich gewagt, Seiner Hoheit zu empfehlen, sich erst an unseren römischen Gesandten um Information zu wenden.“

„Ich kenne in dieser Hinsicht die Gepflogenheiten am Hofe nicht...“

„Ich weiß. Es wäre auch nicht Eure Aufgabe gewesen.“

„Und wenn man von Euch Erkundigungen eingeholt hätte“, fuhr Galilei fort, „welche Antwort hättet Ihr darauf gegeben?“

„Welche Antwort? Ich glaube, ich hätte von der Reise abgeraten. Und wenn es doch dazu gekommen wäre, hätte ich Euch darauf aufmerksam gemacht, sie nicht mit allzu großen Hoffnungen anzutreten.“

„Und warum seht Ihr so schwarz?“

„Ich sehe nicht schwarz. Ich kenne nur die Lage in Rom, und ich kenne die Stimmung auch in Florenz.“

„In Florenz? Was hat das mit meiner Angelegenheit zu tun?“

„Sehr viel“, antwortete Guiccardini, augenscheinlich schon wesentlich sanfter gestimmt. „Die Lage in Florenz hat sehr viel damit zu tun... Unser großherzoglicher Herr ist noch sehr jung, nicht wahr?“

„Er ist neunzehn Jahre alt“, antwortete Galilei.

„Stimmt. Demzufolge verfügt er noch nicht über ausreichende Erfahrung in der Erledigung der Regierungsgeschäfte, aber auch nach der Natur der Dinge haben die Ansichten der Herzogin in Regierungsfragen ein entscheidendes Gewicht.“

„Die Ansichten seiner Gemahlin? Aber sie ist doch...“

„Nein!“ Guiccardini lächelte überlegen. „Seiner Mutter, der Großherzogin Cristina. Die Politik der Medici war immer darauf gerichtet, in möglichst bestem Einvernehmen zum päpstlichen Hof zu stehen. Das ist verständlich, nicht wahr?“

„Natürlich. Aber es geht doch jetzt nicht darum...“

„Hört mich erst bis zu Ende an!“ unterbrach der Gesandte seinen Gast. „Großherzogin Cristina vertritt diesen Standpunkt

noch in verstärktem Maße. Ich erhalte ständig Anweisungen in diesem Sinne.“

„Auch die Großherzogin schickt Euch Anweisungen?“

„Das ist jetzt Nebensache!“ wehrte Guiccardini die Frage ab, und sein Gesicht zuckte verärgert. „Es kommt vielmehr darauf an, daß meine Aufgabe nicht darin besteht, am päpstlichen Hof in irgendeiner Frage den Bogen zu überspannen. Wir können hier nur das erreichen, wozu der Vatikan bereitwillig seine Zustimmung gibt.“

Galilei lachte auf.

„Aber, lieber Guiccardini, Ihr verkennt das Ziel meiner Reise völlig, wenn Ihr annehmt, daß ich den päpstlichen Hof zum Kampf herausfordern oder ihn gar bedrohen will. Womit sollte ich das auch tun? Mir stehen keine anderen Waffen zur Verfügung als die Wissenschaft, der nüchterne Verstand und die Wahrheit. Ich hoffe, daß das genügt. Ich will niemanden zwingen, nur überzeugen.“

„Das ist es, was Euch nicht gelingen wird!“

„Mir soll es nicht gelingen, jemanden von der Wahrheit zu überzeugen?!“

„Nein, wenn der Betreffende sich nicht überzeugen lassen will und die Macht dazu besitzt, seinen Willen durchzusetzen.“

„Aber warum sollte er es nicht wollen?“

„Weil dies Eure Wahrheit ist und vielleicht auch die Wahrheit der Astronomie. Davon verstehe ich nichts. Aber es ist keineswegs die Wahrheit der Kirche und vor allem nicht die von Papst Paul V. Kennt Ihr Paul V.?“

„Auf keinen Fall so gut wie Ihr.“

„Hört zu! Soeben habt Ihr gesagt, Eure Waffe sei die Wissenschaft und die Wahrheit.“

Der Gelehrte nickte.

„Was die Wahrheit betrifft, habe ich Euch schon gesagt, daß dies Eure Wahrheit ist und nicht die von Papst Paul V. Was aber die Wissenschaft betrifft, nun, Camillo Borghese* pfeift auf die

* Der ursprüngliche Name Pauls V.

Wissenschaft. Nicht nur, daß sie ihn nicht interessiert, er hält sie geradezu für einen gefährlichen Feind. Und er hat damit sogar recht. Denn was hat die Wissenschaft der römischen Kirche bisher gebracht? Kolumbus hat Amerika entdeckt. Und was war das Ergebnis? Das neben dem allerkatholischsten Spanien das Land der anglikanischen Abtrünnigen immer mächtiger wurde. Auf dem Festland zum Glück noch nicht, aber die Meere werden in immer stärkerem Maße von ihren Schiffen beherrscht. Sie haben die große Armada geschlagen, und diese Ketzer brüsten sich dabei noch der Hilfe Gottes: *Deus afflavit et dissipati sunt!** Oder sehen wir uns eine andere große wissenschaftliche Entdeckung an. Ein gewisser Gensfleisch oder Gutenberg, bei denen jenseits der Alpen weiß man nie so recht, was ihr ehrlicher Name ist, hat den Buchdruck mit beweglichen Lettern erfunden. Die Wissenschaft wurde um eine neue Waffe stärker. Nicht wahr, auch Ihr habt von der Waffe der Wissenschaft gesprochen?“ wandte er sich an Galilei.

„So ist es!“

„Aber in wessen Hand wurde sie zur Waffe? In der Hand der Lutheraner und der Helvetier** gegen die allein seligmachende Kirche. Wundert es Euch da noch, daß Papst Paul V. nichts von der Wissenschaft hören will? Die Waffen der Wissenschaft haben der Kirche schwere Schäden zugefügt. Der Heilige Vater richtet daher gegen sie die Wissenschaft der Waffen: das Henkerbeil, den Galgen und den Scheiterhaufen. Wäre man vor genau hundert Jahren mit diesem verdammten Augustinermönch genauso verfahren, dann hätte man gerade noch rechtzeitig verhindern können, daß er seine Thesen an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg schlug.*** Aber solche Thesenan-

* Gott hauchte sie an und zerstreute sie. – Inschrift einer Münze der englischen Königin Elisabeth, die sie anlässlich ihres Sieges auf dem Meer über die Spanier prägen ließ.

** Evangelisch-reformierte Kirche.

*** Martin Luther war ursprünglich Augustinermönch. Am 31. Oktober 1517 schlug er seine Thesen an die Schloßkirche. Damit ging der 31. Oktober als Reformationstag in die Geschichte ein.

schläge darf es nicht noch einmal geben! Darin sieht Paul V. seine Aufgabe. Schon der geringste Verdacht auf Ketzerei genügt, und die Hand der Inquisition schlägt zu!“

„Aber lieber Signore Guiccardini! Von Ketzerei ist doch gar keine Rede...“

„In kirchlichen Kreisen vertritt man allgemein die Auffassung, daß das, was Ihr verkündet, der kopernikanischen Lehre entspricht und im Widerspruch zu den Worten der Heiligen Schrift steht.“

„Den Worten der Heiligen Schrift vielleicht, aber nicht ihrem Sinn! Es kommt doch darauf an, wie man die Worte der Heiligen Schrift auslegt.“

„Seht Ihr? Hier steckt die Ketzerei, das ist schon Ketzerei!“

„Warum sollte das Ketzerei sein?“

„Warum? Da fragt Ihr noch? Soeben haben wir von den lutheranischen und helvetischen Ketzern gesprochen. Und was sagen die? ‚Nimm die Bibel in die Hand, lies sie und lege sie so aus, wie du sie verstehst.‘ Das heißt, daß jeder mit eigenem Kopf denken soll. Begreift Ihr nicht, daß das schlimmste Ketzerei ist? Die Kirche kann nicht zulassen, daß jeder denkt, was er will. Es ist überhaupt nicht richtig, wenn alle denken. Es ist Aufgabe der Kirche zu bestimmen, wer denken und worüber er denken soll. Und auch wie er denken soll. Und da kommt Ihr nach Rom mit der Idee, die Bibel frei auszulegen und frei über alles zu denken. Ganz genau wie ein Protestant!“

„Ihr geht zu weit, Signore Guiccardini. Ich ein Protestant? Das ist lächerlich! Aber ich verstehe gar nicht, wie Ihr zu dieser Schlußfolgerung kommt. Es gibt doch auch Priester, katholische Priester, die genauso denken wie ich. Nämlich, daß die richtige Auslegung der Bibel nicht im Widerspruch zu den kopernikanischen Lehren steht. Nehmen wir beispielsweise Castelli oder auch Foscari. . . Aber unabhängig davon, wenn Kopernikus im Widerspruch zur Bibel stünde, hätte man sein Werk längst auf den Index gesetzt. Ist es doch über siebenzig Jahre her, daß es erschienen ist.“

„Nur hat, lieber Freund, kein Mensch etwas über Kopernikus und die zweifache Bewegung der Erde gewußt, noch weniger darüber gesprochen, ehe Ihr dieses Buch aus der völligen Versenkung und Vergessenheit ausgegraben habt.“

„Ihr vergeßt dabei Kepler. . .“

„Kepler? Was zählt Kepler? Er ist ja auch ein Protestant!“

„Und Foscari?“

„Foscari ist Priester der wahren Kirche, genau wie Castelli. Aber schon in der Bibel ist von verirrtten Lämmern die Rede. . . Ihr geht sehr fehl, lieber Galilei, wenn Ihr den Standpunkt der Kirche nach den Genannten beurteilt. In solchen Fragen sind nicht Foscari und Castelli, sondern einzig und allein die Inquisition und natürlich Seine Heiligkeit, der Papst, berufen, den Standpunkt der Kirche zu vertreten. . . Und sie vertreten ihn unter Umständen auch gegenüber den verirrtten Lämmern. Denkt nur an Giordano Bruno, der ebenfalls Priester war, oder denkt an den Ordensbruder Piccinardi, den man hingerichtet hat, weil er in seiner Biographie über Clemens VII. diesen Papst mit dem blutrünstigen Kaiser Tiberius verglich. Dabei ist das Buch Piccinardis nicht einmal erschienen.“

„Euer Meinung nach, Signore Guiccardini, droht also Castelli, Foscari und mit ihnen auch mir der Scheiterhaufen oder das Henkerbeil?“

„Das habe ich nicht gesagt. Es ist sogar sicher, daß im Augenblick von einer solchen Gefahr keine Rede sein kann. Die Beispiele habe ich nur als Beweis dafür angeführt, wie sehr die private Meinung einzelner katholischer Geistlicher im Widerspruch zum Standpunkt der Kirche stehen kann.“

„Wenn sich der Standpunkt der Kirche nicht ändert.“

„Bitte“, Guiccardini breitete die Arme aus, „ich habe Euch meine Meinung dazu gesagt. Wenn Ihr darauf besteht. . . Ich wünsche Euch viel Glück!“

Galilei bestand in der Tat auf seinem Vorhaben, Rom für das heliozentrische Weltbild zu gewinnen. Nach diesem Gespräch war ihm freilich klar, daß er bei dem toskanischen Gesandten in Rom in dieser Hinsicht kaum auf Unterstützung rechnen

konnte. Aber das hatte er auch ursprünglich nicht erwartet. Auf wen er mit Sicherheit bauen konnte, das war allein Herzog Cesi.

Der Präsident der Akademie der Luchse empfing ihn mit demonstrativer Freundschaft, sogar mit begeisterter Freude.

„Guiccardini sieht die Lage sehr schwarz und schildert sie zu skeptisch“, meinte er, als ihm Galilei von seinem Gespräch mit dem Gesandten berichtete. „Er läßt sich von dem einzigen Gesichtspunkt leiten, keinerlei Unstimmigkeit zwischen Rom und dem Hof in Florenz aufkommen zu lassen. Übrigens trifft er nur mit Diplomaten zusammen, mit Gelehrten sehr selten, und daher kann er die Auffassungen der Gelehrten auch nicht verstehen.“

Ich versichere Euch, lieber Freund, daß Euer Buch über die Sonnenflecken von allen aufrichtigen Anhängern der Wissenschaft mit Begeisterung aufgenommen wurde. Dabei will ich nicht verschweigen, daß das Auftreten der Dominikaner und der Jesuiten wie eine kalte Dusche gewirkt hat, aber die Stellungnahme Foscarinis hat die Waage wieder zu Euren Gunsten geneigt. Foscari ist ein sehr einflußreicher kirchlicher Würdenträger, und sein Auftreten bedeutet, daß die Beschuldigung der Ketzerei reinsten Unsinn ist. Ich will nicht behaupten, daß in kirchlichen Kreisen die Angelegenheit damit schon endgültig entschieden ist, aber Ihr habt damit Eure Sache schon gewonnen. Wäre alles schon entschieden, dann bliebe ja für Euch nichts mehr zu tun. Ich wage zu behaupten, daß im Augenblick die Bedingungen für die neue Physik sehr günstig sind. Diese Gelegenheit muß man nutzen und das Eisen schmieden, solange es heiß ist.“

„Ich hatte Euren Brief in diesem Sinne verstanden, und deshalb bin ich nach Rom gekommen. Freilich, die Darlegungen unseres Gesandten waren nicht gerade geeignet, meine Zuversicht zu stärken. Um so mehr freut es mich, daß Ihr die Lage ganz anders seht.“

„Das beste wäre meiner Ansicht nach, wenn Ihr in einem engeren Kreis, nicht nur in einem, sondern in mehreren kleinen

Kreisen, in Form freundschaftlicher Gespräche Ausführungen über die kopernikanischen Lehren machtet und dabei die von Euch entdeckten Beweise erwähntet und zum Ausdruck brähtet, daß all das nicht im Widerspruch zur Bibel steht. Natürlich muß man diese engen Freundeskreise so auswählen, daß in jedem einflußreiche Männer vertreten sind, deren Wort am päpstlichen Hof Gewicht hat. Wir müssen sie für uns gewinnen, und das ist Eure Aufgabe. Aber ich habe Euch schon einige Male sprechen hören, kenne auch Euer wissenschaftliches Rüstzeug, so daß ich in dieser Hinsicht keinerlei Zweifel oder Befürchtungen hege. Den ersten Teil der Angelegenheit aber, die Einberufung der erwähnten Gesellschaften, übernehme ich.“

„Ich bin Euch sehr zu Dank verpflichtet.“

„Die Angelegenheit wird nicht so schwierig. Wie gesagt, die Debatte ist noch nicht entschieden, die kopernikanische Lehre und ihr Verkünder haben noch Feinde in Rom. Aber selbst diese Gegner sind neugierig auf Euch und werden daher gern kommen, von Euren Freunden ganz zu schweigen.“

Cesi stand zu seinem Versprechen, und der Mathematiker aus Florenz erhielt binnen kurzer Zeit eine ganze Anzahl von Einladungen in vornehme römische Paläste, um dort über seine neuen Entdeckungen und die daraus resultierenden Schlußfolgerungen zu sprechen.

Die Gäste setzten sich hauptsächlich aus Gelehrten, aus einflußreichen römischen Aristokraten und hochgestellten kirchlichen Würdenträgern zusammen. Galilei konnte schon alsbald einen zuversichtlichen Brief an Picchena, den Nachfolger des Staatssekretärs Vinta, nach Florenz schicken.

„... Nacheinander erhalte ich Einladungen von den ersten römischen Familien, zum Beispiel von den Cesarinis, den Ghislieris und anderen. Überall werde ich von einem großen Kreis empfangen, und alle interessieren sich für die neue Physik. Ich sage es nicht aus Überheblichkeit, aber ich habe das Gefühl, daß nur wenige die Zusammenkünfte verlassen, ohne von der Wahrheit der zweifachen Bewegung der Erde überzeugt zu sein. Das

fördert natürlich den Triumph der Sache auch am päpstlichen Hof.

Dieser Tage war in einer Gesellschaft auch Kardinal Maffeo Barberini zugegen, den ich von meinem früheren Besuch in Rom her kenne und sehr verehere. Mit großer Aufmerksamkeit hörte er sich meine Darlegungen an, und anschließend unterhielten wir uns lange. Es war auch vom Standpunkt der Kirche die Rede und davon, ob die neuen Lehren im Widerspruch zur Heiligen Schrift stünden.

Zu meiner größten Freude hat er folgende Lösung vorgeschlagen: Man wird sich in dieser Frage an Foscari wenden und seine Antwort den Zuständigen unterbreiten. Das ist gleichbedeutend damit, daß ich schon gewonnen habe, denn Foscari hat sich bereits geäußert, und zwar ganz in meinem Sinne, das heißt, er hat sich für das kopernikanische Weltbild ausgesprochen und dabei auch dargelegt, daß dieses der richtigen Auslegung der Bibel nicht widerspreche...“

Zur selben Stunde schrieb in einem anderen Zimmer des Palastes in der Trinità dei Monti auch der Gesandte Guiccardini einen Brief, ebenfalls an den Staatssekretär Picchena.

„... Galileo Galilei verschlechtert, seitdem er hier ist, seine Lage immer mehr. Ich habe ihn vergebens gemahnt, er verfolgt starrsinnig sein Ziel nach seinem eigenen Kopf und nach seinen irrigen Vorstellungen. Er glaubt, wenn er mit seinen Vorträgen ganz Rom auf die Beine bringt, fördere er damit seinen Erfolg am päpstlichen Hof. Im Gegenteil, er beschwört den Zorn seiner Feinde, hauptsächlich der Jesuiten und der Dominikaner, noch mehr gegen sich herauf. Und deren Worte fallen in Rom sehr gewichtig in die Waagschale. Nach Informationen von gut unterrichteter Stelle hätte die Inquisition Galilei schon längst verurteilt, wenn dem nicht politische Erwägungen entgegenstünden. Namentlich an der Kurie schätzt man die Treue des Medici-Hauses sehr hoch, und deshalb zögert man natürlich, den Hofmathematiker des Hauses zum Ketzer zu stempeln. Wenn jedoch

Galilei noch lange hierbleibt, könnte er auch dieses Verhältnis trüben. Deshalb halte ich es sowohl im Interesse des Hauses Medici als auch im Interesse Galileis für wünschenswert, wenn Seine Hoheit ihn so schnell wie möglich nach Florenz zurückriefe, ganz zu schweigen davon, daß mir dieser Schritt zahlreiche peinliche Situationen ersparen würde.“

„Seine Eminenz Bellarmino!“ rief von der Tür her der päpstliche Sekretär, ein glattrasierter Jesuitenmönch in einer schwarzen Kutte.

Der Kardinal erhob sich aus dem gelben Brokatsessel und ging auf die bronzebesetzte mächtige Eichentür zu. Der Sekretär öffnete ihm die Tür und schloß sie von außen wieder. Wenn der oberste Kardinal der Inquisition zum Papst kam, durfte nicht einmal er zugegen sein, nur wenn man ihn ausdrücklich hinzuzog.

„Ihr habt um eine Audienz gebeten. Worum geht es?“ empfing der Papst Bellarmino.

„Um die Angelegenheit Galileis.“

Der Papst kniff die Lippen zusammen, dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

„Es ist nicht die Angelegenheit Galileis, es ist die Angelegenheit der kopernikanischen Lehre.“

„Ich finde, beide sind jetzt nicht mehr voneinander zu trennen.“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Wir werden sehen. Vorerst behandeln wir sie getrennt!“

„Wie Eure Heiligkeit wünschen.“

„Also? Habt Ihr die Stellungnahme Foscarinis erhalten?“

„Ja.“

„Und?“

„Ich weiß nicht, wozu dieses Gutachten notwendig war. Die Ansicht Foscarinis war im voraus bekannt. Seiner Ansicht nach besteht kein Widerspruch zwischen der zweifachen Bewegung der Erde und der richtigen Auslegung der Heiligen Schrift.“

„Ich kenne die Ansicht Foscarinis. Und welchen Standpunkt vertritt das Heilige Offizium?“

„Daß die Ansicht Foscarinis Ketzerei ist und zur Quelle unermesslich vieler weiterer Ketzereien werden kann.“

Der Papst nickte zustimmend, was Bellarmino als Ermächtigung auffaßte fortzufahren.

„Wenn wir in dem Punkte nachgeben, daß die Kirchenväter die Heilige Schrift an dieser Stelle falsch ausgelegt haben, wo es heißt, daß die Sonne auf- und untergeht, dann kann ihre Auslegung auch an anderen Stellen falsch sein. Wenn wir in einem einzigen Punkt von den Worten der Schrift abweichen, dann werden wir sie in keinem anderen Punkt verteidigen können. Und wenn wir anerkennen, daß die Kirchenväter sich geirrt haben können, wer ist dann unfehlbar? Wenn wir in dieser einzigen Frage zurückweichen, öffnen wir dem Zweifel Tür und Tor, und was noch schlimmer ist, dem Destruktivismus*, dem Teufel des Protestantismus.“

Der Papst nickte wieder.

„So sehe ich es auch.“

Bellarmino fuhr noch schwungvoller fort:

„Aber warum müssen wir eingestehen, daß wir die Bibel nicht verstehen, daß die Kirchenväter sie nicht verstanden haben, wo doch gar kein Grund für ein solches Eingeständnis besteht? Die Heilige Schrift wird von jenen falsch verstanden oder ausgelegt, die der Meinung sind, daß die neue Lehre von der Bewegung der Erde mit der Bibel im Einklang steht. Denn wir irren nicht! Sagte doch schon König Salomo in der Bibel: ‚Die Sonne geht auf, und die Sonne geht unter und eilt an ihren Ort, wo sie aufgeht.‘ (Buch Prediger I. Teil. Prolog 5.) König Salomo aber war wie sein Beiname weiser Salomo schon besagt, der weiseste unter allen Menschen, er kann sich also nicht geirrt haben. Demzufolge können auch jene nicht irren, die wiederholen, was er behauptet hat. Es gibt nur einen Irrtum, und das ist die Behauptung, daß sich die Erde bewegt. Es ist ein Irrtum und eine Ketzerei. Dagegen müssen wir vorgehen, wie es die weise Tradition unserer Kirche gebietet, um die Reinheit unseres erhabenen Glaubens zu schützen. Man muß die Ketzer und die Ketzerei mit Stumpf und Stiel ausrotten.“

* Die Neigung zur Zerstörung des Ansehens.

Der Kardinal schwieg und richtete den Blick auf den Papst. Dieser schaute ihn mit wohlwollendem Lächeln an.

„Nicht jeder ist notgedrungen ein Ketzer, der Ketzerei verkündet.“

Bellarmino hob überrascht den Kopf.

„Wer ist dann ein Ketzer?“

„Nur der, der eine Ketzerei bewußt verbreitet und sich verstockt darauf versteift. Es kann aber welche geben, die sich nur verirrt haben. Wenn sie ihre Verfehlung bereuen, sich bekehren, wird ihnen unsere heilige Kirche vergeben.“

„Freilich kann es auch gutgläubige Verirrte geben“, pflichtete der Großinquisitor bei. „Hauptsächlich einfache Menschen, die die Bedeutung ihrer Handlungen und ihrer Worte nicht ermessen können. . . . Wenngleich ich selbst bei ihnen derartige Entschuldigungen für leere Ausrede halte. Auf keinen Fall trifft das aber für Galilei zu. Schließlich ist er einer der bekanntesten Gelehrten unserer Zeit, von dem man schwer annehmen kann, daß er sich über die Bedeutung seiner Worte nicht im klaren ist. Galilei ist ein bewußter und verstockter Ketzer, gegen den. . .“

„Ich habe gesagt“, fiel der Papst Bellarmino ins Wort, „daß wir die Person Galileis und die Angelegenheit der kopernikanischen Lehre möglichst auseinanderhalten wollen.“

„Aber das ist doch unmöglich. Er ist es, der die Lehre am lautesten verkündet. Und unabhängig davon haben wir genügend Gründe, ihn der Ketzerei zu bezichtigen. Selbst wenn wir annehmen, daß er keinerlei Beziehungen zu Cremonini hatte, so steht es doch zweifellos fest, daß er während seines Aufenthalts in Padua enge freundschaftliche Beziehungen zu Sarpi unterhielt. Meiner Ansicht nach genügt das schon. . .“

„Wollt Ihr nicht begreifen, daß wir ein Verfahren gegen Galilei nicht für wünschenswert halten?“ unterbrach der Papst den Kardinal zum zweitenmal voller Ungeduld. „Gerade eben haben Euer Eminenz gesagt, er sei einer der bekanntesten Gelehrten unserer Zeit, dessen Ruf – das ist mir bekannt – weit über die Alpen hinausreicht. Wäre es da eine politische Tat unsererseits,

hart gegen ihn vorzugehen, damit die Ketzer jenseits der Berge sagen könnten: Seht, Kepler kann nichts passieren, aber diesem Galilei!... Ganz zu schweigen davon, daß wir, wenn wir Galilei zum Ketzer stemmeln, damit natürlich auch unseren lieben Sohn Cosimo de Medici trafen, der dies überhaupt nicht verdient hat... Ihr im Heiligen Offizium vergeßt immer, daß der päpstliche Hof nicht nur die seelischen Belange, sondern auch die weltlichen berücksichtigen muß.“

Bellarmino neigte das Haupt.

„Wie Euer Heiligkeit befehlen. Was also soll mit Galilei geschehen?“



„Man muß seinen Fall möglichst getrennt von der ketzerischen Lehre behandeln, wie ich schon sagte. Man muß ihm Gelegenheit geben, sich von ihr loszusagen.“

„Er soll sie öffentlich abschwören!“

„Vorerst ist nicht einmal das notwendig. Wir werden als erstes feststellen, daß die Lehre Ketzerei ist. Freilich, mit dem Gutachten Foscarinis ist das schlecht möglich. Aber warum sollte uns die Meinung Foscarinis binden? Er ist ja gar nicht zuständig dafür. Wir werden den Qualifikatoren des Heiligen Offiziums die Frage stellen. Man könnte sie vielleicht so formulieren: Was ist Eure Meinung darüber, daß 1. die Sonne der Mittelpunkt der Welt ist und sie demzufolge ihren Platz nicht verändert; 2. die Erde nicht Mittelpunkt der Welt ist, nicht unbeweglich ist, sondern sich bewegt und sich täglich auch um sich selbst dreht? Die Qualifikatoren des Heiligen Offiziums werden erklären, daß beide Behauptungen vom philosophischen Standpunkt töricht sind und formal ketzerisch, da sie den Buchstaben der Bibel sowie den Auslegungen der Kirchenväter und der gelehrten Theologen widersprechen.“

„Natürlich werden sie das erklären“, nickte Bellarmino ergeben.

„Danach laßt Ihr Galilei zu Euch rufen und sprecht im aller-väterlichsten Ton mit ihm, teilt ihm die Stellungnahme der Qualifikatoren des Heiligen Offiziums mit und fordert ihn auf, seinen irrigen Standpunkt aufzugeben.“

„Nur das? Nichts weiter? Keine öffentliche Sühne?“

„Vorerst ist das überflüssig.“

„Und wenn er nicht geneigt ist, seine Meinung aufzugeben?“

„Das wäre etwas anderes. Aber das glaube ich nicht. Sollte er wider Erwarten nicht dazu bereit sein, dann erteilt Ihr ihm im Beisein eines Notars und vor Zeugen den Befehl, daß er die kopernikanische Lehre voll und ganz aufzugeben hat und künftig keine derartige Meinung lehren noch verteidigen oder behandeln darf. . . Dazu schreitet Ihr aber erst, wenn die erste Mahnung fruchtlos bleiben sollte.“

„Ich verstehe. Und was soll geschehen, wenn er sich auch damit nicht abfindet?“

„Dann droht ihm damit, daß er eingekerkert wird. . . Aber das wäre im Augenblick nicht wünschenswert, und ich glaube auch nicht, daß sich die Sache so zuspitzen wird. Schließlich kann man Galilei durch jemanden, der ihm ehrlich wohlgesonnen ist, im voraus warnen lassen, daß sich seine Lage durch ein Widersetzen nur verschlechtere. Und wohlwollende Freunde hat Galilei im Vatikan genug“, schloß der Papst lächelnd.

„Ich verstehe, Heiliger Vater. Dann also?“

„Die Qualifikatoren erhalten die Fragen in ein, zwei Tagen. Ihre Antwort geht an Eure Eminenz mit der Weisung, wie Ihr vorzugehen habt. Dann laßt Ihr den Mathematiker aus Florenz zu Euch rufen, wie wir das besprochen haben. Sollte Galilei jedoch Schwierigkeiten machen und sich auf die erste Mahnung hin nicht mit dem Beschluß abfinden, dann meldet Ihr Euch erneut zur Audienz. Das will ich jedoch nicht hoffen. Geht aber alles in Ordnung, dann erstatten Euer Eminenz zur nächsten Kongregation des Heiligen Offiziums Bericht. Sie wird über das weitere beschließen“, sagte der Papst und deutete durch eine Geste an, daß die Audienz beendet sei.

„Alles wird nach dem Willen Euer Heiligkeit geschehen.“ Der oberste Kardinal der Inquisition verneigte sich und ging.

Zwei Tage später suchte der Gesandte Guiccardini mehrmals seinen vornehmen Gast in dessen Zimmer, fand ihn aber nicht. Schließlich wies er das Personal an, ihm gleich zu melden, wenn der Hofmathematiker Seiner Hoheit zurückkehrte, selbst wenn es zu nächtlicher Stunde wäre.

Es war zwar noch nicht Nacht, aber immerhin schon recht spät, als Lorenzo, der Lakai, an der Tür des Gesandten klopfte.

„Signore Galilei ist soeben gekommen.“

„Sagt ihm Bescheid, daß ich ihn in einer wichtigen Angelegenheit aufsuchen möchte. Jetzt gleich.“

Der Diener kehrte schnell zurück, und Guiccardini betrat einige Minuten später das Zimmer des Gelehrten.

„Verzeiht, daß ich Euch zu so später Stunde störe, aber tagsüber habe ich Euch mehrfach vergebens gesucht.“

„Ich befand mich auf einer Zusammenkunft der Akademie

der Luchse. Ich bitte um Nachsicht, wenn ich ungewollt Euren Tagesablauf gestört habe.“

„Davon kann keine Rede sein, nur möchte ich in einer wichtigen und dringenden Angelegenheit mit Euch sprechen. Es ist besser, dergleichen nicht hinauszuschieben.“

„Ihr macht mich immer neugieriger. Verfügt über mich.“

Der Gesandte begab sich auf Zehenspitzen zur Tür und riß sie plötzlich auf. Aber hinter der Tür stand niemand. Lächelnd sagte er zu Galilei:

„Vorsicht kann nie schaden. Man soll niemandem übermäßig trauen.“

Der Gelehrte antwortete nicht, sah seinen Gastgeber nur fragend an.

„Ich möchte nicht, daß Ihr mich mißversteht, denn es geht um Fragen, die Euch direkt berühren. Ich will mich durchaus nicht in Eure Angelegenheiten mischen und Euch auch jetzt nur einige Mitteilungen machen. Hierzu verpflichtet mich nicht nur die ausdrückliche Anweisung, die ich von unserem großherzoglichen Herrn erhalten habe und die mir gebietet, Euch in allem behilflich zu sein, sondern auch das aufrichtige, heiße Interesse, das ich persönlich für Eure Angelegenheit aufbringe.“

Galilei antwortete mit einem höflichen Lächeln.

„Bisher hatte ich zwar nicht viel Glück bei Euch mit meinen Ratschlägen, die von tiefster Überzeugung und reinsten Hilfsbereitschaft bestimmt waren“, fuhr Guiccardini fort, „denn Ihr habt lieber den Weg gewählt, den Euch andere hiesige Freunde empfohlen haben: Ihr habt eine Reihe von Vorträgen gehalten, um die öffentliche Meinung auf Eure Seite zu bringen. Das Ergebnis war leider, wie ich aus sehr zuverlässiger Quelle erfuhr, nur das, was ich im voraus befürchtet hatte, nämlich, daß Ihr sehr einflußreiche kirchliche Kreise noch mehr gegen Euch aufgebracht habt.“

„Ich habe eigentlich ganz gegenseitige Erfahrungen gemacht. Sehr einflußreiche kirchliche Persönlichkeiten erweisen der Lehre von der zweifachen Bewegung der Erde allergrößte Aufmerksamkeit.“

„Das kann schon sein“, antwortete der Gesandte. „Heute noch. Aber seht Euch in einer Woche um. Von diesen vornehmen kirchlichen Persönlichkeiten werdet Ihr dann keinen einzigen in Eurer Gesellschaft finden.“

„Warum? Was wird in einer Woche sein?“

„Gerade darüber möchte ich mit Euch sprechen. Ihr habt freilich, wie wir wissen, in Rom auch andere Freunde, sehr vornehme Edelleute und Gelehrte, die Euch ganz und gar anders informieren als ich. Woher solltet Ihr wissen, wem Ihr glauben könnt? Wie die meisten Menschen in solchen Fällen, verzeiht mir meine Offenheit, glaubt auch Ihr an das, was zu glauben Euch angenehmer ist. Aber wenn ich Euch unzweifelhafte Beweise bringe, daß meine Informationen richtig sind und Ihr vergebens auf die Anerkennung der kopernikanischen Lehre hofft, werdet Ihr mir dann glauben?“

„Vor unzweifelhaften Beweisen verneige ich mich stets. Nur kann ich mir nicht vorstellen, worin diese Beweise bestehen sollen.“

„Wenn ich Euch zum Beispiel im voraus sage, was sich in dieser Frage in nächster Zukunft ereignen wird und all das auch wirklich eintrifft.“

„Das wäre unleugbar ein Beweis Eurer Wohlinformiertheit.“

„Und wenn Ihr Euch auf diese Weise von der Richtigkeit meiner Informationen überzeugen könntet, würdet Ihr dann in Eurem Interesse, aber auch in meinem und dem des großherzoglichen Hofes in Toskana meinen Rat annehmen, der auf ähnlicher Wohlinformiertheit beruht?“

„Wenn dieser Rat nicht meiner Überzeugung widerspricht und...“

„Glaubt mir, Signore Galilei, ich werde Euch keinen Rat geben, dessen Annahme für Euch unmöglich ist.“

„Bitte“, sagte Galilei, „vielleicht wäre es besser, wenn wir uns nicht so allgemein unterhielten, sondern wenn Ihr klipp und klar sagt, um was es geht.“

„Ihr habt recht. Das wird in der Tat das beste sein“, stimmte Guiccardini zu. „Also: Innerhalb aller kürzester Zeit, vielleicht

schon morgen oder übermorgen wird Kardinal Bellarmino Euch zu sich rufen lassen.“

„Der Kommissar des Heiligen Offiziums?“ fragte Galilei betroffen.

„Ja. Er wird sehr freundlich sein und Euch das Gutachten der Qualifikatoren mitteilen, wonach die Lehre von der Bewegung der Erde Ketzerei ist.“

„Aber das stimmt doch gar nicht!“ widersprach der Gelehrte.

„Bitte, wir wollen jetzt nicht darüber diskutieren! Ich teile Euch nur mit, was nach meinen Informationen aus völlig zuverlässiger Quelle“, diese Worte sprach er betont und mit Nachdruck, „geschehen wird. Ob das Gutachten stimmt oder nicht, das erklärt nicht mir, sondern dem Kardinal!... Das heißt, erklärt es ihm auf gar keinen Fall, nicht um alles in der Welt! Ganz im Gegenteil, sagt gar nichts! Ebendeshalb mußte ich heute mit Euch sprechen, um Euch darauf vorzubereiten. Widersprecht ihm nicht um alles in der Welt... Bellarmino wird Euch also mitteilen, daß die Lehre Ketzerei ist und daß Ihr sie aufgeben müßt... Ich bitte Euch inständig, antwortet darauf, Ihr werdet als gehorsamer und treuer Sohn der Kirche diese Entscheidung zur Kenntnis nehmen und Euch damit abfinden. Tut Ihr das nicht, dann hätte dies sehr schwere Folgen für Euch.“

„Was für Folgen?“

„Man könnte Euch in den Kerker der Inquisition werfen.“

„In den Kerker?“ fragte der Gelehrte entsetzt. „Nein, nein, das glaube ich nun doch nicht.“

„Ihr braucht mir gar nichts zu glauben“, erwiderte der Gesandte kühl. „Ich habe Euch gebeten, meinen Rat zu befolgen, wenn Ihr Euch davon überzeugt habt, daß meine Informationen richtig sind. Also bis Ihr meinen Rat befolgen müßt, geschieht noch sehr viel. Wenn Euch Bellarmino tatsächlich zu sich rufen läßt, wenn er Euch tatsächlich die Ansicht der Qualifikatoren mitteilt, wenn danach die fragliche Lehre tatsächlich als Ketzerei abgestempelt wird, wenn der Kardinal Euch tatsächlich auffordert, diese Lehren aufzugeben, dann habt Ihr Euch vielleicht überzeugt...“

„... daß Eure Informationen richtig sind.“

„So ist es. Und Ihr habt dann Grund anzunehmen, daß auch die weiteren Informationen genauso richtig sind, folglich, wenn Ihr nicht im Kerker der Inquisition landen wollt...“

„Dann soll ich Euren Rat annehmen und mich Bellarmino beugen.“

Guiccardini nickte stumm. Dann überlegte er es sich und sagte:

„Nicht Bellarmino, sondern der Kirche.“

Galilei starrte nachdenklich vor sich hin. Er strich sich ein oder zweimal über den Bart, dann stand er auf und ging mit langsamen Schritten einige Male im Zimmer auf und ab.

„Und was heißt, ich gebe die Lehren auf? Wenn ich dies auf die erste Aufforderung hin erkläre, wird man mir dann glauben, daß ich in der Tat aus innerer Überzeugung all das verleugne, was ich anhand von Beobachtungen in schlaflosen Nächten und an vielen Tagen, nach dem Grübeln langer Monate erkannt habe? Wofür ich meine Gesundheit geopfert habe. Schaut: Meine Augen tränen fortwährend, weil ich mit ihnen in die glühende Sonne geschaut habe. In den Beinen habe ich ständiges Reißen von den kalten Nächten, die ich im Freien verbracht habe, um den Himmel beobachten zu können. Und jetzt soll ich auf ein einziges Wort sagen: All das ist nicht wahr! Wird man da glauben, daß ich es ehrlich meine?“

Guiccardini lächelte still.

„Ins Herz kann man niemandem sehen. Ob wir jemanden für offen und ehrlich halten, das hängt sehr häufig davon ab, ob wir ihn dafür halten wollen. Euch wird man es glauben, weil man es glauben will. Das Interesse Roms verlangt es, daß ein namhafter Gelehrter, wie der Hofmathematiker der Medici, ein gehorsamer Sohn der Kirche ist. Und wenn Ihr das nicht mit aller Gewalt verhindert, dann wird es so!“

Galilei starrte nachdenklich in eine Ecke des Zimmers. Dann fragte er erneut:

„Aber was bedeutet es, daß ich die kopernikanische Lehre aufgeben soll? Ihr selbst habt gesagt, daß man niemandem ins

Herz sehen kann. Wenn man will, wird man es mir glauben, wenn nicht, dann nicht.“

„Ich habe aber auch gesagt, daß man es Euch glauben will. Natürlich müßt Ihr das möglich machen. Ihr dürft diese Lehren künftig mit keinem Wort in der Öffentlichkeit als wahr verkünden. Soviel bedeutet die Angelegenheit in der Praxis und nicht mehr. . . Aber wenn man Euch in den Kerker der Inquisition wirft, werdet Ihr auch dort keine Möglichkeit haben, eine Lanze für die kopernikanische Lehre zu brechen. Im Endergebnis opfert Ihr also nichts.“

„Darin habt Ihr recht“, erkannte der Gelehrte an.

„Das müßt Ihr doch einsehen?! Und noch eins“, fuhr Guiccardini fort. „Ich glaube, Ihr habt keinen Grund, Euch über unseren erhabenen Herrn zu beschweren.“

„Meint Ihr Großherzog Cosimo? Keineswegs! Wie könnt Ihr dergleichen denken?“

„Ich denke es ja nicht. Und ich denke auch nicht, daß Ihr ihn in eine peinliche Lage bringen möchtet.“

„Um nichts in der Welt!“

„Ebendeshalb solltet Ihr bedenken, wie peinlich es ihm wäre, wenn man seinen Hofmathematiker wegen verstockter Ketzerei in den Kerker stieße. Von mir selbst will ich gar nicht sprechen, in welcher peinlichen Situation mich das brächte. . . Aber wie gesagt, ich verlange von Euch jetzt keinerlei verpflichtende Versprechungen. Es wird sich sehr schnell herausstellen, ob meine Informationen zutreffend sind und ob damit zu rechnen ist, daß sie auch künftig zutreffen. Dann habt Ihr noch immer Zeit, Euch zu entscheiden.“

„Nein, im Kerker möchte ich nicht landen.“ Galilei schüttelte den Kopf.

„Ihr sollt auch nicht dort landen. Das wünscht niemand. Außerdem liegt es einzig und allein an Euch. . . Aber ich glaube, ich habe Eure kostbare Zeit schon über Gebühr in Anspruch genommen. Verzeiht mir!“ Er erhob sich, verneigte sich höflich lächelnd und ging.

Zwei Tage später, am Freitag, dem 26. Februar, erhielt Gali-

lei die Aufforderung, Kardinal Bellarmino aufzusuchen. Die erste Prophezeiung Guiccardinis erwies sich also als vollkommen richtig.

Der Kardinal empfing ihn nicht in seinem Dienstzimmer, sondern in seinen Privatgemächern und brachte damit zum Ausdruck, daß er ihn nicht als einen vorgeladenen Verdächtigten, noch weniger als Angeklagten, sondern als einen eingeladenen Gast betrachtete. Er begrüßte ihn sehr freundlich (auch das hatte Guiccardini vorausgesagt – überlegte der Gelehrte), unterhielt sich mit ihm über dies und jenes und brachte dann das Gespräch auf die zweifache Bewegung der Erde. Galilei beschränkte sich darauf, beide Standpunkte zu erläutern, ohne dabei Stellung zu beziehen.

„Das kopernikanische Weltbild, zu dessen überzeugten Anhängern auch Ihr gehört, wie ich weiß, hat leider einen kleinen Fehler“, bemerkte der Kommissar des Heiligen Offiziums.

„Und zwar?“ fragte Galilei mit gespielter Neugierde, wobei er den eingeschobenen Satz unbeantwortet ließ.

„Sie widerspricht in Buchstaben und Geist der Heiligen Schrift und ist daher als ketzerische Lehre zu betrachten. Dies wird von den Qualifikatoren des Heiligen Offiziums ganz eindeutig festgestellt.“

Er stand auf, trat an den Schreibtisch, nahm ein Schreiben zur Hand und las die Stellungnahme der Qualifikatoren vor.

„Genau wie Guiccardini es vorausgesagt hat“, dachte der Gelehrte bei sich.

„Aufgrund dessen“, fuhr der Kardinal in der Unterhaltung fort, nachdem er das Gutachten auf den Schreibtisch zurückgelegt hatte, „muß ich Euch selbstverständlich auffordern, Abstand von dieser ketzerischen Lehre zu nehmen.“

Er richtete den Blick erwartungsvoll auf Galilei.

„Gehört die Entscheidung einer solchen Frage in die Zuständigkeit der Qualifikatoren des Heiligen Offiziums?“ fragte dieser.

„Natürlich. Das im Jahre 1586 veröffentlichte Edikt des Papstes Sixtus V. überträgt die Überprüfung, ob Ketzerei vor-

liegt, ausdrücklich dem Heiligen Offizium, die Qualifikatoren aber gehören den inneren Organen des Heiligen Offiziums an.“

„Diese Institution ist also das zuständige kirchliche Organ?“

„Das allerzuständigste.“

„Dann verneige ich mich selbstverständlich vor dem Wort der Kirche.“

„Ihr gehorcht also?“

„Ich gehorche.“

„Ihr gebt die ketzerische Lehre auf?“ fragte der Kardinal noch einmal, und Galilei hatte das Empfinden, als würde Bellarmino Widerspruch erwarten. Nun erst recht nicht!

„Ich gebe sie auf!“

„Jene Lehre, die Ihr bisher mit solcher Beredsamkeit verkündet habt?“

„Wenn die Kirche sie als Ketzerei betrachtet. . .“

Der Kommissar des Heiligen Offiziums holte tief Atem, räusperte sich und sagte dann:

„Ihr gebt sie also auf. Nun gut. . . Ich muß sagen, wir haben auch nichts anderes von Euch erwartet. Hauptsächlich der Heilige Vater, der Euch allergütigst zugetan ist. . . Dann sind wir eigentlich auch schon fertig.“

Galilei verneigte sich, was Bellarmino mit einem etwas steifen, kurzen Nicken erwiderte.

Draußen auf der Straße strahlte die Sonne, vom Tevere* her wehte schon ein sanfter, frühlingshafter Wind.

Wie hell hier alles ist! Wie alles glänzt! dachte Galilei, und vor seinen Augen erschien wieder das Bild von dem verhangenen, im Halbdunkel liegenden Empfangszimmer des Kardinals. Ja, hier ist es hell, wiederholte er in Gedanken.

In der Gesandtschaft angekommen, empfing ihn Guiccardini mit fieberhafter Ungeduld.

„Nun, was gab es beim Kardinal?“

* Italienischer Name des Tiber.

„Alles hat sich genauso zugetragen, wie Ihr es vorausgesagt habt.“

„Und Ihr? Wie habt Ihr Euch verhalten?“

„Ich? . . . Ich habe die Wahrheit verleugnet.“

„Gott sei es gedankt!“ sagte der Gesandte und schlug erleichtert die Hände zusammen.

III. EBBE UND FLUT

Eine Woche später erschien das Dekret der Indexkongregation, das neben anderen Anweisungen verfügte, daß die sechs Bücher des Kopernikus „Über die Umläufe der Himmelskörper“ auf den Index gesetzt wurden, bis die darin enthaltenen Fehler beseitigt seien. Der im Druck erschienene Brief des Karmelitermönches Paolo Antonio Foscarini wurde sogar eindeutig verboten und verdammt, ebenso alle anderen Bücher, die besagten, daß die Lehre von der Bewegung der Erde richtig sei und nicht im Widerspruch zur Heiligen Schrift stehe.

Galilei jedoch gab seinen Plan noch immer nicht auf, Rom zur Abänderung seines Standpunktes zu bewegen. Er blieb noch drei volle Monate in der Ewigen Stadt, sprach mit diesem, verhandelte mit jenem und diskutierte mit vielen. Überall empfing man ihn mit großer Ehrerbietung und Freundschaft oder Wohlwollen, auch Kardinal Bellarmino, der ihm eine schriftliche Bescheinigung gab, daß Galilei entgegen manchen Gerüchten keinerlei Eid leisten mußte und daß man ihm keinerlei Buße auferlegt habe. Selbst der Papst empfing den Gelehrten aus Florenz, versicherte ihn seines väterlichen Wohlwollens und seiner persönlichen Hochachtung und teilte ihm gleichzeitig mit, daß, solange er auf dem Stuhle Petri sitze, Galilei keinerlei Gefahr drohe.

Persönlich hatte Galilei also keinen Grund zu irgendwelcher Klage, nur in bezug auf die Änderung des kirchlichen Standpunktes vermochte er keinerlei Erfolg zu erzielen. Guiccardini befürchtete sogar im Gegenteil, er werde durch sein ständiges Wirken ein nicht wieder gutzumachendes Unheil heraufbeschwören, und deshalb konnte der Gesandte Florenz nicht oft genug drängen, den ihm immer unbequemer werdenden Gelehrten nach Hause zu rufen. Das geschah auch endlich, und in der letzten Maiwoche mußte Galilei die Heimreise antreten.

Zu Hause erwartete ihn eine ganze Reihe von Aufgaben. Als erstes mußte er sich nach einer Wohnung umsehen. Denn nach dem Tode Salviat's gab es für ihn in der Villa della Selve kein Bleiben. In Bellosguardo, einer Vorstadt von Florenz, mietete er sich nach kurzem Suchen die Villa Segni. Größere Sorgen bereitete ihm der weitere Werdegang seiner Kinder. Virginia war schon im siebzehnten Lebensjahr, und Livia war auch nicht viel jünger. Schließlich beschloß er, sie in das benachbarte Arcetri zu den Nonnen ins Sankt-Matthäus-Kloster zu geben. Seinen zehnjährigen Sohn Vincenzo behielt er bei sich.

Als bald hatte er all diese Angelegenheiten geregelt, und es gab nichts mehr, was ihn von ernstesten Arbeiten abhalten konnte. In Wirklichkeit hatte ihm auch bisher nicht die Zeit, sondern eher die Lust gefehlt. Vor seiner Romreise hatte er so fest auf einen sicheren Erfolg gehofft, daß ihn der Beschluß der Indexkongregation hart getroffen hatte. Immer wieder kam ihm der Gedanke, ob es nicht das Klügste wäre, mit den Naturwissenschaften völlig zu brechen und sich mit Malerei oder Musik zu beschäftigen. Dabei wußte er natürlich selbst, daß es nicht leicht war, mit weit über die Fünfzig einen neuen Beruf zu beginnen, auch wenn man über noch so ausgezeichnete Fähigkeiten verfügte. Er war nun schon für immer mit der Physik verbunden. Und hier legte man ihm Fesseln an. Er konnte nicht einmal dem Anwalt Ingoli aus Ravenna die passende Antwort geben, der – wie er nachträglich erfuhr – gerade während seines Aufenthaltes in Rom die heliozentrische Weltauffassung und Galilei als ihren wichtigsten Vertreter angegriffen hatte. Was hätte er ihm nach der Verwarnung durch den Kardinal Bellarmino und nach dem Beschluß der Kongregation erwidern können?

Zu Hause gab es für ihn auch genügend andere Sorgen. Seine Augen wurden immer schlechter, Gicht und Reißen plagten ihn, und vor kurzem hatte er sich sogar einen Bruch zugezogen. Auch machte er sich Vorwürfe, die Erziehung seiner Kinder vernachlässigt zu haben, was bei Vincenzo in starkem Maße zutage trat. Er erwies sich als schlechter und fauler Schüler und zeigte immer mehr Selbstsucht und Dünkelhaftigkeit, als wollte

er dadurch im Leben erreichen, wozu er durch Wissen und Tüchtigkeit nicht fähig war. Galilei tröstete sich mit seinen Töchtern, die er in Arcetri häufig besuchte. Wie schon immer, stand ihm auch jetzt Virginia näher, und manchmal rührte sich sogar sein väterliches Gewissen, weil ihm Livia nicht so ans Herz gewachsen war. Aber was sollte er tun? Virginia war außergewöhnlich klug, Livia dagegen teilnahmslos, fast stumpfsinnig; Virginia liebte ihren Vater schwärmerisch, Livia verhielt sich fast gleichgültig ihm gegenüber; die häufigen Briefe Virginias zu lesen, war ihm eine Freude, Livia dagegen schrieb nie, ließ höchstens mal im Brief ihrer Schwester irgend etwas Bedeutungsloses ausrichten. Als nach nicht allzu langer Zeit die beiden Mädchen beschlossen, dem Orden beizutreten, bedauerte Galilei eigentlich nur Virginia. Wie glücklich hätte sie jemanden machen können, wieviel hätte sie helfen können, wenn sie beispielsweise die Frau eines Künstlers oder Gelehrten geworden wäre. Für Livia dagegen war der Nonnenstand die beste Lösung. Bei der Einkleidung erhielt Virginia den Namen Maria Celeste und Livia den Namen Arcangiola.

Galilei besuchte auch weiterhin häufig das Sankt-Matthäus-Kloster. Mit seiner Tochter Virginia besprach er, daß sein Bruder Michel Angelo, der Musiker geworden war, nun mit seiner Familie nach München zog, das war günstig, denn in Zukunft konnte er so seinen älteren Bruder nicht ständig um Geld bitten. Und Virginia berichtete er auch mit Stolz, daß Kepler, der andere große Astronom der Zeit, an seiner Stelle auf den Angriff Ingolis geantwortet hatte, weil er selbst es nicht durfte. Die Antwort wurde von der römischen Kongregation natürlich auch auf den Index gesetzt.

Allmählich kehrte die Arbeitslust des Gelehrten wieder, und wenn er wegen des Verbotes der Kirche auch keinen Sinn darin sah, ein neues Buch zu schreiben, so richtete er doch sein Fernrohr wieder häufiger zum Himmel. Zu dieser Zeit, im Jahre 1618, hielten außer ihm Hunderttausende und Millionen allnächtlich Ausschau nach dem Himmel – mit immer größerer Besorgnis. Wonach sie spähten, war sogar mit bloßem Auge zu sehen



und wuchs immer mehr zu bedrohlicher Größe an. Im Laufe des Jahres erschienen nicht weniger als drei Kometen am Himmelszelt, woraus alle frommen Seelen gleich schließen konnten, daß schreckliche Ereignisse bevorstanden. Wenngleich Sagredo und Castelli nicht zu diesen Einfältigen gehörten, suchten sie doch ihren einstigen Lehrmeister auf, um durch sein Teleskop diese himmlischen Wanderer gründlich in Augenschein nehmen zu können. Sie brachten auch noch einen Prälaten mit.

„Wir möchten uns gern die drei Sterne ansehen, die soviel Schrecken im ganzen Land verursachen“, erklärte Castelli.

„Und nicht nur hier im Lande, sondern auch außerhalb der Landesgrenzen“, fügte Sagredo hinzu. „Es ist noch keine Woche her, daß ich aus Venedig gekommen bin, und ich kenne die neuesten Meldungen, die von unseren Gesandten dort eingetroffen sind. Dies war zugleich eine ausgezeichnete Gelegenheit und ein passender Vorwand, um dich zu besuchen.“

„Ich bin wirklich erfreut, daß du mich aufgesucht hast“, antwortete der Gelehrte, „aber nicht im geringsten freut mich, daß du dazu einen Vorwand brauchtest. Du könntest wissen, daß mir nur wenige Menschen willkommener sind als du.“

„Das ist mir fürwahr eine große Ehre. Leider kann ich diesmal nur ein oder zwei Tage in Florenz bleiben, aber wenn ich zurückkomme, werde ich dich unbedingt wieder aufsuchen.“

„Wir haben den Prälaten, Signore Ascanio Piccolomini, mitgebracht; auch er interessiert sich sehr für das Reich der Sterne“, stellte Castelli ihren Begleiter vor. „Wir sind alle sehr gespannt, nicht nur auf das, was wir bei dir sehen können, sondern noch mehr auf das, was wir zu hören bekommen.“

„Soweit es die Umstände erlauben, werde ich bemüht sein, eure Neugierde zu befriedigen.“

„Ich verstehe“, antwortete Castelli und lächelte. „Gerade deshalb, das heißt, gerade dieser Umstände wegen“, dabei betonte er das Wort Umstände, „halte ich es für erforderlich zu bemerken, daß du vor dem Herrn Prälaten offen sprechen kannst. Ich weiß sehr wohl, daß er mit dem Beschluß der Indexkongregation von 1616 in keiner Weise einverstanden ist.“

Galilei blickte auf Piccolomini, der stumm nickte. Der Gelehrte jedoch war auch jetzt der Ansicht, daß Vorsicht nicht schaden könne.

„Dann wollen wir uns die Kometen ansehen!“ sagte er und hob das Teleskop. „Wir werden das strahlende Nichts sehen.“

„Wie ist das zu verstehen?“ fragte Castelli überrascht, und auch die anderen sahen ihn verwundert an.

„So, daß die Kometen keine wirklichen Himmelskörper sind. Es handelt sich einfach um die Ausdehnung der Erde. Dieser Dunst steigt in große Höhen und erhält dort bei einer gewissen Beleuchtung einen Glanz. Diese Erscheinung sehen wir als Kometen.“*

„Und ist diese Erscheinung nur von uns aus zu sehen oder

* Galilei übernimmt hier die irrige Hypothese des Aristoteles.

auch von anderswo?“ fragte Piccolomini, nachdem der Reihe nach alle durch das Teleskop geschaut hatten.

„Sie ist ganz bestimmt auch von anderswo zu sehen“, mischte sich Sagredo ins Gespräch, „denn die Kometen haben überall großen Schrecken verursacht. Ich muß hinzufügen, ob die Kometen nun Himmelskörper sind oder nur glänzender Dunst, auf keinen Fall glaube ich, daß sie irgend etwas mit irdischen Ereignissen zu tun haben. Ich meine, daß sie Vorboten gewaltiger irdischer Katastrophen seien.“

„Das ist nur dummer Aberglaube!“ Galilei winkte ab.

„Der Ansicht bin ich auch“, stimmte ihm Castelli zu.

„Ich bin ja der gleichen Meinung“, fuhr Sagredo fort, „dennoch muß ich euch sagen, daß sich in Böhmen die schlimmen Vorzeichen bewahrheitet haben, denn dort ist wirklich Krieg ausgebrochen, und zwar ein Religionskrieg.“*

„Sicherlich weiß ein venezianischer Diplomat wie Ihr auch Einzelheiten“, bemerkte Piccolomini.

„Nicht viel, nur daß Ferdinand II. die Protestanten arg unterdrückte, worauf ihn die böhmischen Stände seines Thrones enthoben und den pfälzischen Kurfürsten Friedrich V. auf den Königsthron gesetzt haben. Zwei Tage später jedoch ist Ferdinand deutscher Kaiser geworden und somit wieder Herrscher über Böhmen. Hierauf erhob sich Böhmen gegen die Habsburger, verbündete sich mit dem ebenfalls lutheranischen Sachsen, so daß in ganz Böhmen jetzt der Kampf tobt.“

„Ich kann mir vorstellen, was in Rom los ist“, bemerkte Castelli.

„Ich nehme an, Seine Heiligkeit wird zumindest die katholischen Waffen gesegnet haben, deren Aufgabe es jetzt ist, die Ketzerei auszurotten“, sagte Piccolomini.

„Das ist das mindeste, was man von Seiner Heiligkeit erwarten kann“, antwortete Sagredo ein wenig spöttisch. „Auf diesem Gebiet konnte ihm bis jetzt kein Versäumnis nachgesagt werden. Der Unterschied ist nur, daß diesmal die Ketzer zu-

* Der später als Dreißigjähriger Krieg in die Geschichte eingegangen ist.

rückschlagen und nicht stumm zur Richtstätte schreiten. Dies allein ist schon ein Beweis ihrer sündigen Verstocktheit... Aber ich schlage vor, meine Herren, daß wir zu den Sternen zurückkehren. Sie bieten ein viel friedfertigeres und harmonischeres Bild.“

„So ist es“, stimmte Piccolomini zu. „Nach meiner Erfahrung vertragen sich die blau, gelb oder rot strahlenden Sterne in der Tat friedlich miteinander und haben nicht die Absicht, sich gegenseitig zu vernichten, sondern verkünden gemeinsam den Ruhm Gottes.“

„Was mag der Grund dafür sein“, warf Castelli die Frage auf, „daß die Sterne, wie der Herr Prälat soeben bemerkte, solch unterschiedliche Farben haben?“

„Sicheres kann ich darüber nicht sagen, obgleich ich schon mehrfach darüber nachgedacht habe. Vielleicht liegt es daran, daß sich die Sterne nicht in gleicher Entfernung von uns befinden, der Schein des näheren Sterns also schneller zu uns kommt, als der des entfernteren.“

„Wie das?“ fragte Sagredo überrascht. „Du nimmst an, daß auch das Licht eine bestimmte Zeit braucht, bis es eine gewisse Entfernung zurücklegt?“

„Unbedingt“, antwortete der Gelehrte.

„Das überrascht mich“, schaltete sich Castelli ein, „auf der Erde habe ich diese Erfahrung noch nie gemacht. Im Gegenteil, wie oft habe ich beobachtet, daß es in einem Augenblick blitzte, der Schall, das heißt der Donner, aber erst nach einigen Sekunden zu hören war. Der Schall braucht also tatsächlich Zeit. Aber das Licht?“

„Benedetto, Benedetto!“ Der Gelehrte schüttelte mißbilligend den Kopf. „Du warst mein Schüler und sagst so etwas! Woher willst du denn wissen, daß du den Blitz hier auf der Erde tatsächlich in dem Augenblick siehst, in dem er am Himmel entlangzuckt? Wenn du keine Augen hättest, sondern nur Ohren, dann könntest du auch den Zeitpunkt des Donners mit nichts vergleichen und würdest sicherlich der Ansicht sein, daß es in dem Augenblick in den Wolken gedonnert hat, in dem du

es hier hörtest. Hätten wir noch ein weiteres Sinnesorgan, das um so viel schneller wäre als unser Auge, wie unser Auge schneller ist als unser Ohr, dann würden wir den Unterschied auch beim Licht merken.“

„Das stimmt!“ pflichtete Castelli kleinlaut bei.

„Ob das Licht Zeit braucht und wie lange, um eine gewisse Entfernung zurückzulegen, das könnte man nur feststellen“, meinte Piccolomini, „wenn beispielsweise, was freilich unmöglich ist, ein Mensch auf der Wolke stünde und, sagen wir, mit einer Fahne in dem Augenblick ein Zeichen gäbe, in dem es blitzt.“

„Das ist aus mehreren Gründen unmöglich“, sagte Galilei und lachte. „Denn um diesen Menschen und seine Fahne sehen zu können, brauchen wir Licht. Im Stockfinsternen sehen wir nicht einmal bis an unsere Nasenspitze, geschweige denn bis zu einer fernen Wolke. Dieses Licht aber käme in genau derselben Zeit an wie das des Blitzes. Dieser mit der Fahne winkende Mann wäre also das gleiche, als riefte uns jemand aus der Ferne zu, daß ein neben ihm stehender Mensch gerade zu schreien begänne. Die beiden Stimmen würden wir zugleich hören, und wenn wir keinen anderen Anhaltspunkt hätten, müßte man annehmen, daß der Laut keinerlei Zeit braucht, um eine Entfernung zurückzulegen. Aber gerade mit dem Licht verglichen wissen wir, daß der Ton Zeit braucht. Und genauso braucht auch das Licht Zeit, um eine Entfernung zurückzulegen.“

„Aber dabei kann es sich nur um sehr, sehr wenig Zeit handeln“, meinte Sagredo.

„Bei Entfernungen auf der Erde sicherlich. Daran liegt es offenbar, daß es noch niemandem aufgefallen ist. Aber bei Entfernungen, wie es sie im Weltall gibt, ist diese Zeit schon beträchtlich. Ich kann mir vorstellen, daß es so ferne Sterne gibt, daß ihr Licht erst nach Tagen oder Wochen hier auf der Erde eintrifft. Ich bin auch überzeugt davon, daß man einst Mittel und Wege findet, die Geschwindigkeit des Lichtes zu messen.“

„Wie sollte man das messen können? Soeben habt Ihr mich selbst überzeugt, daß ein flaggenschwingender Mann ungeeignet ist.“

„Ein flaggenschwingender Mann ist in der Tat ungeeignet dazu, und vorerst weiß ich selbst noch nicht, welches die richtige Methode wäre“, antwortete der Gelehrte und fügte lächelnd hinzu: „Denn wenn ich es wüßte, dann überließe ich diese Aufgabe nicht den kommenden Generationen, sondern würde sie selbst lösen...“ Er überlegte kurze Zeit, dann fügte er hinzu:

„Eine Methode könnte ich mir allerdings schon vorstellen.“

„Und die wäre?“ fragten alle drei zugleich.

„Wenn wir beispielsweise hier auf Erden eine so starke Lampe hätten, deren Schein bis zum Mond reichte, und wenn wir genau wüßten, wie weit der Mond von der Erde entfernt ist, dann könnte man schon...“

„Richtig!“ fiel ihm Castelli ins Wort. „Man würde die Lampe anzünden und beobachten, wann sich durch ihr Licht der Mond erhellt, und die inzwischen vergangene Zeit durch den Weg teilen.“

„Nein!“ Galilei schüttelte den Kopf. „Durch das Doppelte des Weges, denn der Lichtstrahl müßte erst von der Erde zum Mond gelangen und dann vom Mond zurück, um von unserem Auge gesehen zu werden.“

„Das stimmt“, pflichteten Castelli und Sagredo zugleich bei.

„Ich weiß nicht, ob die Menschen je eine so starke Lampe besitzen werden, und ich weiß auch nicht, ob sie nicht schon eher eine einfachere Lösung finden, aber das wäre eine Methode“, fügte der Gelehrte hinzu.*

„Wenn wir in Besitz einer solchen Wunderlampe wären, könnte man diese auch für viele andere Zwecke verwenden“, meinte der Prälat nachdenklich. „Man könnte beispielsweise den Himmel absuchen, ob darauf nicht dunkle Sterne sind. Ich meine solche Himmelskörper, die nicht leuchten und die wir deshalb nicht sehen.“

* Die Lichtgeschwindigkeit hat als erster der dänische Astronom Olaf Römer 1675 im Observatorium von Paris mit Hilfe der Jupitermonde gemessen.

„Das es solche gibt, ist sicher“, antwortete Galilei. „Heute sehen wir nur jene Himmelskörper, die entweder eigenes Licht haben oder die von der Sonne beleuchtet werden wie die Planeten. Aber am Beispiel des Mondes, der Venus und des Merkurs ist ersichtlich, daß die Sonne sie nicht ständig beziehungsweise nicht immer die uns zugewandte Seite beleuchtet. Es wäre vorstellbar, wenngleich ich es nicht für wahrscheinlich halte, daß es solch kleine Planeten gibt, die ständig in Konjunktion mit der Erde stehen, also uns immer ihre Schattenseite zeigen, wodurch wir sie nie sehen. Für viel wahrscheinlicher jedoch halte ich es, ja ich bin sogar davon überzeugt, daß auch jenseits des Saturns Planeten um die Sonne kreisen. Aber sie sind schon so weit entfernt und erhalten nur noch so wenig Licht, daß wir sie nicht mehr wahrnehmen. Mit so einer Wunderlampe oder einem wesentlich stärkeren Teleskop als dem meinen würde man auch sie sehen.“

„Planeten jenseits des Saturns“, dachte Sagredo laut, „wie weit reicht denn da die Welt? Wo ist ihr Ende?“

„Wer wüßte das heute zu sagen?“ antwortete Galilei mit einem Seufzer. „Und ob sie überhaupt ein Ende hat?“

Plötzlich schauerte es ihn. Er zog den Mantel fester um sich, aber das änderte nicht viel.

„Leider vertrage ich die kalten Nächte nicht mehr so gut wie einst.“

Seine Besucher halfen ihm, das Teleskop hineinzubringen, und verabschiedeten sich dann, um seine nächtliche Ruhe nicht zu stören. Doch Ruhe konnte er auch so nicht finden. Die ganze Nacht wurde er von Schüttelfrost und Fieber gequält, er war wie in Schweiß gebadet. Am nächsten Tag verschlechterte sich sein Zustand noch. Es war der Anfang einer mehrere Monate dauernden Krankheit, in deren Verlauf er mehrmals zwischen Leben und Tod schwebte. Er war schon auf dem Weg der Genesung, als im Collegium Romanum der Jesuitenpater Grassi einen Vortrag über die Kometen hielt, die die Laien und Astronomen gleichermaßen stark beschäftigten. Er widerlegte darin die Annahme, daß es sich dabei nur um Lichterscheinun-

gen handele. Es seien vielmehr wirkliche Himmelskörper.* Mehrere schrieben den Vortrag mit und brachten zahlreiche Abschriften davon in Umlauf. Und so gelangten sie natürlich auch zu den römischen Freunden Galileis. Diese schickten ihm eine Abschrift nach Florenz mit dem Hinweis, er solle Grassi antworten.

Galilei wußte nicht recht, was er tun sollte. Obwohl sein Zustand sich schon gebessert hatte, fühlte er sich noch immer matt, niedergeschlagen und müde, und er verspürte auch nicht viel Lust, sich wieder dem Groll der Jesuiten auszusetzen. Er hatte auf diesem Gebiet bei seinen Auseinandersetzungen mit Pater Scheiner bittere Erfahrungen sammeln müssen. Andererseits wollte er den Vortrag Grassis nicht gern unbeantwortet lassen.

Eines Tages, als er in eine Decke eingewickelt im Lehnstuhl saß und gerade den Text des Vortrages durchblätterte, kam Besuch: Mario Guiducci, sein einstiger Schüler, der gegenwärtig Konsul an der florentinischen Akademie war.

„Es freut mich, daß du schon vom Krankenlager aufgestanden bist. Das letztemal lagst du noch zu Bett und sahst auch viel blasser aus. Hoffentlich gehst du schon im Garten auf und ab, wenn ich dich nächstens besuche!“ begrüßte ihn der eintretende Gast frohgemut.

„Wenn du so selten kommst, ist das schon möglich.“

„Nun, da tust du mir aber wirklich Unrecht“, wehrte sich Guiducci energisch. „Es sind höchstens zwei Wochen her, daß ich das letztemal hier war.“

„Aber während der zwei Wochen hätte man mich schon dreimal zu Grabe tragen können!“

„Dich zu Grabe tragen!“ Mario lachte. „Bis dahin essen wir beide noch viel Scampi.“

„Besonders ich“, antwortete Galilei, „mit meinen schlechten Zähnen esse ich sie am liebsten. Die brauche ich nicht zu kauen.“

„Wie ich sehe, hast du sogar schon wieder Lust zur Arbeit.

* In bezug auf die Kometen war Grassi im Recht.

Was liest du da?“ zeigte Guiducci auf das Heft im Schoß des Genesenden.

„Die Ungereimtheiten eines Jesuiten.“ Galilei winkte ab, doch plötzlich leuchteten seine Augen auf. „Mario, du kommst gerade recht. Ich habe eine ausgezeichnete Idee.“

„In Verbindung mit mir? Das ist sehr ehrenvoll für mich.“

„Ja, wie du sagst. In Verbindung mit dir, und es ist in der Tat auch ehrenvoll... Dieser Grassi hat in Rom einen Vortrag über die Kometen gehalten. Aber er versteht nichts davon. Meine Freunde bestürmen mich nun, ich solle ihm die passende Antwort geben, aber du siehst, ich bin noch krank, und nach den Vorkommnissen habe ich auch nicht viel Lust, mich wieder in Händel mit den Jesuiten einzulassen. Du jedoch könntest das an meiner Stelle tun.“

„Sehr gern! Das ist wirklich eine ehrenvolle Aufgabe. Um was geht es?“

Galilei legte ihm ausführlich den Standpunkt Grassis dar, dann auch den seinen, und sie besprachen eingehend, was Guiducci erwidern sollte.

„Auf alle Fälle gebe ich dir die Aufzeichnungen von dem Vortrag mit.“ Er überreichte ihm das Heft. „Dein Manuskript aber würde ich, wenn du nichts dagegen hast, gern durchsehen.“

„Ob ich was dagegen habe? Ich wollte dich gerade darum bitten. Schließlich kennst du deinen Standpunkt doch am besten.“

Nach wenigen Wochen war die Antwort Guiduccis fertig und von Galilei gründlich korrigiert. Die Streitschrift griff Grassi ziemlich scharf und im spöttischen Ton an; sie warf ihm unter anderem auch vor, daß er die neuesten astronomischen Entdeckungen Galileis vollkommen verschweige.

Diese kleine Finte täuschte jedoch den Adressaten nicht. Der römische Pater erkannte auf der Stelle, daß der wirkliche Autor der Schmähschrift kein anderer war als der Hofmathematiker des toskanischen Großherzogs. Grassi verfaßte eine Gegenantwort und wandte sich darin nicht an den nominellen Autor, sondern direkt an Galilei. In seiner Schrift *Astronomische und*

philosophische Waage beschränkte er sich jedoch nicht mehr auf die Frage der Kometen, sondern versuchte, seinen Gegner persönlich anzugreifen. Er war bemüht, einfach zu leugnen, daß Galilei überhaupt etwas entdeckt habe. Womit er sich auf diesem Gebiet rühme, hätten andere schon vor ihm ergründet. Viel gefährlicher als diese leicht widerlegbare, lächerliche Verunglimpfung jedoch war der Vorwurf, daß Galilei auch weiterhin starr an der von der Kirche verurteilten und von ihr verdammtten ketzerischen Lehre festhalte. „Genug dieser die Wahrheit und die frommen Ohren gleichermaßen verletzenden Wortel!“ rief der biedere Pater am Ende seiner Erwiderungsschrift aus, und es war offenkundig, daß er mit diesem Ausruf in erster Linie die Aufmerksamkeit der Inquisition wecken wollte.

Galilei geriet in eine schwierige Lage. Wenn er schwieg, erkannte er damit die Anschuldigungen Grassis an. Aber was sollte er antworten? Schon seinerzeit hatte er sich nicht leicht damit abgefunden, auf die Verkündigung der kopernikanischen Lehre verzichten zu müssen, und nur die Angst vor einer Kerkerstrafe hatte ihn dazu bewegen können. Deshalb hatte er sich bis jetzt nicht weiter dafür eingesetzt. Sollte er ihr jetzt öffentlich abschwören? Dazu war er keinesfalls bereit. Aber wenn er sich im Gegenteil unverhüllt als Anhänger des Kopernikus bekannte, dann würde wahrscheinlich jetzt das eintreffen, dem er 1616 hatte entgehen können. Auch seine Freunde in Rom rieten ihm, sich vor den Jesuiten in acht zu nehmen. Nach langen brieflichen Beratungen kam man schließlich überein, daß er Grassi nicht direkt antworten, sondern ein persönliches Schreiben an seinen Freund, den Bischof Cesarini, richten sollte, der ein unerschütterlicher Verteidiger Galileis war, zugleich aber auch mit dem Jesuitenorden gute Beziehungen unterhielt.

Der Gelehrte machte sich mit großer Sorgfalt an die Arbeit, die er jedoch wiederholt unterbrechen mußte. Der erste schwere Schlag, der ihn traf, war der frühe Tod Sagredos. Schon der Tod Salvatis hatte ihn seinerzeit stark erschüttert, aber Salvati war immerhin sechsundsiebzig Jahre alt gewesen, sechsundzwanzig Jahre älter als Galilei; nach der Ordnung der Natur war es also

begreiflich, daß er früher gehen mußte als Galilei. Sagredo jedoch wurde mit neunundvierzig Jahren zu Grabe getragen, auf der Höhe seines Lebens hatte er die Augen für immer geschlossen, kurz nachdem er heiter und gesund seinen einstigen Lehrer besucht hatte.

Der Tod Sagredos war leider nur der Anfang einer Reihe weiterer Todesfälle. Der Sensenmann hielt reiche Ernte unter denen, die mit Galilei mehr oder weniger verbunden waren, und streckte in regelmäßigem Wechsel mal einen Alten, mal einen Jungen nieder. Das nächste Opfer war zu Beginn des Jahres 1621 Frau Giulia, die Mutter des Gelehrten, die mit dreiundachtzig Jahren starb. Kaum einige Wochen später wurde mit nur vierundzwanzig Jahren Großherzog Cosimo beigesetzt. Auf dem Stuhl des Großherzogs folgte ihm sein Söhnchen Ferdinand II., für den jedoch seine verwitwete Mutter regierte. Das war kein gutes Vorzeichen für Galilei, denn die Regentin, eine geborene Habsburgerin, stand, wie die weiblichen Mitglieder des Medici-Hauses im allgemeinen, in noch größerem Maße unter priesterlichem Einfluß als die Männer des Herrscherhauses. Und es war noch kein halbes Jahr verflossen, als aus Rom die Nachricht eines weiteren Todesfalles eintraf: Papst Paul V. war gestorben, der entschiedene Gegner des heliozentrischen Weltbildes. Sein Nachfolger wurde Gregor XV.

Über den neuen Papst wußte Galilei nicht viel. Aber ihm genügte, daß mit dem Tode von Paul V. der größte Mann, der bisher der neuen Auslegung der kopernikanischen Lehre im Wege gestanden hatte, verschwunden war. Es schien zwar ratsam, auch künftig Vorsicht walten zu lassen, doch glaubte Galilei, jetzt weiter gehen zu können als bisher. Wieder holte er das an Bischof Cesarini gerichtete und mehrfach unterbrochene Schreiben hervor.

Nein, so verhüllt brauchte er sich nicht auszudrücken. Er konnte sich wesentlich mehr erlauben, um Grassi die entsprechende Antwort zu geben. Und jetzt war es wohl auch nicht mehr notwendig, daß dieses Schreiben nur als Privatbrief von Hand zu Hand ging. Jetzt sah er kein Hindernis mehr, seine

Erwiderungsschrift im Druck erscheinen zu lassen, wenngleich er sie entsprechend ihrer Vereinbarung an Cesarini schicken würde.

Er arbeitete das Manuskript gründlich durch und gab ihm diesmal auch einen Titel. Dieser Titel verwies selbst schon auf Grassi, war es doch nicht schwer zu erkennen, daß *Die Goldwaage** eine Antwort auf dessen *Astronomische und philosophische Waage* war. Als er die Reinschrift beendet hatte, schickte er sie Cesarini und der Akademie der Luchse.

Die römischen Freunde Galileis hatten ebenso ihre Bedenken wie der Gelehrte selbst. Auch sie hätten es gern gesehen, wenn die Antwort möglichst scharf ausgefallen wäre, zugleich jedoch bangten sie um ihren Freund in Florenz, außerdem konnten sie auch die Einholung der Zensur der Kirche nicht außer acht lassen. So nahm es nicht wunder, daß mehrere das Manuskript lasen, lange darüber beratschlagten, verschiedene Änderungen vorschlugen, die sie mit dem Autor brieflich behandelten, auf seine Entgegnungen neue Vorschläge unterbreiteten und darauf seine Antwort abwarteten. Erst dann konnte das Manuskript der Zensur vorgelegt werden, und nachdem die Zustimmung eingeholt worden war, konnte man es in die Druckerei geben. Bis all das erledigt war, vergingen zwei Jahre, und kaum hatte die Druckerei mit dem Satz begonnen, starb auch der greise Gregor XV. Das Konklave wählte 1623 Maffeo Barberini zum Nachfolger Petri. Er wurde unter dem Namen Urban VIII. Bischof von Rom und somit Oberhaupt der gesamten katholischen Kirche.

Galilei hatte das Gefühl, auf einen Schlag reichlich für das entschädigt worden zu sein, was er in der letzten Zeit durch den Tod des ihm äußerst wohlwollend gesinnten Cosimo sowie durch die Enthebung des fortschrittlichen Staatsministers Picchena und die Ernennung des wesentlich vorsichtigeren Cioli verloren hatte. Jetzt konnte ihm auch kein Nachteil daraus entstehen, wenn Cioli sich entsprechend dem Wunsche der Regentin in allem nach Rom richtete, denn auf dem päpstlichen Stuhl saß

* Eigentlich „Il Saggiatore“ (Überprüfer der Goldwaage).

derselbe Maffeo Barberini, der ihm 1616 das allergrößte Wohlwollen erwiesen hatte und den er fast als Freund betrachten konnte. Im Gegensatz zu seinen beiden Vorgängern war der neue Papst ein aufrichtiger Verehrer der Wissenschaften und Künste, also selbstverständlich auch der Gelehrten und Künstler. Wenn sich Grassi in einer rein wissenschaftlichen Auseinandersetzung auf die Macht der Jesuiten stützte, dann durfte Galilei die Geneigtheit des Papstes in Anspruch nehmen. Ja, das wollte er tun, und um ganz sicher zu gehen, widmete er *Die Goldwaage* dem Papst.

Eine solche Widmung konnte jedermann mit Stolz erfüllen, war doch *Die Goldwaage* eine der bedeutendsten Arbeiten Galileis, obwohl er sich, was die Kometen betraf, irrte. In glänzendem Stil und mit beißendem Spott zerpfückte er die Darlegungen Grassis Satz für Satz und gab sie der Lächerlichkeit preis. Die Jesuiten konnten den Gelehrten nicht einmal an seiner am leichtesten verwundbaren Seite angreifen, weil Galilei sich im voraus geschützt hatte. In seinem Buch erklärte er, daß er als treuergebener Sohn der Kirche deren Standpunkt in der Angelegenheit der kopernikanischen Weltauffassung anerkenne. Zugleich fügte er jedoch hinzu, daß seine mit dem Teleskop ausgeführten Beobachtungen die ptolemäische Auffassung in allem widerlegen und die Darlegungen des Kopernikus in vollem Maße bestätigen. Für einen klarsichtigen Leser konnte es keinen Zweifel geben: Die Wahrheit befindet sich auf Seiten Kopernikus. Aber die Kirche befiehlt, das Gegenteil zu glauben.

Dieses Buch also widmete der Autor Papst Urban VIII. und verfügte, daß die Druckerei dem Heiligen Vater unverzüglich ein Prachtexemplar übersenden sollte. Bevor jedoch das Buch erschien, ereignete sich noch etwas, was den Optimismus Galileis weiter steigerte. Francesco Barberini, der Neffe des Papstes, der ebenfalls Kardinal war, wurde zum Mitglied der Akademie der Luchse gewählt. Der florentinische Gelehrte hoffte, daß er bei dem neuen Mitglied ebenfalls auf so weitgehende Unterstützung rechnen konnte, wie dies unter den „Luchsen“ allge-

mein üblich war. Unter all diesen Umständen konnte er vielleicht sogar mehr erreichen als nur Schutz gegen die Jesuiten. Jetzt konnte es ihm unter Umständen gelingen, das durchzuführen, was er 1616 vergebens versucht hatte: die Anerkennung der kopernikanischen Lehre. Er beschloß, nach Rom zu reisen und seine neue Arbeit dem Papst persönlich zu überreichen.

Wie seinerzeit sein Vater Cosimo, so sorgte jetzt Großherzog Ferdinand für die Bequemlichkeit der Reise. 1624 stellte man Galilei wieder eine Hofsänfte mit einem Diener und einem Schreiber zur Verfügung, und er stieg in Rom wieder in der florentinischen Gesandtschaft ab. Für seine Unkosten kam die Staatskasse auf, und auch sonst unternahm man alles, um seiner Reise möglichst zum Erfolg zu verhelfen. Schließlich war ein Erfolg des Hofmathematikers ein Erfolg des Hofes, des Medici-Hauses.

Dieser Erfolg aber war größer, als irgend jemand in Florenz vermutet hätte. Der Papst empfing den Gelehrten kurz nach dessen Ankunft, nahm mit Dank das Buch entgegen, von dem er schon gehört hatte und das er unverzüglich lesen wollte. Er erkundigte sich, wie lange Galilei in Rom zu bleiben gedenke, und als er hörte, mindestens einige Wochen, erklärte er erfreut:

„Nun, dann werden wir ja noch Gelegenheit haben, uns zu unterhalten, nachdem ich Euer Werk gründlich kennengelernt habe. Ich hoffe, es ist nicht nur eine Goldwaage, weil man Gold darauf wiegt, ich nehme an, sie ist selbst aus Gold. . . Doch darüber später, wenn ich es gelesen habe. Ich werde Euch zu gegebener Zeit zu mir bitten lassen.“

Hatte ihn Urban mit dem allergrößten Wohlwollen empfangen, so wurde Galilei an der Akademie der Luchse mit wahrhafter Begeisterung erwartet. Er war nicht wenig überrascht, als er im Palast Herzog Cesis auch Piccolomini traf, der ihn seinerzeit in der Gesellschaft von Sagredo und Castelli in Bellosguardo aufgesucht hatte. Der Prälat von damals war jetzt Erzbischof.

„Ja, ich bin Erzbischof von Siena geworden, vor zwei Monaten hat mich Seine Heiligkeit ernannt“, antwortete er auf Galileis Frage. „Unsere Bekanntschaft scheint übrigens ganz im

Zeichen der Kometen zu verlaufen. Seinerzeit beobachteten wir sie aus Eurem Garten, und jetzt wird von allen Euer Buch über die Kometen gefeiert.“

„Ich wußte gar nicht, daß Eure Eminenz Mitglied der Akademie sind.“

„Oh, ich pflege nur als Gast im Cesi-Palast zu verkehren. Ich bin kein ‚Luchs‘, ich hätte darauf auch keinerlei Rechtsanspruch. Ich kann mich nicht rühmen, in irgendeinem Wissenszweig Eigenes und Neuartiges zustandegebracht zu haben. Aber vielleicht liegt es gerade daran, daß ich jene außerordentlich schätze, die dazu fähig sind. Ich habe das Gefühl, daß sich in ihnen ein wenig der Geist des Herrn offenbart, wenn es kein Sakrileg und keine Gotteslästerung ist, so etwas zu sagen.“

„Warum sollte es das sein?“ mischte sich Herzog Cesi ins Gespräch ein. „Wenn wir den Standpunkt der Kirche akzeptieren, wonach ohne die Gnade Gottes niemand fähig ist, Außerordentliches zu schaffen, dann ist es offenbar, daß in solchen Schöpfungen in der Tat der Geist des Herrn zum Ausdruck kommt.“

„Es kommt freilich darauf an, was wir Schöpfung nennen“, bemerkte der Erzbischof.

„Natürlich nur das, was die Sache der Wissenschaft oder der Kunst voranbringt. Das Buch unseres Freundes“, der Gastgeber zeigte auf Galilei, „halte ich unbedingt für eine solche Schöpfung, die Arbeit Grassis dagegen keineswegs.“

„Nun, ich glaube, auch Grassi selbst ist nicht mehr dieser Meinung“, antwortete Piccolomini lachend. „*Die Goldwaage* hat ihn völlig widerlegt.“

„Dabei hat sie uns recht viel Sorgen bereitet, bis wir soweit waren. Wir mußten jedes Wort sechsmal überdenken, damit es nicht zum Unheil werde. Vergeßt nicht, Eminenz, daß das Buch zum größten Teil noch in der Zeit Pauls V. und Gregors XV. entstanden ist. Damals war es ratsam, vorsichtig zu sein. Zum Glück ist die Lage heute günstiger. Als Barberini noch nicht Papst war, konnten wir uns leicht die Finger verbrennen. Am meisten natürlich der Autor der *Goldwaage*, den man schon ein-

mal gerügt hatte, daß er am Himmel etwas anderes sehe, als er sehen dürfe.“

„Wahrlich, es ist kaum zu glauben, welche Gefahren dem drohen, der mehr sieht als andere“, bemerkte der Erzbischof spöttisch.

„So ist es! Es ist möglich, daß jetzt aus ähnlichen Gründen neue Opfer an die Reihe kommen. Unter Borghese zumindest wären sie ihrem Schicksal nicht entgangen“, antwortete Cesi und wandte sich dann an Galilei: „Ich weiß nicht, ob Ihr in Florenz schon davon gehört habt, daß man ein Instrument gebaut hat, das in gewissem Sinne das Gegenstück Eures Teleskops ist.“

„Ein Gegenstück des Teleskops?“ fragte der Gelehrte verwundert.

„Ja. Mit dem Teleskop kann man die entlegenen Dinge nahe und groß sehen, so daß bis dahin unerkennbare Details beobachtet werden können; das neue Instrument aber vergrößert nicht ferne, sondern winzig kleine Dinge auf ähnliche Weise. Offenbar hat es auch seinen Namen nach dem Teleskop erhalten: Man nennt es Mikroskop. Irgendein Niederländer namens Drebbel oder so ähnlich soll es erfunden haben.“

„Wie sieht so ein Mikroskop aus?“ fragte Galilei.

„Sein Funktionsprinzip kenne ich nicht genau. Vom Äußeren her sieht es aus wie ein Teleskop. Ein Rohr mit Gläsern an beiden Enden.“

„Linsen.“

„Linsen, wenn Ihr so wollt. Aber was für Linsen, das fragt Ihr mich umsonst.“

„Könnte man sich so ein Mikroskop ansehen?“

„Sicherlich wird sich Gelegenheit bieten... Wartet mal!“ Cesi überlegte. „Ja, Piemontano hat eins. Ich werde es mir geben lassen und es Euch in die Wohnung schicken.“

„Ihr verpflichtet mich zu größtem Dank. Dieses Instrument interessiert mich sehr.“

„In zwei oder drei Tagen erhaltet Ihr es... Aber seht, meine Herren! Das jüngste Mitglied unserer Akademie, Kardinal Barberini.“

Ein etwa vierzigjähriger großer Mann mit einer ein wenig gebogenen Nase näherte sich. Seine außergewöhnlich buschigen, fast schwarzen Brauen beschatteten förmlich die Augen.

„Ich weiß nicht, ob Ihr Signore Galileo Galilei schon kennt. Über sein neuestes Buch sprechen heute in Rom alle Gelehrten“, wandte sich Cesi an den Kardinal.

„Persönlich hatte ich noch nicht die Ehre, den Erfolg seines Buches jedoch kenne ich aus unmittelbarster Quelle, ich könnte sagen, ich war Augen- und Ohrenzeuge.“

„Augen- und Ohrenzeuge? Wie ist das zu verstehen?“ erkundigte sich Galilei.

„So, daß ich heute bei meinem Oheim, dem Heiligen Vater, zu Mittag gegessen habe. Gewöhnlich sind wir acht bis zehn Personen, und bei Tisch unterhält man sich natürlich über Politik, über Kirchenangelegenheiten, ein andermal über Wissenschaft oder Kunst, über ein schönes Sonett, ein neues Bauwerk oder eine Skulptur, je nachdem. Manchmal spricht man sogar von einer berühmten schönen Frau“, fügte er lächelnd hinzu. „Nun, heute konnte davon nicht die Rede sein. Der Heilige Vater empfing uns damit, daß er zu einem einmalig kostbaren Buch gekommen sei und während der Mittagstafel daraus vorlesen lassen werde. Ich könnte nicht behaupten, daß die anwesenden Kardinäle diese Idee mit sehr großer Begeisterung aufgenommen hätten, dergleichen pflegt recht langweilig zu werden. Auch heute erwarteten wir nicht viel Gutes. Kaum aber hatte die Vorlesung begonnen, stellten wir alle mit Freude fest, daß wir uns getäuscht hatten. Ich kann sagen, ich habe lange keine so schlagfertige, geistreiche Arbeit in einem so ausgezeichneten Stil in der Hand gehalten, die außerdem auf so hohem wissenschaftlichem Niveau steht. Der Vorlesende hatte eine Handbewegung des Heiligen Vaters mißverstanden und wollte das Buch schon zuklappen, worauf wir alle darum baten, im Vorlesen fortzufahren. Alle waren begeistert, am meisten jedoch der Heilige Vater selbst. Noch bei Tisch ließ er sich Papier bringen und notierte einige Zeilen für einen Vers, den er an den Autor zu richten wünschte“, er zeigte mit der Hand auf den Gelehrten,

„denn seiner Ansicht nach sei dies das geringste, was er verdiene. Sicher ist auch Euch bekannt, daß mein Oheim ein sehr vortrefflicher Dichter ist.“

„Sicher, gewiß!“

„Ich habe nach Tisch gleich meinen Sekretär angewiesen, mir noch heute ein Exemplar dieser *Goldwaage* zu kaufen, und ich hoffe, es heute abend schon in seinem ganzen Umfang genießen zu können. . . Ich bedauere nur eins“, fügte er hämisch hinzu, „daß ich nicht zugegen sein kann, wenn Grassi es liest. Ich würde viel dafür geben, wenn ich sein Gesicht sehen könnte. Ich sehe Jesuiten mit saurer Miene gern!“

„Es ist mir eine große Freude, daß mein bescheidenes Werk das Gefallen des Heiligen Vaters und, wie ich sehe, auch das Eure in solchem Maße gefunden hat.“

„Unbedingt, unbedingt“, beeilte sich der Kardinal zu antworten. „Ich kenne natürlich nur den heute vorgelesenen Teil, aber dieser hat mir außerordentlich gefallen.“

„Vielen Dank für die Anerkennung“, sagte Galilei und fuhr dann fort: „Aber ich möchte Euch etwas fragen. Beeinträchtigt es nicht den Beifall des Heiligen Vaters, daß ich in dem Buch mit einem Diener der Kirche und noch dazu mit dem Mitglied eines ihrer angesehensten Orden debattiere?“

Barberini sah sich erst um, beugte sich dann ein wenig vor und antwortete:

„Ich kann Euch im Vertrauen sagen, daß der Heilige Vater durchaus nicht für die Jesuiten eingenommen ist. Genau wie ich.“

„Und was glauben Eure Eminenz“, schaltete sich wieder Cesi in die Unterhaltung ein, „wird der Heilige Vater. . . Wie soll ich es nur sagen? . . . Wird die mangelnde Sympathie des Heiligen Vaters so groß sein, daß er unter Umständen geneigt wäre, den Standpunkt der Kirche zu ändern, wenn hauptsächlich die Jesuiten darauf beharren, dieser jedoch dem nüchternen Verstand und den neuesten wissenschaftlichen Forschungen gleichermaßen widerspricht?“

Der Kardinal sah den Herzog verständnislos an.

„Um mich deutlicher auszudrücken“, fuhr Cesi fort, „ich wäre neugierig, ob man den Heiligen Vater bewegen könnte, das im Jahre 1616 herausgegebene Edikt betreffs der zweifachen Bewegung der Erde zu ändern. Ich denke, das interessiert auch in erster Linie Signore Galilei.“

Galilei sagte nichts, nickte nur zustimmend.

„Darauf kann ich keine verbindliche Antwort geben“, sagte Barberini. „Aber soweit ich meinen Oheim kenne, ist er der Wissenschaft mit größter Anerkennung zugetan. Wenn ihn also jemand mit wissenschaftlichen Argumenten überzeugen kann, dann, so glaube ich, ist er bereit, daraus die Schlußfolgerungen zu ziehen. . . Freilich ein sicheres Versprechen kann ich nicht geben.“

„Nun, das ist selbstverständlich! Das hat auch niemand erwartet. Aber ich glaube, was Ihr sagt, ist ermutigend“, schloß Cesi. Dann wandte er sich an Galilei: „Oder seid Ihr nicht der Meinung?“

„Aber doch! Auf jeden Fall bestärkt es mich in meinen Hoffnungen.“

„Und ist die wissenschaftliche Forschung nicht in erster Linie Hoffnung?“ fragte Barberini mit einer ausladenden Handbewegung. „Die Hoffnung auf die Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse, die Hoffnung, daß diese Möglichkeit gerade uns gegeben ist, und die Hoffnung, daß wir die ¹erkannte Wahrheit auch durchsetzen können. Meine Herren, verliert diese Hoffnung nie! Auf Wiedersehen!“

Er verneigte sich mit einer theatralischen Bewegung, ließ sein Lächeln über die Anwesenden gleiten und entfernte sich mit federndem Gang.

„Ich gehe auch“, erhob sich Piccolomini, und Galilei schloß sich ihm an.

„Das Mikroskop vergesse ich nicht. In den nächsten Tagen schicke ich es Euch“, sagte Cesi zum Abschied zu ihm.

Am dritten Tag erhielt der Gelehrte tatsächlich das kleine Instrument. Es war ein etwas stärkeres Messingrohr mit Linsen an beiden Enden. Galilei sah es sich gründlich an und legte

einige Blütenblätter, Fruchtknoten und Staubgefäße darunter. Er fing auch eine Fliege und betrachtete diese unter dem Instrument. Wie haarig ihr Körper war, ein abstoßendes Tier!

Dann nahm er Feder, Tinte und Papier hervor und schrieb dem Herzog einige Zeilen.

„... Man sage dem Hersteller, er solle zu seinem Instrument ein Gestell bauen! Ich habe bei dem Teleskop festgestellt, was für eine große Hilfe eine solch unbedeutend erscheinende Einrichtung sein kann. Dann stört einen das Zittern der Hand nicht bei der Beobachtung,

Viel wichtiger als dies jedoch ist mein anderer Vorschlag. Man müßte das Rohr so bauen, daß es sich auseinanderziehen und zusammenschieben ließe, damit sich die Linsen weiter oder näher zueinander einstellen lassen. Dadurch kann man die Anwendbarkeit des Instrumentes um das Vielfache steigern...“

Er versiegelte den Brief, verpackte das Instrument und schickte es dem Präsidenten der Akademie zurück.

Drei Tage später erhielt er die Nachricht, daß ihn der Papst zu einer Audienz erwarte. Der Gelehrte setzte sich weit vor dem festgesetzten Zeitpunkt in seine Sänfte und ließ sich in den Vatikan bringen. Obwohl er die Sankt-Peters-Kirche auch vollendet schon wiederholt gesehen hatte, konnte er doch nicht widerstehen, dort für einen Augenblick auszusteigen. Jedesmal überwältigte ihn dieser monumentale Bau mit seiner riesigen Kuppel, deren technische Lösung allein ihm schon Bewunderung entlockte. Drinnen blieb er für eine Minute vor dem Grabmal des Papstes Julius stehen. Er hatte das Empfinden, als verbinde ihn etwas Persönliches mit diesem Werk. Nicht wegen des Papstes Julius, sondern wegen Michelangelo, dem Schöpfer des Grabmales. Dieser war im gleichen Jahre gestorben, in dem er geboren worden war. Sooft er daran dachte, empfand er etwas wie Schaudern. Konnte es sein, daß dies irgendein Fingerzeig, eine Weisung oder Verpflichtung war, daß er auf einem anderen Gebiet das fortsetzen mußte, was der große Michelangelo



Buonarroti begonnen hatte? Und wer würde wohl in jenem Jahr geboren werden, in dem er für immer die Augen schließen sollte.

Noch einmal blickte er auf den weißen Marmor, als erwartete

er von diesem eine Antwort. Dann verließ er eiligen Schrittes die Kirche. Er durfte beim Papst nicht zu spät kommen!

In dem luxuriös eingerichteten Wartezimmer saßen bei seiner Ankunft nur zwei Männer. Der erste war schnell fertig, und nach ihm wurde Galilei vor dem zweiten Wartenden zum Eintreten aufgefordert.

Am Ende eines riesigen Saales saß hinter einem vergoldeten Schreibtisch in schneeweißem Priesterrock der Papst. Er war ein kräftiger Mann um die fünfundfünfzig Jahre, sein Haar über der hohen Stirn war schon dicht von grauen Fäden durchzogen. Er reichte seine Rechte mit dem Fischerring zum Kuß, Galilei kniete nieder, berührte den Ring mit den Lippen und nahm dann in dem Sessel Platz, den der Papst ihm wies.

„Ich habe versprochen, daß wir uns, wenn ich *Die Goldwaage* gelesen habe, noch darüber unterhalten werden“, begann Urban. „Ich ahnte im voraus, daß Euer Buch nicht uninteressant sein würde, aber ich hatte wirklich nicht damit gerechnet, daß es mir soviel Freude bereiten könnte. Ich wartete stets so ungeduldig auf die Fortsetzung, daß ich mir sogar beim Essen daraus vorlesen ließ.“

„Ich habe davon gehört, und diese Ehre steigerte in nicht geringem Maße meinen Stolz.“

„Von wem habt Ihr davon gehört?“

„Dieser Tage hatte ich Gelegenheit, den Neffen Euer Heiligkeit kennenzulernen. Seine Eminenz Francesco Barberini.“

„Offenbar bei den ‚Luchsen‘?“ fragte der Papst lächelnd. „Er ist unlängst Mitglied geworden und ist sehr stolz auf diesen Titel.“

„Ja, dort bin ich ihm begegnet. Und er hat es erzählt und auch berichtet, was uns übrigens schon bekannt war, daß Euer Heiligkeit ganz allgemein ein großer Freund der Wissenschaften und der Künste sind.“

„Das ist doch natürlich, denn was ist die Wissenschaft und die Kunst schon anderes als Dienst zum Ruhme Gottes!“

„Alle werden wir von diesem Ziel geleitet, wenn wir nach jenen Wahrheiten suchen, die uns der Herr zwar ein wenig

verborgen hat, aber nicht, ohne uns soviel Verstand und Verlangen einzugeben, daß wir nicht ruhen, bis wir sie erforscht haben.“

„Solch ruheloses Forschen wird begleitet und beschützt von der besonderen Gnade Gottes, solange die Suche in der Tat auf die göttliche Wahrheit gerichtet ist.“

Galilei erwog einen Augenblick lang seine Antwort, dann sprach er:

„Leider verbauen die Menschen manchmal der Gnade Gottes den Weg.“

„Die Menschen vermögen es nicht zu verhindern, daß sich der Wille des Herrn durchsetzt.“

„Gewiß habt Ihr recht, Heiliger Vater. Und wenn sie es fünfzig, hundert oder zweihundert Jahre hinauszögern können, was ist das schon im Vergleich zu der Ewigkeit des Herrn. Aber ich habe nur noch wenige Jahre, denn ich habe das sechzigste Lebensjahr schon vollendet. Wenn man mir die Verbreitung der Wahrheit untersagt, dann ist das keine Verzögerung, sondern bedeutet, daß man mich für immer daran gehindert hat!“

„Wer hindert Euch an der Verbreitung der Wahrheit?“ fragte der Papst etwas befremdet. „Meines Wissens hat die Zensur *Die Goldwaage* genehmigt, ohne einen Buchstaben daran zu ändern.“

„Oh, die Zensurbehörde ist nur die letzte Instanz. Vor dieser wirken schon viele Zensoren, die gewöhnlich viel strenger sind.“

„Vor Pater Riccardi wirkten schon andere Zensoren? Wer?“

„In erster Linie der Autor selbst.“ Der Gelehrte drückte die Hand auf die Brust. „Dem der Herr die Sehnsucht nach der Erkenntnis der Wahrheit eingegeben hat, dem aber die Menschen untersagten, diese Sehnsucht zu erfüllen. Dieser Autor übt die erste Zensur aus, denn keiner von uns ist frei von Schwäche, und wir laden lieber den Zorn des Herrn auf uns, der uns erst am Tage des Jüngsten Gerichtes treffen wird, als den der Menschen, der uns schon heute bedroht.“

„Aber wer in aller Welt bedroht einen der namhaftesten Ge-

lehrten Italiens, den Hofmathematiker der Medici, unseren lieben Sohn? Ich sehe nicht, daß Ihr bisher Grund zur Klage gehabt hättet.“

„Nein, ich habe keinen Grund zur Klage, solange ich schweige. Und warum und worüber ich schweigen muß, dürftet Euer Heiligkeit sehr gut wissen. . . Schon seit acht Jahren lastet dieses Verbot auf mir.“

„Denkt Ihr an den Beschluß der Indexkongregation von 1616? An die kopernikanische Lehre?“

Der Gelehrte nickte stumm.

„Aber ich begreife nicht, was Euch daran bekümmert!“ sagte der Papst ein wenig ungeduldig. „Ihr wollt doch nicht behaupten, daß der Beschluß nicht zu recht besteht!“

„Meine Beobachtungen mit dem Teleskop und meine Berechnungen beweisen das Gegenteil.“

„Dann sind Eure Beobachtungen und Eure Berechnungen falsch.“

„Dann wären auch die Beobachtungen und die Berechnungen anderer Gelehrter falsch. Zum Beispiel die Keplers.“

„Kepler!“ Der Papst winkte verärgert ab. „Ein protestantischer Ketzer. . . Warum beruft Ihr Euch nicht auf die Astronomen des Collegium Romanum? Oder auch auf Tycho de Brahe, wenn Ihr unbedingt auf den Protestanten besteht.“

„Sie sind im Irrtum.“

„Es gibt also zwei Astronomen, die behaupten, die Erde bewegt sich um die Sonne. Und dann gibt es eine große Anzahl Gelehrter, die das Gegenteil erklären. Und wir sollten eher den beiden glauben, von denen einer ein Ketzer ist?! Sollen wir ihnen glauben, daß unser Auge, unser nüchterner Verstand uns jeden Tag täuschen? Jedes Kind kann doch deutlich sehen, daß die Sonne aufgeht, ihren Zenit erreicht und untergeht, also um die Erde kreist. Nur Ihr wollt das nicht sehen? Oder wenn Ihr es auch seht, wollt Ihr es nicht anerkennen. Lieber Galilei, wir sind Euch wirklich mit dem größten väterlichen Wohlwollen zugetan. Doch sagt mir, warum beharrt Ihr auf dieser irrigen Ansicht, wo Ihr doch sehen müßt, daß sie im Grunde genom-

men falsch ist und außerdem im Widerspruch zur Heiligen Schrift steht?!“

„Nur zu den Worten der Heiligen Schrift, nicht zu ihrem wahren Sinn.“

„Ich weiß, das habt Ihr schon 1616 beteuert genau wie Foscarini. Aber das Buch Foscarinis haben wir verboten, verdammt. Ihr solltet nicht über den wahren Sinn der Heiligen Schrift grübeln, das ist Angelegenheit der Kirche.“

„Ich glaube, Heiliger Vater, daß Gott uns das Grübeln und die Fähigkeit zu denken gegeben hat.“

„So ist es! Und die Kirche will auch ihre Gläubigen nicht am Denken hindern, sie muß nur darauf achten, daß sie richtig denken.“

„Und was ist richtiges Denken?“

„Wenn die Schlußfolgerungen des Denkens mit der Auffassung der allein seligmachenden katholischen Kirche übereinstimmen.“

„Aber wenn das Ergebnis des Denkens im voraus bestimmt wird, welchen Sinn hat es dann überhaupt noch zu denken?“

Der Papst winkte verärgert ab.

„Ihr seid nicht zu philosophischen Debatten nach Rom gekommen. Ihr seid Naturwissenschaftler. Ihr habt mir noch immer nicht meine Frage beantwortet, warum Ihr nicht einsehen wollt, daß die kopernikanische Auffassung irrig ist.“

„Ich habe geantwortet. Ich kann es nicht einsehen, meiner Auffassung nach ist meine Auslegung nicht irrig, sondern richtig. Mit freiem Auge sehen wir den Merkur und die Venus stets als gleichbleibend strahlende Sterne, das ist wahr, und daraus kann man leicht die Schlußfolgerung ziehen, daß sie immer in gleichbleibender Entfernung um die Erde kreisen. Beobachtet man sie jedoch mit dem Teleskop, dann stellt es sich heraus, daß sie genau solche Phasen haben wie der Mond. In Erdnähe sieht man von ihnen nur eine schmale Sichel, in Erdweite jedoch den ganzen strahlenden Körper. Das gibt uns die Erklärung für zwei Dinge, zum einen, warum wir sie von der Erde aus stets als gleichbleibend hell sehen, was also die bishe-

rige irrige Auffassung begründet. Zum anderen aber wird auch der wirkliche Zusammenhang deutlich. Denn es gibt keinen Menschen, der ihren Lichtwechsel anders erklären könnte als anhand der kopernikanischen Weltauffassung.“

„Einen Menschen mag es in der Tat nicht geben“, sagte der Papst nachdenklich. „Aber Ihr wollt doch der Allmacht Gottes nicht mit den Schranken des menschlichen Geistes Grenzen setzen? Denn was Ihr jetzt gesagt habt, kommt dem gleich. Weil wir mit menschlichem Verstand keine andere Erklärung finden können, könnte Eurer Meinung nach auch Gott keine andere Lösung finden. Vergeßt nicht, der Herr ist allmächtig, und dieser Allmacht könnt auch Ihr keine Grenzen setzen. Oder wolltet Ihr das versuchen?“

„Nein, nicht um alles in der Welt“, wehrte Galilei ab, der gewährte, welch gefährliche Falle sich vor ihm auftat.

„Eine andere Antwort habe ich auch nicht erwartet“, sagte der Papst beruhigt. „Wenn es also Gott beliebt und er die Möglichkeit hat, die Welt so einzurichten, wie wir das bisher glaubten und wie es die Heilige Schrift lehrt, warum sollten wir dann an ein anderes System glauben?“

„Das ist wirklich ein Argument, vor dem man sich verneigen muß“, antwortete Galilei, der den Bogen nicht überspannen wollte.

Trotzdem gab er noch nicht auf. Während seines Aufenthaltes in Rom weilte er noch viermal beim Papst zur Audienz, und bei jeder Gelegenheit unternahm er den Versuch, Urban VIII. zur Änderung seines Standpunktes zu bewegen. Es gelang ihm nicht, obwohl der Papst ihn stets betont freundlich empfing, schließlich reich belohnte und einen Brief an den toskanischen Großherzog schrieb, in dem er seinen Hofmathematiker mit den lobendsten Worten bedachte. Er erinnerte darin an die großartigen Entdeckungen Galileis, deren Ruhm auf der Erde solange leuchten würde wie der Jupiter und seine Monde am Himmel; er brachte zum Ausdruck, daß den Papst die väterlichsten Gefühle zu diesem vortrefflichen Mann erfüllten und schloß schließlich mit den Worten:

„Dieses glänzende Zeugnis seiner Tugenden und Frömmigkeit stellten wir ihm aus, damit Ihr recht begreift, in welchem großen Maße uns Galilei teuer ist. Wir beeilen uns, zum Ausdruck zu bringen, daß wir Euer Hoheit alles Gute vergelten werden, das Ihr ihm erweist, indem Ihr der Manifestation unseres väterlichen Wohlwollens nacheifert oder sie gar überbietet.“

Galilei mußte einsehen, daß er diesmal nicht mehr erreichen konnte. Seine Gesundheit war angegriffen, seine Augen trännten ständig, und sein Sehvermögen verschlechterte sich zusehends, auch stellte sich trotz des nahenden Sommers sein Reißen wieder ein. Er wollte so schnell wie möglich zu Hause sein, in der gewohnten Umgebung, in der Nähe seiner Töchter und der Obhut der ihm bekannten Ärzte.

Den Weg nach Florenz legte er mit ziemlich gemischten Gefühlen zurück. Was seine eigene Person betraf, konnte er sich nicht beklagen, im Gegenteil: In Rom war ihm ein wahrhafter Triumph zuteil geworden. Aber das eigentliche Ziel seiner Reise hatte er auch jetzt nicht erreichen können. Ungetrübte Freude empfand er nur bei dem Gedanken, bald wieder zu Hause zu sein.

Daheim mußte er sich hinlegen und den Arzt rufen lassen. Dieser kannte die Krankheit Galileis, und mit Umschlägen, Heilpflanzen, verschiedenen Suden, Tee und Salben erreichte er bald, daß sich der Zustand des Kranken bedeutend besserte. Bald konnte Galilei wieder am Hof erscheinen und sich nach Arcetri zu seinen Töchtern begeben.

Und in dem Maße, wie sein Körper gesundete, kehrten auch sein Selbstvertrauen und sein Optimismus wieder. Man brauchte die Lage nicht so finster zu sehen! Auch wenn der Papst nicht bereit war, das Edikt von 1616 zurückzuziehen, so gestattete er doch, daß man ganz offen mit ihm über die Bewegung der Erde diskutierte, und nach all dem beschenkte er ihn sogar und schrieb an den Hof von Florenz einen Brief, wie sich dessen nur wenige Menschen rühmen konnten.

Das päpstliche Schreiben hatte natürlich einen tiefen Eindruck auf die großherzogliche Familie gemacht. Galilei wurde wie ein siegreicher Feldherr gefeiert. Hatte sich doch der Papst beim Großherzog förmlich für Galilei bedankt.

In Arcetri zeigte er den Brief auch Virginia, die den Vater bat, ihn der Äbtissin zum Lesen geben zu dürfen. Von nun an genossen die beiden Töchter im Kloster noch mehr Ansehen, besonders Schwester Maria Celeste. Gewiß doch, wenn der Papst über ihren Vater einen solchen Brief schrieb! Bei weltlichen Obrigkeiten, in kirchlichen Kreisen und unter den Gelehrten genoß Galilei ein solches Ansehen und soviel Ehre, daß dies fast ohne Beispiel war. Offensichtliche Beweise dafür, daß er mit dem Ergebnis seiner Reise nach Rom hätte zufrieden sein können. Jedenfalls hatte er diesmal viel größeren Erfolg gehabt, als bei Paul V. Als er vor acht Jahren aus Rom zurückgekehrt war, hatte er nicht einmal wagen können, auf den Angriff Ingolis zu antworten. Zwar hatte Kepler das für ihn getan, doch er selbst war die Antwort schuldig geblieben. Jetzt jedoch konnte er diese Schuld abtragen. Ja, die Zeit war gekommen, um Ingoli eine Antwort zu geben!

Einige Tage später begann er mit dem Schreiben. Als er an seinem Schreibtisch saß, hielt er es doch für ratsam, dieses heikle Thema recht behutsam anzugehen. Behutsamkeit bedeutete kein Zurückweichen, nur etwas Vorsicht beim Formulieren der Wahrheit.

Er begann also seine Streitschrift *Brief an Ingoli* damit, daß er die kopernikanische Auffassung nicht verteidigen wolle, sondern nur den Beweis zu erbringen gedenke, daß die Argumente Ingolis in bezug auf das Stillstehen der Erde falsch und unhaltbar seien. Darüber hinaus fühle er sich verpflichtet, die Gegenargumente aufzuzählen, damit die Ketzer jenseits der Alpen sähen, daß der Beschluß der Indexkongregation aus dem Jahre 1616 nicht gefaßt worden sei, weil man in Italien den kopernikanischen Standpunkt nicht genau kenne.

Er hatte das Gefühl, sich mit dieser Einleitung entsprechend gesichert zu haben. Im weiteren verspottete er die Arbeit des

Anwalts in Ravenna und beschrieb ausführlich seine Hypothese von der zweifachen Bewegung der Erde.

Seine römischen Freunde jedoch waren nicht so zuversichtlich und empfahlen ihm nachdrücklich, das Manuskript auf keinen Fall in Buchform erscheinen zu lassen. Galilei beherzigte diesen Rat, wenn auch widerwillig, und so wurde die Arbeit nur in handgeschriebenen Exemplaren verbreitet, hauptsächlich in Gelehrtenkreisen. Galilei entstanden daraus auch keine Schwierigkeiten, was seine römischen Freunde ihrer eigenen Voraussicht zuschrieben. Der florentinische Gelehrte jedoch war der Ansicht, daß seine Vorsicht übertrieben gewesen sei, denn nach seiner umsichtigen Einleitung hätte der Brief ruhig im Druck erscheinen können. Er ärgerte sich darüber, und als Castelli und Guiducci ihn besuchten, sprach er mit ihnen darüber.

„Ich bedauere sehr, daß ich dem Drängen Cesis und der anderen Freunde nachgegeben habe. Schließlich genügt gegen einen in Buchform erschienenen Angriff nicht eine in Handschrift verbreitete Erwiderung. Meiner Ansicht nach ging ihr Rat von übertriebenen Befürchtungen aus. Ich nehme mit Sicherheit an, daß es auch keine Schwierigkeiten gegeben hätte, wenn die Erwiderung im Druck erschienen wäre.“

„Da bin ich ganz und gar deiner Meinung“, bemerkte Castelli. „Der Brief des Papstes an den Großherzog feigt dich gegen jeglichen Angriff. In Pisa sind alle Professoren stolz darauf, dort zu unterrichten, wo du einst Student und später Lehrer gewesen bist.“

„Ganz genauso ist es“, stimmte ihm Guiducci begeistert zu. „Ich selbst habe die gleiche Erfahrung gemacht. Doch ich kann noch mehr sagen. Ihr wißt, daß ich im September in Rom gewesen bin. Ich wollte dich schon mehrmals aufsuchen“, wandte er sich dem Gelehrten zu, „weil ich dort sehr interessante Gespräche führte, die dich direkt betreffen. Ich freue mich, daß ich jetzt endlich Gelegenheit habe, darüber zu berichten.“

„Laß hören. Ich bin sehr gespannt.“

„In Rom lernte ich den Jesuitenpater Taquinio Galuzzi kennen. Während unserer Unterhaltung stellte sich heraus, daß ich

dich näher kenne und er mit Grassi näher bekannt ist. Natürlich kam die Rede bald auf *Die Goldwaage* und die ganze Auseinandersetzung. Galuzzi jedoch hatte sich nicht eingehend mit dieser Frage beschäftigt und machte daher den Vorschlag, mich mit Grassi zusammenzubringen, damit wir die Angelegenheit direkt erörtern könnten. Ich stimmte zu, weil ich neugierig auf diesen Mann war.“

„Na, und welchen Eindruck hat er gemacht?“

„Er ist ein kleiner, untersetzter Mann, er sieht aus, als ob er überhaupt keinen Hals hätte, und das Haar ist ihm tief in die Stirn gewachsen. Ich könnte nicht sagen, daß sein Äußeres sehr gewinnend ist, aber darauf kommt es nicht an. Viel wichtiger ist, daß sich Grassi bei dieser Unterredung als sehr bescheiden erwies und betonte, daß deine Theorie ‚einleuchtend‘ sei, und wenn die Lehre von der zweifachen Bewegung der Erde einwandfrei bewiesen werden könnte, würden die Theologen ihren bisherigen Standpunkt unbedingt ändern. Ich muß noch hinzufügen, daß ich bei Grassi durchaus keine besondere Abneigung gegen dich und deine Lehren bemerkt habe.“

„Seien wir trotzdem vorsichtig!“ mahnte Castelli. „Ich kann mir leicht vorstellen, daß dies bei Grassi keine ehrliche Überzeugung ist, sondern nur die Folge des päpstlichen Briefes.“

„Darum geht es ja gerade!“ betonte Guiducci. „Natürlich kann ich nicht wissen, inwieweit Grassi offen war, wenngleich es möglich ist, daß er aufgrund des päpstlichen Briefes seine Meinung geändert hat. Sollte es aber nicht an dem sein, dann beweist es noch vielmehr, was ich eigentlich sagen wollte. Wenn es Grassi nicht ehrlich meinte, und wenn er auch heute noch ein verschworener Feind ist, es aber für ratsam hält, dies zu verbergen, dann beweist das nichts anderes, als daß selbst ein Jesuit, noch dazu ein verärgerter Jesuit, mit Galilei keinen Streit wagt.“

„Das stimmt“, erkannte Benedetto an.

„Was willst du damit sagen? . . .“ fragte Galilei.

Die beiden sahen ihn fragend an.

„Ich will damit sagen“, fuhr Guiducci fort, „daß ich recht mit

der Behauptung habe, die Befürchtungen in bezug auf den Brief an Ingoli waren unbegründet.“

„Ja, das meinte ich vorhin auch. Aber immerhin... Du weißt, man kann nicht vorsichtig genug sein“, sagte Castelli.

„Vorsichtig, vorsichtig, weil man immer Angst haben muß!“ fuhr der Gelehrte auf. „Wo führt das hin, wenn man immer nur Angst hat und nicht zu tun wagt, was die Aufgabe unseres Lebens ist? Warum lebt man dann überhaupt? Nur, um einige Jahrzehnte in Angst zu verbringen?“

„Nun, du hast bis jetzt immerhin schon viele Aufgaben gelöst, die sogar einigen Hunderten zur Ehre gereichten!“ widersprach ihm Guiducci.

„Nein! Es liegt mir fern, dir von der Erfüllung deiner Lebensaufgabe abzuraten“, sagte Castelli. „Aber es läßt sich ein gangbarer und weniger gefährlicher Weg finden. Wenn du auf einen Turm gelangen willst, dann kletterst du auch nicht außen an der Mauer hinauf, was ermüdend ist und von wo du in jedem Augenblick herunterstürzen kannst, sondern du gehst die Stufen im Innern des Turmes hinauf.“

„Ja, aber wenn die Pforte, durch die du zu den Stufen gelangst, verschlossen ist, was ist dann?“

„Versuche lieber auf irgendeine Weise die Pforte zu öffnen.“

„Aber das versuche ich ja die ganze Zeit.“

„Übrigens“, fuhr Castelli fort, „bin ich auch der Meinung, daß deine Lage heute viel leichter ist. Ich wollte dich nur ermahnen, trotz allem vorsichtig zu sein.“

„Ich meine“, sagte wieder Guiducci, „während der päpstliche Brief gewisse günstige Auswirkungen zur Folge hatte, müssen ihm beim Papst gewisse günstige Ereignisse vorausgegangen sein.“

„Wie meinst du das?“

„Nun, der Papst weiß recht gut, wer es ist, über den er diese begeisternden Zeilen geschrieben hat. Er weiß von ihm auch, daß er ein geschworener Feind der peripatetischen und ptolemäischen Weltanschauung und ein überzeugter Anhänger der kopernikanischen Auffassung ist.“

„Er weiß es ganz bestimmt, denn wir haben uns lange darüber unterhalten“, stimmte Galilei seinem Vorredner zu. „Gern hätte ich erreicht, daß er das Verbot der Indexkongregation zurückzieht. Wie Ihr wißt, ohne Erfolg.“

„Nun gerade darüber will ich sprechen“, fuhr Guiducci fort. „Meiner Ansicht nach waren diese Gespräche gar nicht erfolglos.“

„Wieso nicht?“

„Es ist naheliegend, daß es selbst dem Papst unangenehm ist, den immerhin erst acht Jahre alten Beschluß der Indexkongregation einfach außer Kraft zu setzen.“

„Das ist wahr“, Benedetto nickte.

„Er hat es also nicht getan, statt dessen aber einen lobenden Brief über jemanden geschrieben, dessen Auffassung zu dieser Angelegenheit er sehr wohl kennt. Was könnte er damit anderes bezwecken, als dir in entsprechender diplomatischer Form – die Päpste sind große Diplomaten! – zur Kenntnis zu bringen: Sei beruhigt, du stehst in der Gunst des Papstes und brauchst dieses Verbot nicht so ernst zu nehmen! Er kann das Verbot zwar nicht rückgängig machen, aber jedermann kann es auslegen, wie es ihm beliebt.“

„Das ist sehr klug, was du jetzt gesagt hast, sehr klug!“ Die Augen Galileis leuchteten auf. „Du magst recht haben, nur das kann mit dem Brief bezweckt worden sein.“

„Man kann es sich tatsächlich leicht vorstellen“, stimmte auch Castelli zu.

„Es ist nicht nur vorstellbar, es ist sicher, daß es so gewesen ist!“ bekräftigte jetzt der Gelehrte. „Bin ich doch insgesamt sechsmal bei Urban VIII. gewesen, und wenn auch nicht beim ersten Besuch, so haben wir uns doch fast über nichts anderes unterhalten als über die Lehre von der zweifachen Bewegung der Erde. Er kennt meine Ansicht ganz genau. Und daraufhin hat er den Brief geschrieben... es kann nur so sein, wie du es gedeutet hast“, wandte er sich an Guiducci. „Damit ist mir ein großer Stein vom Herzen gefallen. Ich danke dir dafür. Ich danke dir sehr“, sagte er und schüttelte innig die Hand seines Freundes.

„Wenn ich es mir so durch den Kopf gehen lasse“, ergriff wieder Castelli das Wort, „scheint es mir immer wahrscheinlicher, daß Guiducci mit seiner Auslegung recht hat. Ich gehe demnächst nach Rom. Die Mitteilung, daß man mich dahin versetzt, habe ich schon erhalten, nur der Zeitpunkt ist noch ungewiß. Vielleicht schon in zwei Wochen, aber es kann auch sein, daß noch ein halbes Jahr vergeht. Dergleichen kann man bei uns nicht im voraus wissen. Aber daß ich gehe, ist so gut wie gewiß. Dann werde ich Gelegenheit haben, mich in dieser Richtung zu erkundigen, und ich werde Euch natürlich gleich mitteilen, was ich in Erfahrung bringe.“

„Da bin ich dir sehr dankbar, aber ich nehme schon jetzt mit Sicherheit an, daß Guiduccis Vermutung richtig ist. Man kann es sich nicht anders vorstellen. . . Und wißt ihr, was ich dann tue? Ich kann endlich die zusammenfassende große Arbeit meines Lebens schreiben, auf die ich mich seit Jahren vorbereite, zu der mir jedoch bis jetzt die richtige Triebkraft fehlte, weil ich das Wichtigste hätte weglassen müssen. Aber wenn ich sie einmal schreibe! . . .“

„Du kannst sie schreiben, du kannst sie ganz sicher schreiben“, ermutigte ihn Guiducci. „Man kann sich doch nichts Schrecklicheres vorstellen, als wenn ein Mensch deinesgleichen der Welt nicht sagen darf, was er erkannt, was er entdeckt hat.“

„Nein, etwas Schrecklicheres kann ich mir wirklich nicht vorstellen“, stimmte ihm Galilei zu. „Das hat Dante in seiner Beschreibung der Hölle verschwiegen. Menschen, die die Wahrheit kennen und von der unermeßlichen Sehnsucht beseelt werden, sie zu offenbaren, denen man aber den Mund verschließt, die nicht sprechen dürfen.“

„Dein Mund ist nicht mehr verschlossen“, ermutigte ihn Guiducci. „Der Brief Urbans VIII. hat das Schloß geöffnet.“

„Dann also werde ich meine Arbeit schreiben.“

Schon am nächsten Tag begann er, das Material zu ordnen, damit brauchte er schließlich nicht zu warten, bis es Castelli in Rom gelang, die Auslegung Guiduccis zu bekräftigen. Und sollte das vielleicht doch längere Zeit in Anspruch nehmen, so

brauchte das nicht einmal ein Hindernis beim Schreiben des Buches zu sein. Er würde höchstens mit der Herausgabe so lange warten, bis er etwas Sicheres wußte. Wenngleich er ohne Zweifel mit viel größerer Freude an die Arbeit ginge, wenn es keinerlei Bedenken mehr gäbe. Doch allein die bloße Hoffnung verzehnfachte seine Arbeitskraft.

Aber schon recht bald mußte er das Sammeln und das Ordnen des Materials unterbrechen. Er kannte die Symptome seines Gelenkrheumatismus, und schon seit Tagen beobachtete er mit Besorgnis, daß bald seine Finger, bald seine Knie, dann wieder die Knöchel immer mehr schmerzten. An einem nebligen Morgen vermochte er kaum noch aufzustehen, und bei jeder Bewegung hatte er das Empfinden, als würde man ihn mit Messern stechen. Er rückte das Material und Schreibzeug ans Bett, legte sich hin und schickte nach dem Arzt. Inzwischen wollte er mit den Aufzeichnungen fortfahren, aber seine kranken Finger waren nicht in der Lage, den Federkiel zu halten.

„Wenn sich mein Zustand nicht bessert, bin ich auf einen ständigen Sekretär angewiesen“, dachte er.

Es kam sein alter Arzt, der ihn wie gewöhnlich gründlich über alle Einzelheiten ausfragte, obwohl er die Krankheit schon genau kannte.

„Sagt, Signore Galilei“, fragte er plötzlich, „merkt Ihr schon seit längerem, daß Ihr schwer hört? Es ist nun schon das viertemal, daß Ihr meine Frage nicht verstanden habt?“

„Ich höre schwer? Nein, nein, das habe ich bis jetzt noch nicht gemerkt... obwohl es schon wiederholt vorgekommen ist, daß ich meine Wirtschafterin nicht verstanden habe, aber ich nahm an, das liege an ihrem undeutlichen Sprechen.“

„Sie sprach durchaus nicht unverständlich, als sie vorhin zu mir kam. Es wird leider nicht an ihrer Aussprache, sondern an Eurem Gehör liegen... Ja freilich, wir werden nicht jünger. Keiner von uns. Wie alt seid Ihr jetzt, Signore?“

„Ich bin vierundsechzig.“

„Ein schönes Alter. Und die Schwächung der Sinnesorgane nimmt mit den Jahren zu. Nun, das ist aber nicht so schlimm

und das häßliche Reißen werden wir bald vertreiben. Wir haben ein Wundermittel erhalten, das jede innere Krankheit förmlich wegbläst. Man bringt es von Übersee, aus dem neuen Erdteil. Ich habe ein halbes Pfund aufgeschrieben. Man nennt dieses Allheilmittel Tabak. Ich habe auch draufgeschrieben, daß man ihn Euch geschnitten geben soll, aber es ist nicht sicher, daß der Apotheker ihn richtig vorbereiten kann. Das sind große braune Blätter, und sie müssen ganz klein geschnitten werden, nicht größer als ein Stecknadelkopf. Solltet Ihr ihn nicht so bekommen, laßt ihn daheim noch einmal nachschneiden. Dann nehmt Ihr halbstündlich eine Prise“, er zeigte es mit zwei Fingern, „und schnupft ihn durch die Nase ein, recht tief. Ihr werdet davon niesen, aber das ist das Gute, denn auf diese Weise weicht die Krankheit.“

Das Heilmittel traf ein, Galilei nieste auch davon, aber die Krankheit wollte nicht weichen, im Gegenteil, sie befiel die Glieder des Kranken immer mehr. Als der Gelehrte schon mehrere Wochen das Bett hütete, erhielt die Klosterschwester Maria Celeste von der Äbtissin ihres Ordens die Erlaubnis, vorübergehend ins väterliche Haus zu ziehen, um den Kranken zu pflegen. Sie unternahm alles, um die Lage ihres Vaters zu erleichtern, las ihm alle Wünsche von den Augen ab, aber selbst so vergingen Monate, bis Galilei allmählich wieder auf die Beine kam.

„Seht Ihr, Vater“, sagte eines Tages Virginia, „es wäre besser, wenn wir nicht so weit voneinander wohnten. Gewiß, wenn Ihr gesund seid, dann ist Arcetri von Bellosguardo nicht allzu weit, aber wenn Ihr krank seid. . . Auch jetzt hat es über zwei Wochen gedauert, bis ich überhaupt erfahren habe, daß Ihr wieder bettlägerig seid. Wenn wenigstens Vincenzo hier wäre!“

„Vincenzo!“ Der Vater winkte ab. „Ich sehe ihn alle drei Monate höchstens einmal. Wenn er Geld braucht. Ansonsten ist ihm der Weg von Florenz zuweit. . . Aber du hast recht, meine Tochter, ich habe selbst schon daran gedacht, nach Arcetri zu ziehen. . . oder aber du kommst samt Kloster hierher.“

„Das dürfte schwierig werden“, Virginia lachte über den Scherz des Vaters.

„Dann bleibt keine andere Lösung, als daß ich nach Arcetri komme. Wenn ich nur erst wieder aufstehen kann, werde ich mich dort umsehen, und sobald ich etwas Passendes finde, ziehe ich um.“

Einige Wochen vergingen jedoch noch, bis sich Galilei nach Arcetri begeben konnte. Nach nicht allzu langem Suchen fand er eine recht hübsche kleine Villa, die den Namen Gioiello* trug. Zu den Häusern an den Hügeln gehörten Gärten mit Orangen- und Mandelbäumen, die Weinstöcke trugen reiche Früchte, und auf den Beeten blühten Blumen in allen Farben. Aus dem Tal konnte man das Dach des Sankt-Matthäus-Klosters sehen, in dem die Schwestern Maria Celeste und Arcangiola – Virginia und Livia – lebten.

„Hier werde ich mich wohl fühlen“, sagte er mit müdem Lächeln zu sich.

Er mietete die Villa und zog alsbald um.

* Juwel.

„Signore, Ihr habt einen Brief bekommen.“

„Zeigt ihn her! Der ist ja von Castelli, ich erkenne ihn an der Schrift!“ rief Galilei, und seine Züge belebten sich. „So hat er mich also doch nicht vergessen.“

Voller Ungeduld brach er den Brief auf und überflog ihn. Benedetto berichtete über persönliche Dinge, wo er sich befinde, was er treibe und wie er lebe. Erst dann ging er auf die Galilei unmittelbar berührende Frage über.

„... Natürlich habe ich trotz meiner vielfachen Beschäftigung nicht vergessen, mich in Deinen Angelegenheiten umzuhören. Genaues jedoch konnte mir niemand sagen, beziehungsweise die Auskünfte widersprachen einander. Endlich jedoch bin ich in der glücklichen Lage, Dir die Ansicht der allerzuständigsten Persönlichkeit übermitteln zu können.

Gestern traf ich Campanella, der sich hier jetzt sehr großer Gunst erfreut. Da er vor kurzem vom Papst empfangen worden ist, unterhielten wir uns darüber, und ich suchte bereits nach einer entsprechenden Form, ihn zu bitten, wenn er wieder einmal eine Audienz beim Heiligen Vater habe, doch zu versuchen, die Frage von der zweifachen Bewegung der Erde anzuschneiden. Das war jedoch gar nicht nötig, denn er selbst kam darauf zu sprechen und erwähnte ganz beiläufig, daß auch von der kopernikanischen Lehre die Rede gewesen sei. „Und wie hat sich der Papst geäußert?“ fragte ich. Hierauf erwiderte er, man habe über dieses Thema nur ganz kurz gesprochen, und Seine Heiligkeit habe erklärt: „Wenn es an Uns gelegen hätte, wäre das Dekret aus dem Jahre 1616 nicht erschienen.“

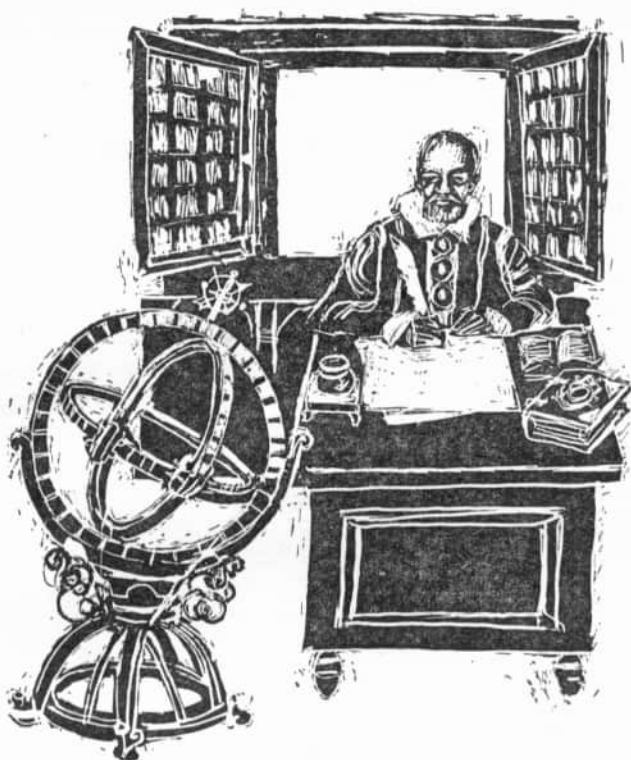
Ich vertraute Campanella an, daß diese Frage für mich sehr wichtig sei, und fragte ihn noch einmal, ob er sich richtig entsinnen könne. Er erwiderte: „Unbedingt.“

Nach all dem glaube ich, wenn Du Deine Meinung in entsprechend taktvoller Form und mit geschickter Vorsicht vorträgst, kann es keine unangenehmen Folgen haben.“

„Unter Urban hätte also der Verbotserlaß nicht erscheinen können!“ Galilei frohlockte. Das hatte er schon seinerzeit, als er beim Papst war, empfunden. Freilich, jetzt war es nicht so einfach, den Beschluß rückgängig zu machen und damit die Aufmerksamkeit wieder darauf zu lenken. Viel leichter mußte es sein, das Dekret in aller Stille in Vergessenheit geraten zu lassen. Guiducci hatte also recht gehabt. Dann aber gab es kein Hindernis, seine Arbeit zu schreiben. Hauptsächlich würde er sich natürlich mit der Umdrehung und dem Kreisen der Erde beschäftigen, wenn notwendig sogar zu Lasten anderer naturwissenschaftlicher Entdeckungen. Schließlich mußte ja nicht alles in einem einzigen Werk enthalten sein. Aber jetzt, nachdem er die Wahrheit endlich offen schreiben durfte, mußte er diese Gelegenheit nützen.

Gewiß, Benedetto empfahl ihm auch jetzt – er schaute nochmals in den Brief – „in entsprechend taktvoller Form und mit geschickter Vorsicht“ zu schreiben. Gut, er würde sich danach richten. Selbst wenn jemand die Schriften von 1616 hervor suchte, sollte er ihm nichts anhaben können. Aber was hatte man damals von ihm verlangt? Daß er die kopernikanische Auffassung nicht als richtig hinstellen durfte. Er würde nicht sagen, daß das die Wahrheit ist. Er würde einfach die Argumente beider Standpunkte vortragen. Mehr war gar nicht nötig. Wenn jemand die ptolemäischen und kopernikanischen Beweisführungen nebeneinander las, die letzteren untermauert durch seine Entdeckungen, und wenn dieser Betreffende nur ein bißchen Verstand hatte, dann brauchte er ohnehin keine weiteren Erklärungen.

Die glücklichste Form wäre, wenn nicht er, Galilei, die Argumente der beiden Parteien vorträge, sondern zwei diskutierende Gelehrte. Ein Peripatetiker und ein Kopernikaner. . . noch besser würde es sein, wenn es drei wären. Der dritte müßte neutral



sein. Ein neutraler Laie, aber von scharfem Verstand, der auf die Argumente hin in allem dem kopernikanischen Gelehrten zustimmte. In gewisser Hinsicht war dieser dritte die wichtigste Person. Er verkörperte den nüchtern denkenden Leser, den die Wahrheit überzeugt.

Freilich, man könnte die Stellungnahme des Lesers auch mit anderen Mitteln beeinflussen. Zum Beispiel durch die Mitwirkenden selbst, indem man auf der einen Seite einen klugen, ehrwürdigen, sympathischen Mann auftreten ließe, auf der anderen aber einen lächerlichen Dummkopf. Dies könnte schon in ihren Namen zum Ausdruck kommen.

Plötzlich lachte er laut auf. Ihm war eine ausgezeichnete Idee gekommen, und er sprach laut zu sich selbst:

„Ein großartiger Gedanke!“

Es gab einen berühmten Kommentator des Aristoteles namens Simplicius, der würde sich sehr gut eignen, in diesem Dialog den Standpunkt der aristotelischen Physik zu vertreten. Aber Simplicius, italienisch Simplicio, war nicht nur der Name einer wirklichen Person, sondern bedeutete ganz allgemein Einfältiger. So würde schon der Name selbst einen Hinweis geben. Der ihm gegenüberstehende fortschrittliche Gelehrte aber könnte Kluge oder Weise heißen. Ja, etwas Ähnliches. . . nein, das wäre doch nicht gut. Es wäre zu eindeutig, und sollte man ihn doch angreifen, dann könnte er sich nicht darauf berufen, daß er bei dem ersten an den Kommentator des Aristoteles gedacht habe. Im Gegenteil, hier mußte er einen wirklichen Namen verwenden. Freilich von Personen, die man verehrte. Aber wen? Lebende Personen wären aus mehreren Gründen nicht zu empfehlen. Woher sollte er aber unter den Toten jemanden nehmen, der Verfechter des heliozentrischen Weltbildes hätte sein können? Kopernikus selbst konnte er doch nicht auftreten lassen. Das wäre übrigens auch wenig wirksam, wenn Kopernikus dem Kopernikus recht gäbe. . . aber er, Galilei, lebte ja hier in Florenz und hatte früher fast zwei Jahrzehnte in Venedig verbracht. So würde er doch unter den vor nicht allzu langer Zeit verstorbenen zwei aufgeweckte und allgemeine Achtung genießende Männer finden! Da war beispielsweise Salviati! Jedermann verehrte ihn, und noch heute erinnerte man sich seiner. Und würde er ihn in seinem Buch auftreten lassen, könnte er ihm damit zugleich ein Denkmal setzen. Das schönste Denkmal, indem er seinen Namen in die Geschichte der Wissenschaft eintrug. Und der andere könnte Sagredo sein! Auch dieser hatte sich ein Denkmal verdient. Salviati sollte der Gelehrte sein, der die Gesetze der neuen Physik verkündete, und Sagredo der scharfsinnige Laie, der die Debatte stets zugunsten Salviatis entschied. Ihnen würde Simplicio gegenüberstehen, der Peripatetiker, der Einfältige.

Wenn sich jedoch an dieser Debatte auch ein Laie beteiligte, dann müßte man möglichst von einer Erscheinung ausgehen, die auch dem Laien bekannt war, die zugleich aber unmittelbar mit der Frage der Umdrehung der Erde zusammenhing. Am geeignetsten wären Ebbe und Flut. Einen entscheidenderen Beweis für die zweifache Bewegung der Erde gab es nicht*... Nein, er würde doch nicht davon ausgehen, denn den schlagendsten Beweis mußte er für den Schluß aufsparen. Aber jedenfalls werde das den Kern, den allerwichtigsten Teil des Ganzen bilden.

Das Problem sollte auch im Titel zum Ausdruck kommen:
Über Ebbe und Flut.

Da gab es noch eine Frage: Sollte er italienisch schreiben oder lateinisch? In der einen Sprache würde er sich an die Gelehrten in aller Welt wenden, in der anderen an seine Landsleute. Die ausländischen Gelehrten verstanden nicht italienisch, und die große Mehrheit seiner Landsleute nicht lateinisch. Er grübelte eine Weile über diese Frage nach, dann lächelte er. Die Frage hatte er ja schon längst entschieden. In dem Augenblick, als er für zwei der Mitwirkenden die Namen Salviati und Sagredo gewählt hatte. Den Gelehrten im Ausland sagten diese beiden Namen nichts. Ansehen und Verehrung genossen sie nur in Florenz und in Venedig. Das aber bezweckte er mit ihnen... Er würde italienisch schreiben, für seine Landsleute.

Schon sehr lange war er nicht mehr mit solcher Freude an die Arbeit gegangen wie jetzt. Schnell wuchsen die Buchstaben zu

* Eine irrige Hypothese Galileis, wonach Ebbe und Flut die Folge dessen sind, daß sich die Erde um die Sonne bewegt und sich zugleich um die eigene Achse dreht. An den Stellen der Erde, wo beide Bewegungen gerade übereinstimmen, sei die Bewegung am schnellsten, und das Wasser des Ozeans bleibe hinter ihnen zurück, wodurch die Ebbe entstehe. Wo die Richtung der beiden Bewegungen entgegengesetzt sei, habe man es mit der langsamsten Bewegung zu tun, wodurch das Wasser sich anstau und zur Flut führe. – In Wirklichkeit werden die Gezeiten durch die Gravitationskräfte hervorgerufen, die sich durch die Entfernung zwischen Erde und Mond verändern.

Zeilen an, die Zeilen füllten Seiten, und die Seiten sammelten sich zum Stoß. Schon lagen fünfzig, schon hundert Blätter aufeinander, und er war immer noch am Anfang. Zwischendurch mußte er seine Arbeit unterbrechen, weil die Regierung die Regulierung des Arno und seines Nebenflusses, des Bisenzio, beschlossen hatte, die durch ihr Hochwasser immer viel Schaden anrichteten. Mit dem Entwurf der Regulierungspläne wurde Baumeister Bartolotti beauftragt, aber Galilei hatte als Hofmathematiker die Richtigkeit der Berechnungen zu überprüfen, obwohl Bartolotti gute Arbeit leistete, war die Aufgabe für Galilei keine geringe Belastung. Die Besichtigung der Flüsse an Ort und Stelle nahm viel Zeit in Anspruch, und in solchen Fällen blieb die Arbeit für Tage liegen. Bis er mit seinem Buch fertig wurde, war es Ende Dezember 1629.

Er hatte das Empfinden, daß ihm eine Arbeit gelungen sei, die Zehntausenden von Menschen die Augen öffnen und zugleich seinen Namen für Jahrhunderte verewigen werde. Nicht ohne Stolz und Zufriedenheit griff er nach dem Federkiel und berichtete Cesi über sein Werk. Schon bald bekam er Antwort und wurde darin vom Präsidenten der Akademie der Luchse begeistert aufgefordert, so schnell wie möglich nach Rom zu kommen, um das Erscheinen des Buches vorzubereiten. Kaum drei Wochen später traf ein Brief von Castelli ein. Er berichtete, daß er eine Unterhaltung mit Pater Riccardi, dem Vorsteher der römischen Zensurbehörde, gehabt habe. Riccardi habe weitestgehende Bereitschaft in der Angelegenheit Galileis gezeigt.

Der bejahrte Gelehrte konnte dennoch nicht unverzüglich aufbrechen. Er wollte das gesamte Manuskript noch einmal gründlich durchsehen, und als er damit fertig war, hielten ihn Hiobsbotschaften von der Reise ab: Die schrecklichste aller Krankheiten, die Pest, hatte ihr Haupt erhoben. In den norditalienischen Städten forderte sie schon die ersten Opfer, und obwohl sie in die Toskana noch nicht vorgedrungen war, kamen Nachrichten, daß die von hier kommenden Reisenden nicht nach Rom hineingelassen würden, sondern sich einer mehrwöchigen Quarantäne unterziehen müßten. Diese Nachricht er-

wies sich zwar als falsch, bis sich dies jedoch herausstellte, war wieder viel Zeit vergangen. So wurde es Mitte Mai, bis Galilei in der päpstlichen Residenz eintraf.

Einige Tage später wurde er von Urban VIII. empfangen. Wie bisher, zeigte er auch diesmal großes Wohlwollen und hörte sich mit Interesse den Bericht Galileis über sein Werk an. Zwar wäre er sehr neugierig darauf, doch hätte er jetzt leider keine Zeit, es zu lesen, aber nach dem Erscheinen des Buches werde er es nachholen. Bis dahin solle Galilei sich vertrauensvoll an Pater Riccardi wenden, der ihm in allem behilflich sein werde. Er hatte nur eine einzige Bemerkung: Nach dieser kurzen Information glaube er, der Titel *Über Ebbe und Flut* sei nicht ausdrucksvoll genug, behandle das umfangreiche Werk doch weit mehr. Er würde einen umfassenderen Titel für passender halten.

Galilei suchte am nächsten Tag sehr zufrieden Herzog Cesi auf.

„Endlich! Wir haben schon das ganze Frühjahr auf Euer Kommen gewartet“, begrüßte ihn begeistert der Präsident der Akademie der Luchse.

„Ich bin erst seit einigen Tagen hier und habe schon etwas erreicht. Seine Heiligkeit hat mich empfangen, und obwohl er mir ziemlich sorgenvoll und beschäftigt erschien, war er dennoch äußerst freundlich zu mir.“

„Darüber bin ich sehr erfreut. Auf alle Fälle ist es günstiger für Euch, daß er der Papst ist und nicht sein älterer Bruder.“

„Ihr denkt an Antonio?“

„Ja. Er ist wesentlich unzugänglicher. Vor allem, seit auch er Kardinal geworden ist.“

Der Gelehrte mußte lachen.

„Versteht mich bitte nicht falsch, ich frage nur aus purer Neugierde: Wieviel Kardinäle Barberini gibt es jetzt eigentlich?“

„Nun, da auch der Papst Kardinal ist, insgesamt vier. Er selbst, sein älterer Bruder Antonio, dann ein zweiter Antonio, ein Neffe Seiner Heiligkeit, und ein weiterer Neffe Seiner Heiligkeit, Francesco. Nun, es ist eine begabte Familie“, fügte Herzog

Cesi mit feiner Ironie hinzu. „Gegen Francesco gibt es übrigens nichts einzuwenden, er ist ein sehr aufgeklärter Mann. Er ist auch Mitglied unserer Akademie.“

„Ich weiß. Ich bin ihm hier schon begegnet.“

„Ihr könnt ihn hier bald wieder treffen. Ich erwarte ihn... Aber vorhin habt Ihr etwas über Seine Heiligkeit gesagt. Daß er Euch sehr sorgenvoll erschien.“

„Zumindest hatte ich den Eindruck. Es kann freilich sein, daß ich mich irre.“

„Nein, nein! Ihr habt ein sehr gutes Auge.“

„Ein gutes Auge? Treibt keinen Spott mit einem armen alten Mann. Ich sehe ja kaum noch.“

„Verzeiht mir, aber Ihr wißt gut, daß ich es so nicht gemeint habe... Ich glaube, Seine Heiligkeit hat in der Tat Grund zur Sorge. Es steht schlecht um die Angelegenheiten der Kirche.“

„Was ist schuld daran?“ fragte Galilei mit Interesse.

„Was soll schon schuld daran sein! Natürlich der Krieg. Er dauert nun schon zwölf Jahre. Jetzt sah es so aus, als ginge er zu Ende, und zwar mit der völligen Niederlage der Ketzer, da plötzlich fing alles wieder von vorn an.“

„Aber im vergangenen Jahr hat man in Lübeck doch Frieden geschlossen.“

„Ja, das stimmt. Darüber herrschte in Rom auch große Freude, hatte doch Ferdinand von Habsburg, der unerschütterliche Ritter der katholischen Sache, einen vollkommenen Sieg errungen. Es schien, als hätte man dem Drachen des Protestantismus alle sieben Köpfe abgeschlagen und als kehrten alle deutschen Lande in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurück... Doch jetzt sieht es so aus, als sei all das nur eitle Hoffnung gewesen. Und das passiert nicht zum erstenmal in diesem Krieg. Denkt nur an Paul V.!“

„An Paul V.? Ich weiß nicht, was Ihr meint.“

„Nun, wie er gestorben ist.“

„Ich kenne die Umstände seines Todes nicht.“

„Ihr kennt sie nicht? Dabei waren sie sehr interessant. Damals hatte man in der Schlacht am Weißen Berg in Böhmen

einen großen Sieg errungen und die besten protestantischen Heere geschlagen. Man erzählte, es habe Berge von Leichen gegeben und das Blut sei in Bächen geflossen... Aus Freude über diesen Sieg des wahren Glaubens hatte Seine Heiligkeit eine große Dankprozession veranstaltet, die er selbst anführte. Und während der Prozession bekam er einen Schlaganfall, an dessen Folgen er nach einigen Tagen gestorben ist. Damals sahen viele darin einen Fingerzeig Gottes.“

„Nein, diese Einzelheiten waren mir nicht bekannt.“

„Dabei sind sie gar nicht uninteressant. Aber ich erzähle es nicht aus diesem Grunde. Damals also, wenn ich mich recht entsinne, war es 1621...“

„Ja, in dem Jahr ist Paul V. gestorben.“

„Damals also glaubten bereits alle, der Krieg sei zu Ende und die katholischen Heere hätten gesiegt. Was aber geschah dann? Es kam der dänische König Christian, und alles begann von vorn. Jetzt ist die Situation die gleiche, nur ist es jetzt nicht der dänische, sondern der schwedische König, der die Fahne erhoben hat. Ein anderer Protestant, Gustav Adolf. Gerade jetzt ist die Nachricht eingetroffen, daß er mit seinen Truppen in Deutschland gelandet ist.“

„Seine Eminenz Francesco Barberini“, meldete der Diener.

„Lupus in fabula“* eilte Cesi seinem Gast entgegen.

„Was Ihr nicht sagt! Ihr spracht gerade von meiner unbedeutenden Person? Was mag der Anlaß gewesen sein?“

„Nun, nicht über Euch persönlich, Eminenz. Wir beide, als Laien, haben uns gerade über die Politik der Kirche unterhalten, als deren berufener Wortführer erschien. Soeben habe ich unserem Freund aus Florenz erzählt, daß die Truppen Gustav Adolfs in Deutschland gelandet sind und daß der Religionskrieg doch nicht zu Ende ist.“

„Das ist leider wahr. Ihr wißt es also auch schon! Aber das ist nicht das einzige Unglück.“

* Eigentlich der Wolf in der Fabel; hier: Wenn man vom Wolf spricht, dann ist er nicht weit.

„Sondern?“ fragte Cesi überrascht.

„Daß keine Einigkeit zwischen den katholischen Mächten besteht. Aus zuverlässigen Quellen treffen immer neue Nachrichten aus Frankreich ein, daß der schwedische König von dort Ermunterung erhielt und noch erhält. Offenbar nicht nur Ermunterungen, sondern auch sonstige Unterstützung. Geld, Lebensmittel und Kriegsausrüstung.“

„Aus Frankreich? Aus dem katholischen Frankreich? Wo dort ein so namhafter Diener der Kirche das Amt des Staatsministers bekleidet?“

„Kardinal Richelieu. Aber der Kardinal ist nicht nur ein Diener der Kirche, sondern auch des französischen Königs. Und während das Interesse der Kirche verlangt, daß der wahre Glaube in der ganzen Welt siegt, verlangt das Interesse des französischen Königs, daß seine südlichen und nordöstlichen Nachbarn...“

„In beiden Fällen die Habsburger“, warf Cesi ein.

Barberini nickte und fuhr fort:

„...nicht übermäßig mächtig sind. Im Gegenteil, sie sollen möglichst geschwächt werden. Die Feinde des Kaisers sind also seine Verbündeten. Selbst dann, wenn diese Feinde Protestanten sind. Und gäbe es noch die maurische Großmacht, die Spanien angreifen könnte, dann würde er sich offenbar auch mit der verbünden.“

„Und Seine Heiligkeit?“ fragte Galilei.

„Ihr könnt Euch vorstellen, wieviel Sorgen ihm diese Lage bereitet.“

„Ich kann es mir nicht nur vorstellen, ich habe es gesehen. Gerade das war der Ausgangspunkt unseres Gesprächs, nämlich, daß der Heilige Vater sehr sorgenvoll erschien.“

„Ihr habt recht. Sieht er doch die Hauptaufgabe seines Lebens in der Ausrottung der Ketzerei. Aber umsonst schleppt man hier in Rom alle Sterndeuter auf den Scheiterhaufen...“

„Man schleppte Sterndeuter auf den Scheiterhaufen?“ Dem Gelehrten lief es kalt über den Rücken.

„Ihr habt wohl noch gar nicht davon gehört?“

„Es sind noch keine zwei Monate her“, fügte Cesi hinzu.

„...umsonst baut Seine Heiligkeit die Ewige Stadt zur mächtigen militärischen Festung aus“, fuhr der Kardinal fort. „wenn sich die katholischen Mächte gegeneinander wenden, statt gemeinsam den Protestantismus auszurotten. Ja, selbst in Rom versteht man Seine Heiligkeit nicht. Man macht Spottverse auf ihn, weil er aus dem bronzenen Dach des Pantheons Kanonen für die Engelsburg hat gießen lassen. Auf Schritt und Tritt hört man: ‚Quod non fecerunt barbari, fecit Barberini‘.* Ich glaube, an seiner Stelle wären andere auch voller Sorgen.“

„Ja, das habe ich gesehen und vorhin erwähnt“, wiederholte Galilei. „Ansonsten jedoch hat er mich mit genauso dankenswerter Herzlichkeit empfangen wie früher. Er brachte sein Bedauern zum Ausdruck, daß er mein Werk nicht in der Handschrift lesen könne, und er wies mich an Riccardi. . . Ich möchte jetzt auch gehen, denn ich will ihn morgen zeitig aufsuchen.“

„Ich habe Euch schon erwartet“, empfing ihn am nächsten Tag Riccardi, der Vorsteher der päpstlichen Zensurbehörde, mit betonter Freundlichkeit. „Bereits im Frühjahr hat Castelli von Eurem großen, umfassenden Werk gesprochen, und gestern ließ mich das Sekretariat Seiner Heiligkeit wissen, daß der Maestro mich aufsuchen werde. Und man legte mir ans Herz, ich sollte Euch mit größter Zuvorkommenheit behandeln. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß dieser Hinweis völlig überflüssig war. In ganz Italien weiß jedermann, wer Galilei ist, nur gerade der Magister des Heiligen Palastes** sollte es nicht wissen.“

„Ich zweifle nicht an dem Wohlwollen Euer Hochwürden. Gerade das gibt mir Mut, mich mit einer Bitte an Euch zu wenden. Bis die Druckerei das Manuskript setzt, den Umbruch beendet und mit der Arbeit völlig fertig wird, vergeht ziemlich viel Zeit. Und ich bin nicht mehr der Jüngste“, er zeigte lä-

* Was die Barbaren nicht getan haben, das tut Barberini.

** Der amtliche Titel des Vorstehers der päpstlichen Zensurbehörde.

chelnd auf sich, „ich möchte das Buch gern noch fertig sehen. Deshalb bitte ich Euch, daß es nicht übermäßig lange dauert. . .“

„Die Zensur? Keine Spur! Ich werde es selbst lesen und noch heute damit beginnen. . . Alles was wahr ist, es ist ein recht dickes Bündel“, bemerkte er, als ihm der Gelehrte das Manuskript überreichte. „Aber in einer Woche, höchstens in zehn Tagen werde ich es doch schaffen.“

„Ihr verpflichtet mich zu großem Dank“, sagte Galilei und schickte sich zum Gehen an.

„Geht noch nicht!“ bat ihn Riccardi und nötigte ihn, wieder Platz zu nehmen. „Ich möchte mit Euch noch über etwas sprechen. Habt Ihr Pater Scheiners Buch *Rosa Ursina* gelesen? Scheiner lebt seit einiger Zeit in Rom und hat Euch in dem Buch mehrfach scharf angegriffen. Unter anderem auch in der Frage der Sonnenflecken. Gibt es vielleicht hier“, er zeigte auf das Manuskript, „schon eine Antwort darauf?“

„Nein, von den neuen Angriffen Scheiners höre ich jetzt zum erstenmal. Aber unter Umständen könnte ich in meinem Buch noch darauf eingehen. Wir werden es besprechen. Jedenfalls danke ich Euch sehr für den Hinweis.“

„Gewiß, kleinere Änderungen lassen sich noch machen. Ich freue mich sehr, wenn ich Euch behilflich sein kann. . . Wie gesagt, ich bemühe mich, es schnellstens zu lesen. Erkundigt Euch in acht oder zehn Tagen!“

Zur genannten Zeit trat Galilei recht zuversichtlich beim Hauptzensor ein.

„Komme ich Euch gelegen? Oder seid Ihr mit meinem etwas dick geratenen Werk noch nicht fertig?“

Riccardi verzog das Gesicht und kratzte sich am Kopf.

„Fertig bin ich schon. Nur. . .“

„Stimmt etwas nicht?“

„Das ist eine harte Nuß, Signore Galilei. In seiner jetzigen Fassung. . . wie soll ich sagen? . . . wage ich es nicht zu genehmigen.“

„Ihr genehmigt es nicht?“ fragte Galilei entsetzt.

„Versteht mich nicht falsch, lieber Freund! Ich habe auch nicht gesagt, daß ich es nicht genehmige, sondern daß ich es in seiner jetzigen Fassung nicht zu genehmigen wage. . . Schaut“, fuhr er mit plötzlichem Entschluß fort, „ich weiß sehr gut, daß man uns Zensoren alle verabscheut. Da kommt der Autor eines Buches her und wartet darauf, was wir sagen. Das eine geht, das andere geht nicht. Er glaubt, daß alles von unserer Lust und Liebe abhängt. Wenn wir guter Laune sind, genehmigen wir es, sind wir schlechter Laune, dann nicht. In Wirklichkeit verhält es sich ganz anders. Wir sind an sehr strenge Weisungen gebunden, die wir nicht überschreiten dürfen. Von uns nimmt jeder an, wir seien uneingeschränkte Tyrannen, und dabei haben wir mehr Angst als die Verfasser der Bücher. . . Wenn ich noch einmal zur Welt käme, würde ich mich für einen völlig gefahrlosen Beruf entscheiden. Ginge als Bärenführer oder Schlangenbeschwörer. . . aber mit Büchern und ihren Verfassern möchte ich nicht wieder zu tun haben! Nicht um alles in der Welt!“ Er winkte resigniert ab.

„Und weshalb wagen Euer Hochwürden das Buch in seiner jetzigen Fassung nicht zu genehmigen?“ fragte Galilei nach kurzer Pause.

Riccardi lachte.

„Das wißt Ihr, Herr Professor, genausogut wie ich. Es ist zu einseitig, zu voreingenommen zugunsten der kopernikanischen Auffassung. Dabei kennt Ihr doch den Standpunkt der Kirche gut. . . So kann ich es nicht durchgehen lassen. Ihr müßt daran ändern. Ich will nicht sagen, daß Ihr genau das Gegenteil schreiben sollt, aber Ihr müßt es zumindest abschwächen.“

Galilei starrte niedergeschlagen vor sich hin.

„Sagen wir, daß sich die beiden Meinungen die Waage halten“, versuchte Riccardi ihn zu überreden. „Aber so wie es jetzt ist, kann dieser Simplicio Salviati nicht einmal das Wasser reichen.“

„Und was wäre“, fragte der Gelehrte plötzlich lebhaft, „wenn ich eine entsprechende Einleitung schriebe, die jedes Mißverständnis ausschlosse?“

„Eine entsprechende Einleitung? Auch diese Lösung wäre nicht schlecht.“

„Und zwar würde ich die Argumente der Kopernikaner nur deshalb vorbringen, damit alle Welt sehen könne, daß sie uns geläufig sind. Viele behaupten nämlich, vor allem in den protestantischen Ländern, daß der Beschluß von 1616 nur hätte zustandekommen können, weil man im Vatikan einfach keine Ahnung von der Astronomie habe.“

„Das scheint nicht schlecht zu sein. Schreibt es einmal nieder, und dann werden wir weiter sehen. . . Glaubst mir, ich will wirklich nicht kleinlich sein und Euch Hindernisse in den Weg legen. Aber was nicht geht, das geht nun mal nicht. . . Schreibt erst einmal die Einleitung, die Euch vorschwebt; und sollte es dann noch immer Bedenken geben, unterhalten wir uns noch einmal darüber.“

„Ich würde auch gern das Manuskript mitnehmen. Inzwischen habe ich die *Rosa Ursina* gelesen und möchte die Antwort auf Scheiners Angriff noch einfügen. Ich werde die Stellen kennzeichnen, wo ich im Text Änderungen vornehme, damit Ihr das Ganze nicht noch einmal lesen müßt.“

„Bittel“ Riccardi überreichte ihm das Manuskriptbündel. „Ich erwarte die Einleitung.“

„Das war eine gute Idee mit der Einleitung!“ dachte der Gelehrte zufrieden, als er sich entfernte. „Das hat sich schon bei dem Brief an Ingoli bewährt. Da der aber nicht gedruckt worden ist, kann ich den Gedanken ruhig wieder aufgreifen.“

Er blieb stehen und blätterte auf offener Straße in dem Manuskript. An der einen oder anderen Stelle überflog er sogar einen Abschnitt. Er war zufrieden.

„Es ist eine gute Arbeit!“ sagte er stolz zu sich selbst. Als er das Manuskript zuklappte, fiel sein Blick auf den Titel: *Über Ebbe und Flut*. „Der muß geändert werden. Urban hatte recht. Man brauchte einen umfassenderen Titel.“

Noch unterwegs dachte er ihn sich aus und brachte ihn zu Hause zu Papier. *Dialog über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme, das ptolemäische und das kopernikanische, von Galileo Galilei, dem Luchs.*

Am nächsten Tag begann er mit der Niederschrift der Einleitung. Kaum hatte er jedoch ein oder zwei Seiten geschrieben, da kam ihm der Gedanke, daß es wesentlich schneller ginge, wenn er erst die Antworten an Pater Scheiner in den Text einfügte, und während Riccardi diese durchsah, die gewünschte Einleitung verfaßte.

All sein Bestreben war darauf gerichtet, so schnell wie möglich seine Aufgaben in Rom zu beenden. Es war Anfang Juni, aber so außergewöhnlich warm, daß die Hitze ihm maßlos zu schaffen machte. Früher vertrug er Hitze gut, zumindest wesentlich besser als jetzt, wo ihn Mattigkeit, Ermüdung und Schlaf überkamen, so daß er kaum arbeiten konnte und ständig Kopfschmerzen hatte. Über die körperlichen Beschwerden hinaus beunruhigten ihn die Nachrichten von der Ausbreitung der Pest. Die Seuche konnte nicht eingedämmt werden, sondern breitete sich im Gegenteil immer mehr aus und forderte zunehmend Opfer. Er lebte in ständiger Angst wegen seiner Töchter und mußte dabei befürchten, daß man die Straßen abspernte und er nicht nach Hause reisen konnte.

Daher traf es ihn wie ein Schlag, als ihm Riccardi bei der erneuten Übergabe des Manuskriptes mitteilte, er könne sich nicht auf die Durchsicht der neu eingefügten Teile beschränken, sondern werde das ganze Manuskript zwecks Begutachtung Pater Visconti übergeben, der nicht nur Angehöriger der Zensurbehörde sei, sondern zugleich auch Professor der Mathematik und sich daher für diese Aufgabe besonders eigne.

„Und wie lange wird das dauern?“ erkundigte sich der Gelehrte voller Ungeduld.

„Das hängt natürlich von Visconti ab, aber ich hoffe, er braucht nicht übermäßig viel Zeit.“

Visconti war dann auch überraschend schnell mit der Durchsicht fertig. Er habe mehrere Bemerkungen und Abänderungsvorschläge, nach deren Ausführung seiner Meinung nach dem Erscheinen nichts mehr im Wege stünde, nur der Schluß des Buches müsse umgearbeitet werden.

„Nun seht Ihr, es war überflüssig, Euch soviel Sorgen zu

machen“, sagte Riccardi, als er ihm das Gutachten des Zensors reichte. „Ihr berücksichtigt die Hinweise, schreibt den Schluß um und verfaßt die Einleitung, dann lese ich das Ganze noch einmal durch, und schon kann es in Druck gehen.“

„Wie denn, Euer Hochwürden wollen das Ganze noch einmal lesen?“

„Natürlich! Wie stellt Ihr es Euch denn sonst vor?“

„Daß es doch voll und ganz ausreichte, wenn Ihr die neuen Abschnitte durchlesen würdet. Meiner Ansicht nach ist sogar das völlig überflüssig, denn Visconti ist ja ebenfalls Angehöriger der Zensurbehörde.“

„Ein so wichtiges Buch kann ich ihm nicht allein überlassen. Ich aber muß das Ganze im Zusammenhang sehen. Herausgelöste Abschnitte vermitteln kein klares Bild.“

„Besteht Ihr unbedingt darauf, das Ganze noch einmal zu lesen?“

„Ja, unbedingt!“

„Dann müssen wir leider eine andere Lösung finden. Ich kann nicht so lange in Rom bleiben, bin gesundheitlich nicht auf der Höhe und habe außerdem zu Hause zu tun. Ich weiß schon jetzt nicht, ob ich bis nach Florenz gelangen werde oder ob man mich nicht unterwegs in Quarantäne nimmt.“

„Es tut mir unendlich leid, aber ich kann Euch nichts anderes sagen. Ich würde Euch den Vorschlag machen, reist jetzt nach Hause, macht alles fertig, was noch zu berichtigen ist, und kommt im Herbst wieder. Wann würde es Euch am besten passen?“

„Vielleicht im September“, antwortete der Gelehrte mißmutig.

„Nun gut! Kommt also mit dem Manuskript im September zurück, und dann werden wir es in ein oder zwei Wochen sicher schaffen.“

Der greise Gelehrte kehrte also nach Florenz zurück. Zum Glück konnte er die Reise ohne Hindernis zurücklegen, und obwohl die Pest bereits in die Toskana vorgedrungen war, gab es in der Stadt selbst und in der unmittelbaren Umgebung noch keine Erkrankungen. Das Wetter war hier wesentlich erträglicher als in dem weit südlicher gelegenen Rom. Virginia emp-

ging ihn mit großer Freude, auch sie hatte sich um den abwesenden Vater gesorgt. Es gab so schreckliche Nachrichten von der Pest. Dann berichtete sie von den geringfügigen Neuigkeiten, die es in ihrem ereignislosen Leben gab.

„Gut, daß ich daran denke, es wäre mir fast entfallen! Der Besitzer der Gioiello ist hier gewesen. Er sagte, er würde die Villa verkaufen und wollte sie natürlich zuerst dir anbieten, da du ja darin wohnst.“

„Wann ist er hier gewesen?“

„Vielleicht vor zwei Wochen.“

„Schön, ich werde es mir überlegen.“

„Kauf sie doch, ich würde mich darüber sehr freuen!“

„Meine kleine Närrin. Ist dir denn das nicht einerlei?“

„Nein, denn dann wüßte ich sicher, daß du immer hier in meiner Nähe bleibst.“

Ein Lächeln huschte über das Gesicht Galileis, und er strich seiner Tochter über die Wange.

„Du würdest dich also freuen, wenn ich sie kaufte?“

„Ja, sehr.“

„Nun gut. Ich werde sie kaufen.“

Daß er zu Hause alles in Ordnung fand, beruhigte ihn. Auch körperlich fühlte er sich besser und vergaß allmählich seinen Ärger in Rom. Vielleicht war es gar nicht so schlimm, daß alles so gekommen war, so brauchte er sich nicht in dieser drückenden Hitze zu quälen! Aber es war an der Zeit, die letzten Überarbeitungen vorzunehmen. Gutgelaunt ging er an die Arbeit. Da erhielt er die Nachricht, daß Herzog Cesi in Rom nach kurzem Kranklager von nur wenigen Tagen gestorben sei.

Die Todesnachricht traf ihn außerordentlich hart. Cesi war ein offener und uneigennütziger Freund gewesen, der ihm stets bereitwillig geholfen hatte. Wenn er ihn gebeten hätte, würde er sicher auch jetzt seine weit reichenden Beziehungen genutzt haben, um die Tätigkeit der Zensurbehörde zu beschleunigen. Aber unabhängig davon war ihm der Präsident der Akademie der Luchse im Laufe der Jahre sehr ans Herz gewachsen, ohne ihn war die Welt für ihn ärmer.

Nach dem Vater, der Mutter, Salviati, Sagredo, Paul V., Cosimo nun auch Cesil Menschen, mit denen sein Leben im Guten oder Bösen eng verknüpft gewesen war, hatten das Zeitliche gesegnet. Es ließ sich nicht leugnen, das war ein Zeichen, daß auch seine Zeit bald abgelaufen war.

In dieser Stimmung kam der September heran, wo er wie vereinbart wieder nach Rom hätte reisen müssen. Aber jetzt war das wirklich nicht möglich. Die Pest breitete sich immer mehr nach dem Süden aus, und die Wege zwischen Toskana und dem Kirchenstaat waren alle gesperrt. Der Postdienst konnte nur unter großen Schwierigkeiten aufrechterhalten werden, und an den Versand eines so großen Paketes wie des gesamten Manuskriptes war nicht zu denken. Mit der Einleitung und dem Schluß des Manuskriptes konnte man es versuchen, das war wesentlich weniger. Und entweder sie erreichten den Adressaten oder sie erreichten ihn nicht.

Nun begann ein monatelanges Hin und Her zwischen Galilei und Riccardi, der unter diesen Umständen seine Zustimmung durchaus nicht geben wollte. Außer den Freunden in Rom schalteten sich auch Cioli, der florentinische Staatsminister, und Niccolini, der Gesandte des Großherzogtums in Rom, ein, vorerst aber mit wenig Erfolg. Schließlich genehmigte die florentinische Zensurbehörde den *Dialog*, und in der Druckerei Landini hatte man schon einen Großteil gesetzt, als aus Rom der genehmigte Text der Einleitung eintraf, mit der Bemerkung, daß diese unbedingt am Anfang des Buches zu stehen hätte. So wurde sie nachträglich mit anderen Lettern gesetzt, auf einem separaten Bogen gedruckt und ergänzend zum Buch hinzugebunden, dessen Titelseite drei debattierende Männer darstellte. Am 22. Februar 1632 überreichte der Autor das erste Exemplar Großherzog Ferdinand, dem er sein Werk gewidmet hatte.

IV. SANTA MARIA SOPRA MINERVA

„Bist du es, Mario?“ empfing der Gelehrte seinen Gast strahlenden Gesichtes. „Ich lese gerade einen Brief von Campanella. Schau, er schreibt, daß der *Dialog* der Anfang einer neuen historischen Epoche sei.“

„Ich glaube, da hat er recht“, antwortete Guiducci, während er sich in den Lehnstuhl setzte, den der Hausherr ihm wies. „In der Geschichte der Wissenschaften auf alle Fälle.“

„Cavalieri aber vergleicht ihn in seiner Bedeutung mit dem *Rasenden Roland*. Du weißt, das ist mein Lieblingsbuch... Aber es sind noch andere Meinungen da.“ Und aus seinem Schubfach holte er mit kindlichem Stolz ein Bündel Briefe hervor und breitete sie auf den Tisch aus. „Baliani, Castelli, Micanzio, Antonini! Alle schreiben voller Begeisterung und Entzücken.“

„Das wundert mich nicht. Genauer gesagt, nicht über ihre Begeisterung und ihr Entzücken bin ich verwundert, sondern über dein Buch selbst. In erster Linie natürlich in wissenschaftlicher Sicht. Aber nicht nur deshalb. Es wirkt wie Scheidewasser*. Es genügt zu sehen, welche Gefühle der *Dialog* bei einem Menschen auslöst, und man kann sich ein genaues Bild von ihm machen. Die Anhänger des Fortschritts sind begeistert, den Peripatetikern aber läuft die Galle über. Weißt du, womit Chiaramonti gegen dich argumentiert? Die Studenten halten sich vor Lachen den Bauch, wenn sie es sich erzählen. Chiaramonti sagt, du kannst ganz einfach nicht recht haben, weil alle Geschöpfe die sich bewegen, Glieder und Muskeln haben. Die Erde aber habe weder Glieder noch Muskeln, sie könne sich also nicht bewegen.“

„Scipione Chiaramonti?“

* Salpetersäure, die zum Trennen einer Gold-Silber-Legierung verwendet wird, weil sie Silber löst, Gold aber nicht.

„Ja.“

„Das kann doch nicht wahr sein“, zweifelte der Gelehrte. „Solche Argumente kann doch nur ein Kind oder ein Geisteschwacher vorbringen.“

„Und doch ist es so!“ beteuerte Guiducci. „Und er ist kein Kind, sondern der Professor für Philosophie an der Universität zu Pisa. Aber geistesschwach kann er deshalb trotzdem sein. . . Doch warte nur, das ist noch nicht alles. Er behauptet weiterhin, daß der Saturn, der Jupiter, die Sonne und die anderen Planeten jeweils von einem Engel auf ihrer Umlaufbahn bewegt würden. Wenn sich auch die Erde drehen würde, dann müßte sich im Mittelpunkt der Erde ebenfalls ein Engel befinden. Dagegen sei es doch allgemein bekannt, daß sich dort die Teufel aufhielten und keine Engel, die Erde könnte sich also nur drehen, wenn sie von Teufeln bewegt würde. . . Was sagst du dazu?“

„Nichts. Du weißt, daß ich seinerzeit das ärztliche Diplom nicht erworben habe, das aber gehört in die Zuständigkeit der Ärzte.“

„In ähnlicher Weise schimpfen alle Peripatetiker. Sie sind höchstens nicht alle so beschränkt wie dieser Chiaramonti.“

„Freilich sind sie nicht alle so beschränkt. Sie sind ja auch nicht alle Professoren der Philosophie.“

Mario dämpfte ein wenig die Stimme, beugte sich vor und sagte:

„Hauptsächlich die Jesuiten sind sehr erbost. Zum Teil, weil du Scheiner wieder verspottest. . .“

„Ich habe seinen Namen nicht einmal erwähnt!“

„Aber sie verstehen die verhüllten oder manchmal gar nicht so verhüllten Anspielungen sehr wohl. Das kränkt sie in erster Linie, aber nicht nur das allein. Das ganze Buch empfinden sie als Verspottung.“

„Am meisten vielleicht, daß es jemand wagt, sich in Dinge einzumischen, die sie als ihren ausschließlichen Besitz betrachten.“ Nämlich die Wissenschaft“, meinte Galilei.

„So ist es“, griff Mario die Schlußfolgerung auf, „überlegt nur: Bis jetzt saßen an allen Stellen, wo Wissen benötigt wurde, entweder die Jesuiten selbst oder zumindest ihre Schüler. Was

soll mit ihnen werden, wenn sich nun daran etwas ändert? Davor haben sie Angst.“

„Es wird kommen, wie es zum Teil schon gekommen ist. Daß man nicht, wie Pater Scheiner und Grassi es tun, ihre peripatetischen Albernheiten lehren wird, sondern die Wahrheit.“

„Ich fürchte, den Jesuiten kommt es weniger auf die Wahrheit an. Viel wichtiger ist ihnen, daß sich der Unterricht nach ihren Interessen richtet. Die sehen sie bedroht, und deshalb sind die Jesuiten von Florenz so erbost“, antwortete Guiducci.

Aber nicht nur in Florenz waren die Jesuiten erzürnt, sondern fast überall in der Welt und am meisten in Rom. Der Umstand, daß Galilei über zwei ihrer Ordensbrüder, über Scheiner und Grassi, erneut gesiegt hatte, löste vor allem ihre Empörung aus. Das allein war schon unverzeihlich. Denn durch sie war der ganze Orden blamiert. Wenn ein einziger Ordensbruder an Ansehen verlor, so verringerte sich das Ansehen des ganzen Ordens. Aber darüber hinaus stand noch viel mehr auf dem Spiel. Nicht nur das Ansehen der Jesuiten, sondern das eines ganzen Systems, eines Systems im Denken und Herrschen, das auf Autorität beruhte, auf der Autorität von Aristoteles und Thomas von Aquino, auf der Autorität der Kirche. Sie wurde von Galilei angetastet. Wenn man diesem gefährlichen Vorgang nicht beizeiten Einhalt gebot, konnte das unabsehbare Folgen haben. Dann würde früher oder später jeder nur noch das glauben, von dessen Wahrheit er sich überzeugt hatte, anstatt zu glauben, was man ihm befahl. Dieser Weg aber führte ganz offenbar in die Ketzerei, in die Hölle, zur Verdammnis! . . . Bedauerlich genug, daß dazu der Papst durch die Unterstützung solcher Männer eigenhändig Hilfestellung leistete. Das kam dabei heraus, wenn auch ein anderer als ein Jesuit Papst werden konnte. So blieb keine andere Möglichkeit, als den Heiligen Vater aufzuklären.

„Bruder Christophoros!“ wandte sich der Vorsteher des Ordenshauses in Rom an Pater Griemberger. „Habt Ihr das letzte Buch, den *Dialog*, dieses Florentiners, dieses Ketzers, schon zu Gesicht bekommen?“

„Man kommt nur sehr schwer heran, denn wegen der Pest sind erst wenige Exemplare nach Rom gelangt.“

„Noch heute sollt Ihr es haben. Studiert es auf das gründlichste.“

„Sobald ich es bekomme, werde ich damit anfangen. Aber wenn ich bemerken dürfte, Pater Scheiner kennt diese Frage wesentlich besser als ich. Vielleicht könnte er . . .“

„Ich weiß, was ich tue“, fiel ihm der Prior ins Wort. „Ich gebe es Euch“, sagte er mit Nachdruck. „Mich interessieren jetzt nicht in erster Linie Fachfragen. Studiert das Buch unter dem Gesichtspunkt, ob Ihr etwas Verwerfliches darin finden könnt. Also auf das allergründlichste, versteht Ihr?! Denn mit diesem Galilei müssen wir äußerst bedacht und vorsichtig umgehen. Er versteht es, mit unglaublicher Schläue gefährliche und schädliche Lehren in seine Schriften zu schmuggeln. Wir können uns dagegen nur wehren, indem wir äußerst sorgfältig selbst auf jeden Nebensatz und jedes Attribut achten. Wenn Ihr das Buch unter diesem Gesichtspunkt lest, werdet Ihr reichlich eindeutig beanstandbare Teile finden; davon bin ich leider“ – er setzte eine scheinheilige Miene auf – „im voraus überzeugt. Der Eifer, der Euch im Dienste unseres Ordens, unserer heiligen Kirche und unseres wahren Glaubens durchglüht, wie gesagt, dieser Eifer muß Euch dabei helfen, jede schädliche Absicht zu entdecken, die der Verfasser in sein Werk eingeschmuggelt hat.“

„Ich verstehe“, antwortete Pater Christophoros mit leichtem Kopfneigen.

„Wartet noch! Es ist einerlei, welcher Art die Beanstandungen sind. Sie können auch wissenschaftlicher Natur sein, doch sind nicht diese die wichtigsten. Richtet Euer Augenmerk hauptsächlich auf theologische Gesichtspunkte, aber was Ihr auch sonst findet, alles ist von Bedeutung. Und die Durchsicht des Werkes soll möglichst nicht allzuviel Zeit in Anspruch nehmen, aber Ihr braucht deshalb auch nichts zu überstürzen. Lieber soll die Durchsicht gründlich sein, auch wenn sie etwas länger dauert! Habt Ihr verstanden?“

„Ich werde bemüht sein, die Aufgabe nach bestem Wissen auszuführen.“

Der Prior nickte.

„Das Buch bekommt Ihr noch heute“, wiederholte er.

Pater Griemberger verrichtete gewissenhafte Arbeit. Er las das Buch mehrfach auf das sorgfältigste durch, begab sich einige Male in die Zensurbehörde und sah sogar in Schriften der Indexkongregation ein.

Nach reichlich einem Monat meldete er sich erneut beim Ordensvorsteher.

„Nun, zu welchem Ergebnis seid Ihr gekommen?“

„Ich habe eine ganze Reihe zu beanstandender Dinge gefunden. Um mit dem Wesentlichsten zu beginnen, das ganze Buch ist zweifellos ein Lob des kopernikanischen Weltbildes, obwohl dies durch den Beschluß der Indexkongregation von 1616 verboten wurde.“

„Der Verfasser behauptet, und zwar nicht nachträglich, sondern im Buch, daß er die kopernikanische Auffassung nur deshalb darlege, um sie widerlegen zu können.“

„Ja, das ist mir aufgefallen, aber das dient fraglos nur zur Irreführung der Zensur. Er verbirgt in der süßen Hostie des Gehorsams eines Gläubigen das bittere Gift der Ketzerei.“

„Womit können wir das beweisen?“

„Das muß jedem auffallen, der das Buch aufmerksam liest. Wenn das nicht die Absicht des Verfassers wäre, dann würde Salviati, der Vertreter der kopernikanischen Lehre, nicht so turmhoch über seinem Gegner, über Simplicio, stehen. Und schon der Name selbst, Simplicio, weist darauf hin.“

„Galilei behauptet, er habe den Namen gewählt, weil Simplicius ein berühmter Kommentator des Aristoteles gewesen ist.“

„Es hat auch andere Kommentatoren des Aristoteles gegeben, so zum Beispiel Thomas von Aquino. Welch ganz andere Wirkung aber würde es beim Leser auslösen, wenn der heilige Thomas das gleiche sagen würde wie einer, dessen Name gleichbedeutend ist mit Einfältiger.“

„Das ist richtig“, der Prior nickte. „Habt Ihr auch noch andere Beweise?“

„Gewiß doch! Das Buch verrät schon in seiner Form, daß die Einleitung, in der Galilei den soeben erwähnten leeren und durchsichtigen Vorwand vorbringt, streng genommen nicht zum Buch gehört.“

Der Ordensvorsteher horchte auf.

„Wie das? Erklärt das näher! Das ist mir nicht aufgefallen.“

„Es geht daraus hervor, daß die Einleitung mit ganz anderen Lettern gesetzt ist, womit die Aufmerksamkeit des Lesers darauf gelenkt wird, daß sie streng genommen nicht zu dem Werk gehört. Außerdem hat man sie auf einem separaten Bogen gedruckt und nachträglich dem Buch zugeheftet. Man könnte sich leicht vorstellen, daß das nicht bei allen Exemplaren geschehen und einige ohne diese Einleitung in Umlauf gekommen sind.“

„Ja, das ist möglich, aber es gibt keinen Beweis. Man müßte ein solches Exemplar in die Hand bekommen.“

„Das ließe sich unter Umständen sogar einrichten“, meinte der Pater. „Aber der Leser erhält ohnehin den Eindruck, daß diese nachträgliche Hinzufügung nicht organisch zum Buch gehört. Was übrigbleibt, ist das Lob der kopernikanischen Lehre... Was aus dem Buch übrigens recht eindeutig hervorgeht.“

„Leider hat es die Zensur genehmigt.“

„Es gibt auch etwas, was die Zensur nicht genehmigt hat.“

„Woran denkt Ihr? Das ist äußerst interessant.“

„Auf der Titelseite des Buches befindet sich eine Zeichnung.“

„Die drei diskutierenden Männer.“

„Ja, die auch, aber an sie dachte ich jetzt nicht. Auf der äußeren Umschlagseite befinden sich inmitten einer Rankenverzierung drei Delphine, von denen einer den Schwanz des anderen im Maul hält. Dieses Bild lag der Zensur nicht vor... und sicherlich hat es eine geheime Bedeutung.“

„Glaubt Ihr?“

„Ganz bestimmt. Nur weiß ich noch nicht welche.“

„Wir müssen eine Erklärung finden.“

„Ich werde sie finden.“

„Und weiter?“

„Mehr habe ich vorerst nicht zu berichten.“

„Hm. Das ist insgesamt nicht sehr viel.“

„Immerhin sein Eintreten für die kopernikanische Lehre!“

„Ja, aber da ist die bekannte Ausrede... Sagt, habt Ihr die Schriften von 1616 auch durchgesehen? Steht da nicht etwas drin, daß sich Galilei überhaupt nicht mit der Frage der zweifachen Bewegung der Erde befassen dürfe.“

„Leider nicht. Um ein Haar hätte es so sein können. Aber es wurde nichts derartiges gesagt, ich habe alles durchgesehen.“

„Was heißt um ein Haar?“

„Ich will damit sagen, daß Seine Eminenz, der Kardinal Belarmino, die Weisung bekommen hatte, Galilei zu ermahnen, die kopernikanische Lehre nicht als wahr zu verkünden. Sollte er sich damit nicht abfinden, dann sollte ihm untersagt werden, sich in irgendeiner Weise mit dieser Lehre zu beschäftigen...“

„Na also!“ Die Augen des Ordensvorstehers leuchteten auf.

„Nur hat er, leider, gleich die erste Ermahnung angenommen, so daß es zur zweiten gar nicht erst gekommen ist. Noch viel weniger zu der dritten vorgesehenen Maßregelung, ihn einzukerkern.“

„Schade. Die für den zweiten Fall vorgesehene Ermahnung wäre uns sehr gelegen gekommen. Dann hätten wir jetzt keinerlei Sorgen... Aber vielleicht geht es auch so... Das ist also alles?“

„Ja, das ist alles.“

„Habt Ihr es gründlich gelesen? Auch den Schluß?“

„Natürlich“, antwortete Pater Griemberger ein wenig ent-rüstet.

„Und dort ist Euch auch nichts aufgefallen? Ganz am Schluß.“

„Eigentlich nicht“, antwortete der Pater nachdenklich.

„Dort, wo Simplicio sagt, wir, die Menschen, könnten der göttlichen Allmacht keine Grenzen setzen?“

„Ich entsinne mich an diese Stelle. Ich muß gestehen, dieser Ausspruch erschwert beträchtlich die Beanstandungen. Denn

dieses Argument erkennen sowohl Salvíati als auch Sagredo an, und sie verneigen sich davor. Das ist unleugbar ein sehr frommer Standpunkt des Verfassers, ich glaube aber, nicht wahr, er braucht von uns jetzt nicht besonders herausgestrichen zu werden.“

„Ein sehr frommer Standpunkt“, wiederholte der Ordensvorsteher, aber mit einer etwas spöttischen Betonung. „Und von wem kommt dieses Argument?“

„Natürlich von Simplicio.“

„Dem Einfältigen, nicht wahr?“

„Ja.“

„Und wessen Argument ist das in Wirklichkeit? Wer pflegt das stets zu betonen?“

„Ich weiß nicht. Ich habe es noch nicht gehört.“

„Ihr wißt es nicht? Seine Heiligkeit!... Begreift Ihr jetzt? Was Seine Heiligkeit zu sagen pflegt, das läßt Galilei den Simplicio sagen, den Einfältigen, den Unwissenden. Das heißt mit anderen Worten, der Heilige Vater ist einfältig, Galilei treibt Spott mit ihm.“

„Euer Hochwürden glauben, daß das die Absicht Galileis gewesen ist?“

„Ich glaube es, weil ich es glauben will. Und ich will, daß auch andere es glauben... In erster Linie der Heilige Vater“, fügte er mehr für sich hinzu. „Freilich, das ist nicht mehr meine Angelegenheit. Das ist Sache des Paters Generalis.“

Der Generalobere der Jesuiten meldete sich drei Tage später im Vatikan zur Audienz. Wie stets wurde er auch jetzt sofort empfangen. Er mußte nur warten, bis der beim Papst weilende Kardinal sich verabschiedet hatte. Inzwischen setzte er sich in einen mit gelbem Brokat bezogenen Lehnssessel neben Kardinal Gessi.

„Seine Heiligkeit ist sehr schlechter Laune“, flüsterte ihm Gessi zu.

„Schlechter Laune? Um so besser“, sagte der Generalobere und lächelte zur nicht geringen Überraschung seines Nachbarn. „Und warum, wer ist bei ihm?“ fragte er dann.

„Ascoli. Doch nicht deswegen ist er schlechter Laune. Ascoli erhöht seine Mißstimmung höchstens noch.“

„Glaubt Ihr?“

„Na hört mal, seit mehr als einem Jahr treffen alle ausländischen Nachrichten bei ihm ein. Er muß den Heiligen Vater darüber unterrichten.“

„Eine undankbare Aufgabe! Ich beneide ihn nicht darum“, sagte der Generalobere mitfühlend.

Auch Ascoli hielt seine Lage nicht für beneidenswert. Obwohl er schon seit einer halben Stunde bei dem Papst weilte, hatte er das Schwerste noch immer nicht hinter sich. Er ging um die Sache herum wie die Katze um den heißen Brei.

„Das schlimmste ist, Heiliger Vater, daß sowohl Tilly als auch Wallenstein die Schweden sehr unterschätzt haben. Lautstark verkündeten sie, ihr aus Berufssoldaten bestehendes Heer werde das hergelaufene Gesindel von diesem Gustav Adolf einfach hinwegfegen, statt dessen geschah genau das Gegenteil, und die Berufssoldaten flohen Hals über Kopf. . .“

„Berufssoldaten! Warum schmeichelt Ihr ihnen?“ unterbrach ihn Urban ungeduldig. „Es sind Söldner, ganz gewöhnliche Söldner.“

„Aber sie kämpfen doch für den Sieg der wahren Sache.“

„Und für die eigene Tasche. Früher hätte man sie viel schlichter und vor allem viel treffender Räuberbande genannt. Und auch dieser Wallenstein ist ein ganz gewöhnlicher Räuberhauptmann! Plündern, das können sie, aber kämpfen nicht!“

„Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß das Verhalten Wallensteins und seiner Truppen uns die Bevölkerung der unterworfenen Gebiete in bedeutendem Maße entfremdet hat. Leider sind diese Leute auch sonst sehr halsstarrig, ich sollte vielleicht besser sagen, verstockt. Kaiser Ferdinand gedachte auf die Eingebung seines väterlichen Herzens hin und als treuer Sohn der wahren Kirche diese Ketzer auf den einzigen Weg des Heils zurückzuführen und hat zu diesem Zweck alles unternommen. Von einem solch frommen Herrscher war auch nichts anderes

zu erwarten. Er hat die lutheranischen Kirchen und Pfarrwohnungen in Brand setzen und die protestantischen Geistlichen samt ihren Familien davonjagen lassen und allen mit dem Tode gedroht, die künftig noch der Ketzerei huldigten. Und er beließ es nicht bei leeren Drohungen! Die Ländereien und alle anderen Besitztümer gab er unseren geistlichen Orden, den kirchlichen Würdenträgern und selbst den niederen Priestern zurück.“

Er hielt einen Augenblick inne, seufzte dann tief, zum Zeichen, daß jetzt das Schwerste folgte.

„Leider sind diese Leute, wie gesagt, sehr verstockte Ketzer. Die städtischen Bürger genauso wie der Adel. Anstatt daß Dankbarkeit ihr Herz erfüllt hätte gegenüber ihrem Kaiser, der sie auf den rechten Weg zurückführen wollte, haben sie sich mit allen Mitteln gegen die fromme Absicht Ferdinands verschworen. Und das Verhalten der schon erwähnten Berufs... Söldnerheere war nur Öl aufs Feuer. Als Gustav Adolf kam, schloß sich ihm die Bevölkerung in großen Scharen an. So ist es kein Wunder, daß es ihm gelungen ist, vorübergehend in bestimmte Gebiete vorzudringen.“

„Schon seit zwei Jahren höre ich, daß es Gustav Adolf gelungen ist, vorübergehend in bestimmte Gebiete vorzudringen. Und seither hatte ich reichlich Gelegenheit wahrzunehmen, daß



in diesem Falle ‚vorübergehend‘ nicht bedeutet, wir würden sie aus diesen Gebieten alsbald wieder verjagen, sondern daß die Schweden weitere Gebiete an sich reißen. Versteht Ihr: Sie dringen nicht vor, sondern erobern und besetzen. Spielen wir nicht mit den Worten, Euer Eminenz! Das ist die Wirklichkeit. Ein Großteil der deutschen Lande befindet sich wieder in den Händen der Ketzer. . . Redet nicht um die Sache herum, sagt es ganz offen, wo die Protestanten jetzt stehen.“

Der Kardinal holte tief Atem.

„Die Schweden haben München erobert, und Prag haben die Sachsen besetzt.“

„Was?!“ Der Heilige Vater schnellte aus seinem Sessel auf. „München und Prag! . . . Das ist zuviel auf einmal! Wie konnte das geschehen? . . . Unerhört! Ist es sicher, daß dem so ist?“

Ascoli nickte bedrückt.

„Aber was ist geschehen? Sind die katholischen Heere auseinandergefallen, haben sie sich einfach aufgelöst oder sind sie ins Lager der Protestanten übergewechselt?“

„Leider sind die katholischen Mächte nicht überall von so tiefem Glauben durchdrungen, wie es erforderlich wäre. Das ist das nächste, was ich Euer Heiligkeit melden muß. Die Franzosen. . .“



„Wieder diese Franzosen! Dieser Richelieu! Was hat er wieder angestellt? Ermutigt er erneut die Protestanten?“

Der Kardinal schüttelte den Kopf.

„Es geht jetzt um viel mehr.“

„Hat er ihnen Geld geschickt?“

„Das tut er schon seit langem. Geld, Waffen, Kriegsmaterial und Nahrungsmittel.“

„Nun, was macht er dann? Sprecht endlich! Er wird doch nicht...?“

„Doch“, Ascoli nickte. „In Norditalien sind neben den Venezianern und Savoyern auch Franzosen aufgetaucht, und sie haben die spanischen und kaisertreuen Truppen angegriffen... Sie haben sie sogar geschlagen.“

„Das übertrifft doch alles!“ Urban schlug mit der Hand auf den Tisch. „Als dieser Richelieu Staatsminister wurde, sandten wir ihm unseren väterlichen Segen, in dem Glauben, er werde sich in seiner hohen Stellung von einem einzigen Ziel leiten lassen, dem Dienst an der einzig wahren Kirche. Statt dessen ist gerade er unser erbittertster Feind! Man müßte ihn verdammen und vor die Inquisition stellen! Ja, das sollte man tun. Er hat es tausendfach verdient... Aber kann ich es tun?“ wandte er sich Ascoli zu.

„Ich fürchte nein.“ Der Kardinal schüttelte den Kopf. „Richelieu genießt in seinem Land zu großen Einfluß. Wenn Euer Heiligkeit sich zu diesem Schritt entschlösse, würde Richelieu die allertreueste Dienerin der Kirche, Frankreich, von Rom lösen und eine gallikanische Kirche gründen.“

„Freilich, das würde er tun. Darüber bin ich mir im klaren! Deshalb muß ich mir jede Unverfrorenheit ohne ein Wort gefallen lassen. Schon dieser Gustav Adolf hat mich im höchsten Maße erzürnt. Doch bei ihm kann ich mich wenigstens damit trösten, daß er ein Protestant ist, was kann ich anderes von ihm erwarten! Richelieu dagegen ist Katholik! Und ich bin ihm gegenüber völlig machtlos! Begreift Ihr? Ich, der Bischof Roms, das mit der Tiara gekrönte Haupt der ganzen katholischen Welt, der irdische Stellvertreter Christi, bin einem solchen Gallier

ausgeliefert! Vercingetorix* hat man seinerzeit in einem Käfig nach Rom gebracht, ich aber muß wortlos dulden, ja sogar gute Miene zum bösen Spiel machen, wenn dieser Franzose mich lächerlich macht und als einfältigen Narren hinstellt! Ich kann nichts gegen ihn tun!“

Sein Gesicht war nicht mehr weiß, sondern geradewegs rot vor Erregung, seine Hand ballte sich zur Faust, und seine blutlosen Lippen zuckten nervös. Der Kardinal stand zitternd am Tisch und beobachtete den Papst, der im Raum auf- und abging. Ihm fiel ein Stein vom Herzen, als Urban ihm einen Wink gab.

„Danke, für heute reicht es! Sollte noch etwas vorliegen, hebt es auf zum nächstenmal. Jetzt mag lieber etwas anderes kommen!“

Ascoli verneigte sich tief, küßte den Ring des Papstes und verließ rückwärtsschreitend das Zimmer.

„Der Generalobere der Jesuiten“, meldete der Sekretär.

„Er mag hereinkommen!“

Die Tür öffnete sich, und der Geistliche im schwarzen Priesterrock trat mit tiefer Verneigung ein. Gebeugten Hauptes kam er bis an den Papst heran und küßte den Fischerring mit besonderer Ergebenheit.

„Was führt unseren lieben Sohn zu uns?“ fragte Urban VIII.

„Eine wichtige Angelegenheit, Heiliger Vater, sonst hätte ich mich gehütet, Euch in solch erregtem Zustand mit meiner unbedeutenden Person zu stören.“

„Erregter Zustand! Kein Wunder, daß man es mir ansieht. . . Aber glaubt mir, schlechte Katholiken können mich mehr aufregen als all die Protestanten. Jene sind offene Feinde, diese aber. . . Wölfe im Schafspelz.“

„So ist es. Wölfe im Schafspelz.“ Der Generalobere nickte.

* Der Anführer einer gallischen Völkerschaft; im Jahre 52 v. u. Z. organisierte er einen Aufstand gegen die Römer, die das Land unterwerfen wollten, wurde aber von Julius Cäsar geschlagen, der Vercingetorix als Gefangenen nach Rom bringen und dort hinrichten ließ.

„Sie sind nur darauf bedacht, sich in das Vertrauen der frommen Lämmer einzuschleichen und sie zu überfallen, wenn sie am wenigsten auf die Gefahr gefaßt sind. Häufig tarnen sie sich so geschickt, offenbar mit Hilfe des Satans, daß sie selbst den Hirten täuschen können. . . Natürlich nur vorübergehend, inzwischen aber verursachen sie unermeßlichen Schaden.“

„Genauso ist es“, stimmte ihm der Papst bei, „und ich habe ihm noch meinen väterlichen Segen geschickt. Weil es ihm gelungen ist, auch mich zu täuschen. Jetzt aber zeigt er seine fletschenden Zähne. . . Hätte ich all das nur früher gewußt!“

„Es ist eine große Gnade des Herrn, wenn er unseren Geist rechtzeitig erleuchtet. Und es ist nie vorherzusehen, mit welchen Mitteln er das tut. Manchmal fällt seine Wahl dabei auf ein Hirtenmädchen, ein andermal auf einen Bettler und wieder ein andermal auf seinen gesalbten Diener. Oft erkennen wir den Willen Gottes nicht auf den ersten Blick. Dem Nachfolger Petri aber droht diese Gefahr natürlich nicht.“

„Seht Ihr, und doch habe ich nicht beizeiten erkannt, welche Gefahr Richelieu für uns bedeutet.“

„Das will ich auch nicht sagen, Heiliger Vater. In seinem Falle wollte unser Herr offenbar den Geist seines ersten Dieners nicht erhellen. Wahrscheinlich verfolgt er damit Ziele, die für uns heute noch unerkennbar sind. . . Ich habe nur behauptet, wenn der Herr durch irgendeinen einfachen Menschen eine Botschaft übermittelt, wird der Nachfolger Petri zweifellos darin das Wort Gottes erkennen. Sogar ich hörte gleichsam mit meinen leiblichen Ohren das Schwingenrauschen des Heiligen Geistes, als ein einfacher Ordensbruder meine Aufmerksamkeit auf die Gefahr lenkte, die unsere Kirche neuerdings bedroht.“

„Woran denkt Ihr, Pater Generalis?“

„An einen anderen Wolf im Schafspelz, dem es ebenfalls gelungen ist, nicht nur die Lämmer, sondern auch den Hirten zu täuschen. Und dieser Wolf ist nicht minder gefährlich als jener, von dem Euer Heiligkeit sprachen.“

„Ich weiß nicht, an wen Ihr denkt.“

„An jemanden, der von Euer Heiligkeit mit genausoviel Wohlwollen bedacht wurde wie Richelieu, ja ich möchte behaupten, an seiner Lage gemessen noch mit wesentlich mehr. Und der dieses väterliche Wohlwollen mit noch häßlicherer Undankbarkeit erwidert. Er will unseren heiligen Glauben lächerlich machen, er will die Kirche und das Haupt unserer Kirche, den Papst, verspotten.“

„Aber von wem spricht Ihr denn?“

„Von einem, der unter dem Vorwand, in allem ergebenst den Worten der kirchlichen Behörden zu folgen... wie gesagt, unter diesem Vorwand, Spott mit dem Worte treibt und der soweit zu gehen wagt, daß er in seinem Werk einen einfältigen Tölpel auftreten läßt, dem er sogar den Namen Einfältiger gibt, und diesem Tölpel, diesem Hanswurst, die allgemein bekannten Worte des Papstes in den Mund legt, als wäre der Papst selbst ein... Oh, Verzeihung! Ich wage es gar nicht auszusprechen.“

„Als wäre der Papst selbst auch ein einfältiger Tölpel und Hanswurst!“ Urban VIII. sprang aus seinem Sessel auf. „Wer hat es gewagt, das zu tun?“

„Galilei. Galileo Galilei, der Verfasser des *Dialoges*.“

„Das ist unmöglich! Wir haben ihm doch die ganze Wärme unserer väterlichen Liebe zuteil werden lassen. Wir haben ihn reich beschenkt und einen Brief an den Großherzog von Toskana gerichtet...“

„Und Richelieu? Er hat einen Kardinalshut bekommen und Euren besonderen väterlichen Segen...“

„Das ist wahr! Aber Galilei ist nicht Richelieu! Toskana wird sich wegen Galilei nicht von Rom lossagen. Mit ihm kann ich abrechnen!... Glaubt denn schon jeder, mich ausspielen zu können, weil er von mir nichts zu befürchten braucht?! Nun, ich will ihm zeigen, wer und was ich bin! Er soll es spüren. So meine Güte zu vergelten! Nun, ich kann auch anders sein, wenn ich will.“

Der Pater Generalis verneigte sich.

„Verzeiht, Heiliger Vater, wenn ich Euch ungewollt so er-

regt habe. Ich werde den Herrn des Himmels anflehen, mir diese Sünde nicht so hoch anzurechnen. Aber ich hatte das Gefühl, es sei meine Pflicht. . . Denn ich weiß ja sehr wohl, daß der Heilige Vater in seiner Barmherzigkeit gern diese seiner Person zugestoßene Kränkung verzeihen würde, wenn diese Person nicht gerade der Bischof Roms, nicht gerade der gesalbte Papst wäre. Wer sich aber gegen die Kirche erhebt, der erhebt die Hand gegen den wahren Glauben. . . Und genau in dem Augenblick, wo. . .“

„Wo auch andere die Hand gegen unsere Kirche erheben.“
Der Pater Generalis nickte.

„Aber ich werde ihnen zeigen, daß sie sich irren“, fuhr der Papst fort, „sowohl denen jenseits der Alpen als auch denen diesseits der Alpen. Es steht geschrieben, es wird sein eine Herde und ein Hirte. Dieser Hirte aber bin ich, und die Herde ist die wahre Kirche, und ich erfülle den Willen unseres Herrn, wenn ich die katholische Kirche zum Gebieter der ganzen Welt machen will. Und wer sich dem widersetzt. . .“

Seine Hand zuckte kramphaft, sie schloß sich zur Faust, als wollte er etwas zerdrücken.

„Unser Orden wird glücklich und stolz sein, wenn Euer Heiligkeit ihm in diesem Kampf möglichst viele Aufgaben zuteilen“, bemerkte der Pater Generalis.

„Das weiß ich. Und ich rechne damit“, antwortete der Papst, und stand auf zum Zeichen, daß die Audienz beendet sei. „Danke, ich danke Euch sehr“, fügte er zum Abschied hinzu.

Als er allein war, kniff er die Lippen zusammen und starrte eine Weile vor sich hin.

„So? Ich bin also ein Hanswurst, ein Einfältiger? . . . Nun, ich werde es euch zeigen!“

Er trat zum Tisch zurück und klingelte. Dem eintretenden Sekretär sagte er nur:

„Den Vorsteher des Heiligen Offiziums.“

Frau Massimiliana, die Wirtschafterin, trat mit einem dreifüßigen Tiegel ein.

„Ich habe aus diesen Heilkräutern Tee gekocht. Nun könnt Ihr Umschläge machen, Signore Galilei.“

„Danke. Stellt ihn nur dorthin!“

„Nein, nein, damit ist nichts gewonnen! Macht nur gleich die Umschläge, solange der Sud noch heiß ist.“

„Schon gut. Ich mach sie ja schon. Stellt den Tiegel nur auf den Tisch!“

„Aber kommt gleich!“

Galilei setzte sich an den Tisch, tauchte ein weiches Tuch in den dampfenden Sud, drückte es ein wenig aus, beugte dann den Kopf nach hinten und legte das Tuch auf die Augen. Die Behandlung mit den Umschlägen dreimal täglich machte er schon seit Wochen. Und das Tränen seiner Augen hatte in der Tat nachgelassen, aber was ihn viel mehr kummerte, sein Sehvermögen wollte sich nicht bessern. Von Zeit zu Zeit tauchte er den Lappen neu ein und legte ihn wieder auf die Augen.

Erneut öffnete sich die Tür.

„Meister Landini ist da“, meldete die Frau.

„Aus der Druckerei? Er mag hereinkommen!“ rief der Gelehrte lebhaft. Er entfernte den Umschlag, trocknete sich das Gesicht ab und ging dem Besucher entgegen. Frohgelaut fragte er: „Was bringt Ihr Gutes, Meister Landini? Ich hoffe, Ihr wollt mir mitteilen, daß Ihr gerade das letzte Exemplar meines Buches ausgeliefert habt.“

Das Gesicht des Druckers aber spiegelte die gute Laune des Hausherrn nicht wider.

„Es sind tatsächlich nicht mehr viele Exemplare da, aber ich komme nicht mit einer guten Nachricht. Im Gegenteil!“

„Stimmt etwas nicht?“ Der Gelehrte wurde ebenfalls ernst.

„Ich weiß nicht, aber es scheint so. Soeben habe ich Anweisung aus Rom erhalten, den weiteren Verkauf des *Dialoges* unverzüglich einzustellen. Gutes kann das nicht bedeuten.“

Galilei antwortete nicht. Nein, Landini hatte recht, das konnte nichts Gutes bedeuten... Höchstens es wäre, um...

„Sagt, könnte es nicht sein, daß man in Rom eine größere Anzahl Exemplare kaufen will und sie sich auf diese Weise sichern möchte?“

„Wohl kaum, dann hätte man einfach soviel bestellt, wie gebraucht würden.“

„Das stimmt... Und von wem kam die Anweisung?“

„Aus Rom, aus dem Vatikan. So genau habe ich sie mir noch gar nicht angesehen. Aber das genügt ja wohl.“

„Und was habt Ihr geantwortet, Meister Landini?“

„Bis jetzt noch gar nichts. Ich bin geradewegs hierhergeeilt. Aber ich werde antworten, unterwegs habe ich mir die Antwort überlegt, daß kein einziges Exemplar mehr vorrätig ist. Es sind in der Tat nur noch wenige Exemplare da, die aber werde ich einpacken und an einen sicheren Ort bringen lassen.“

„Das ist klug... Hm!“

„Wißt Ihr nicht, Herr Professor, was das bedeuten soll? Warum man den Verkauf untersagt? Habt Ihr nichts gehört?“

„Nein, gar nichts. Ich höre von Euch zum erstenmal davon. Ich habe keine Ahnung, was der Grund dafür sein könnte. Sicherlich irgendein Mißverständnis, das sich in einigen Tagen aufklären wird.“

Der Drucker antwortete nicht. Er stand eine Weile wortlos da und drehte nur seine Mütze in der Hand. Schließlich sagte er:

„Hm, hm. Dann gehe ich jetzt.“

„Beunruhigt Euch nicht, Meister Landini. Es wird sich um ein Mißverständnis handeln, um nichts weiter. Ich werde das erledigen.“

Er hielt an dem Gedanken auch noch fest, als er sich, nachdem der Drucker gegangen war, schnell umzog, um in den größer-

zoglichen Palast zu gehen. Es konnte sich nur um ein dummes Mißverständnis handeln, aber es war am besten, die Sache so schnell wie möglich zu erledigen. Er würde Cioli oder, wenn es sein mußte, den Großherzog selbst bitten, Niccolini, dem florentinischen Gesandten in Rom, zu schreiben, er möge der Sache nachgehen.

Der Staatsminister empfing ihn sehr bereitwillig und war ohne Zögern bereit, seiner Bitte nachzukommen.

„Lieber Maestro, Ihr kennt diese Frage am besten. Setzt das Schreiben an Niccolini selbst auf, so wie es Euch am klügsten erscheint, wir werden es dann abschreiben lassen und verschicken.“

„Ich bin Euch sehr zu Dank verpflichtet, soviel hatte ich gar nicht erhofft.“

„Aber das ist doch nicht der Rede wert. Gern würde ich tausendmal mehr für den Stolz der Toskana tun. Aber diesmal kann es sich, wie Ihr selbst sagt, offenbar nur um ein unbedeutendes Mißverständnis handeln. Um ein Versehen.“

Am nächsten Tag brachte Galilei das von ihm aufgesetzte Schreiben. Einen Tag später ging der Brief an Niccolini ab.

Einige Tage darauf suchte Landini den Gelehrten erneut auf.

„Ich habe einen weiteren Brief aus Rom erhalten. Man ersucht mich, ihnen alle vorrätigen Exemplare zu schicken. Aber von Bezahlung ist keine Rede. Sie wollen sie also nicht kaufen. . . Übrigens steht sogar in dem Brief, daß man das Buch beschlagnahmt.“

„Aber Ihr habt ihnen doch unlängst mitgeteilt, daß kein einziges Exemplar mehr vorrätig ist. . . oder habt Ihr es nicht geschrieben?“

„Doch, das habe ich geantwortet. Und dennoch fordert man von mir jetzt die letzten Exemplare“, sagte er und schaute düster auf den Gelehrten.

Galilei verspürte einen leichten Druck im Hinterkopf, oberhalb des Genicks.

„Ich habe schon Schritte unternommen, daß man in Rom der

Sache nachgehen möge. Noch habe ich keine Antwort erhalten. Ich werde nochmals mahnen.“

Er begab sich zu Cioli, aber ohne Erfolg. Nein, von Niccolini sei noch nichts gekommen. Die gleiche Antwort erhielt er auch nach weiteren zwei Tagen, selbst nach einer Woche. Endlich – es war schon in der zweiten Septemberwoche – empfing ihn der Staatsminister mit den Worten:

„Niccolini hat einen langen, eingehenden Bericht geschickt.“ Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Die Meldung ist leider äußerst ungünstig. Es handelt sich nicht um ein Mißverständnis.“

„Sondern?!“ fragte der Gelehrte und stellte verärgert fest, daß ihn Beklemmung überkam, was vielleicht auch seiner Stimme anzumerken war.

„Der Heilige Vater ist außergewöhnlich empört. Nach dem Bericht Niccolinis könne man in dieser Frage kaum mit ihm sprechen. Soviel jedoch habe er geäußert, daß er Eure Lehren für sündig halte und daß eine Sonderkommission den *Dialog* sowie den ganzen Fall untersuchen werde.“

„Eine Sonderkommission? Was für eine Sonderkommission?“

„Die Einzelheiten kenne ich nicht. . . Niccolini meldet dann noch, daß der Papst Seiner Hoheit, dem Großherzog, geraten habe, sich nicht in Eure Angelegenheit zu mischen, weil das für ihn nur unangenehm sein könnte. . . So steht es also.“ Der Staatsminister breitete die Arme aus.

Galilei schwieg eine Weile betroffen. Dann fragte er:

„Demnach beschäftigt sich also der Großherzog nicht weiter. . . .“

„Nein, Maestro, Ihr habt mich mißverstanden. Das habe ich nicht gesagt, oder vielleicht habe ich mich nicht klar genug ausgedrückt. Seine Heiligkeit hat es Seiner Hoheit empfohlen. Das aber bedeutet nicht, daß Seine Hoheit. . . kurz und gut, die Antwort an unseren Gesandten in Rom, daß er die Angelegenheit weiterhin mit größter Aufmerksamkeit verfolgen solle, hauptsächlich die Sache mit der Sonderkommission, ist schon unterwegs, er soll nach Möglichkeiten suchen, daß in diese Kommission recht viele Euer Gönner und Freunde gelangen.

Leider wissen wir vorerst nichts über die Zusammensetzung der Sonderkommission, wir hoffen aber, daß uns Niccolini bald informiert. Und wenn die Angelegenheit auch viel ernster zu sein scheint, als wir anfangs dachten, so besteht doch keinerlei Grund zur Besorgnis. Ihr könnt auch weiterhin mit dem vollsten Wohlwollen Seiner Hoheit rechnen.“

Niccolini hatte tatsächlich die Anweisung erhalten, recht viel über die Sonderkommission in Erfahrung zu bringen — wer ihr angehöre, worin ihre Aufgabe bestehe und wann sie zusammentrete — und alles zu unternehmen, daß auch Gönner Galileis zur Sonderkommission gehören. Der toskanische Gesandte tat alles, was nur möglich war, aber ohne Erfolg. Die Kommission und ihre Arbeit waren völlig abgeschirmt. Das war kein Wunder, denn das Gremium hatte eine ganz besondere Aufgabe. Es sollte feststellen, auf welcher Grundlage man gegen den Verfasser des *Dialoges* vorgehen könnte.

Die Lösung der Aufgabe war nicht einfach. Den *Dialog* hatten sogar zwei kirchliche Zensuren genehmigt, sowohl die römische als auch die florentinische. Man konnte also nur dann eine Klage gegen den Verfasser anstrengen, wenn es gelang, ihm nachzuweisen, daß er die Zensurbehörden hintergangen oder getäuscht hatte. Anschuldigungen dieser Art erwog man sogar mehrere, aber sie brachen bald zusammen. Die Zeichnung auf der Titelseite mit den drei Delphinen hatte man der Zensurbehörde zwar tatsächlich nicht vorgelegt, aber es stellte sich heraus, daß dies das ständige Signet der Landini-Druckerei und auf allen Titelseiten ihrer Druckerzeugnisse zu finden war. Die kirchlichen Behörden hatten es tausendmal gesehen und nie einen Einspruch dagegen erhoben. Es stellte sich auch heraus, daß bei zahlreichen anderen Druckerzeugnissen das Vorwort ebenfalls in anderen Lettern gesetzt worden war als der Haupttext und dies trotzdem nie Grund zu irgendeinem Verfahren gegeben hatte. Wesentlich schwerer wog die Anschuldigung, daß man die Einleitung auf einen gesonderten Bogen gedruckt und nicht allen Exemplaren zugeheftet hatte. Der Generalobere der Jesuiten legte der Kommission sogar zwei dieser unvollständi-

gen Exemplare vor. Allerdings sah man ihnen auf den ersten Blick an, daß sie nachträglich verstümmelt worden waren. Wer dies getan hatte, ließ sich natürlich nicht feststellen, soviel aber war unbestritten, daß sie die Druckerei unversehrt und vollständig verlassen hatten. So mußte man also auch diese Anschuldigung fallenlassen. Irgendeine Handhabe aber mußte gefunden werden, denn dies war ja die wichtigste, fast einzige Aufgabe der Sonderkommission. Die Mitglieder der Kommission jedoch saßen recht ratlos um den Tisch.

„Genügt es denn nicht, daß er die kopernikanische Lehre verteidigt, obwohl das Dekret der Indexkongregation aus dem Jahre 1616 dies verbietet?“

„Leider nein. Der Zensur hat nämlich das Werk vorgelegen, und sie hat es genehmigt.“

„Pater Riccardi hat einen groben Fehler begangen.“

„Auch er wird es noch zu spüren bekommen. . . Nur kommen wir damit keinen Schritt voran. Jetzt haben wir nicht gegen Riccardi, sondern gegen Galilei vorzugehen.“

Die Sonderkommission wurde durch den Generaloberen der Jesuiten aus ihrer peinlichen Lage befreit.

„Die rechtliche Grundlage des Verfahrens liegt hier vor unseren Augen. Und wenn wir sie nicht gewahren, so liegt der Fehler einzig und allein an unseren Augen.“

„Wo? Ich sehe sie nicht.“

„Ich auch nicht.“

„Ich auch nicht.“

„Dabei ist es ganz einfach. 1616 erhielt Kardinal Bellarmino die Weisung, Galilei mitzuteilen, daß er die kopernikanische Lehre von der zweifachen Bewegung der Erde nicht als wahr verkünden dürfe. . .“

„Und Galilei hat das auf der Stelle zur Kenntnis genommen.“

„So ist es.“

„Laßt mich fortfahren! Die Weisung lautete weiter: Wenn Galilei sich widersetzen sollte, müsse ihm untersagt werden, sich *in irgendeiner Weise – quovis modo* –, zitierte er die Worte des lateinischen Textes, „mit der Lehre von der Bewegung der

Erde zu beschäftigen, und wenn er sich auch dem nicht beuge, sei er in den Kerker zu werfen.“

„Nun ist es zu all dem nicht gekommen, weil er schon auf die erste Mahnung hin Gehorsam gelobte.“

„Dem Schein nach!“ fuhr der Pater Generalis auf. „Aber hier vor uns liegt ja der Beweis, daß sein Versprechen nicht aufrichtig war. Es steht doch ohne Zweifel fest, nicht wahr, daß Seine Eminenz Bellarmino, wenn er dies seinerzeit gewußt hätte, auch die zweite Ermahnung an ihn gerichtet hätte: nämlich, daß es Galilei verboten wird, *in irgendeiner Weise, quovis modo*“, wiederholte er erneut die lateinischen Worte, „die verdamnte Lehre zu behandeln. Wenn er in die Zukunft hätte sehen können, die die Weisheit des Herrn den Menschen verbirgt, hätte er die zweite Mahnung aussprechen müssen. Das steht doch unbestreitbar fest, nicht wahr?“

„So ist es.“

„Demzufolge ist es für uns, für die es nun schon Vergangenheit ist, was seinerzeit für den Vorsteher des Heiligen Offiziums noch Zukunft war, und die wir heute wissen, was er seinerzeit noch nicht wissen konnte, eine Pflicht, die Sache so zu betrachten, als wäre auch die zweite Ermahnung ausgesprochen worden.“

„Wie denn? Das verstehe ich nicht.“

„Sehr richtig! Der Pater Generalis hat recht.“

„Mir ist ein wenig unklar, was Ihr da sagt.“

„Ich wiederhole, Kardinal Bellarmino hatte die Weisung, Galilei, wenn er sich widersetzte, zu verbieten, sich *in irgendeiner Weise* mit der Lehre von der Bewegung der Erde zu beschäftigen. In Wirklichkeit hat sich Galilei widersetzt, aber er hat dies verheimlicht und sein Verhalten hinter vorgetäuschem Gehorsam verborgen. Seine wahre Absicht zeigt sich im Inhalt dieses Buches.“

„Das stimmt, so ist es!“

„Das ist zweifellos richtig!“ stimmten die Mitglieder der Sonderkommission zu.

„Im Falle des Widersetzens aber“, fuhr der Pater Generalis fort, „tritt die zweite Mahnung in Kraft. Und anders geht es

auch gar nicht“, hob er die Stimme, „denn sonst würde jene seltsame Situation eintreten, daß wir einen Ungehorsamen härter bestrafen als einen, der nicht nur ungehorsam ist, sondern obendrein noch lügt; wir würden die einfache Sünde strenger bestrafen als die mehrfache.“

„Das ist in der Tat nicht angängig!“

„Für die Lüge muß er zusätzlich bestraft werden.“

„Kardinal Bellarmino“, fuhr der Generalobere der Jesuiten in seiner Erörterung fort, „konnte seinerzeit natürlich nicht wissen, welche Arglist sich im Herzen Galileis verbarg, was er hinter seinem vorgetäuschten Gehorsam versteckte und daß er sein Versprechen brechen würde. Wir aber wissen es. Wir müssen also nachholen, was der Vorsteher des Heiligen Offiziums 1616 getan hätte, wenn er gewußt hätte, was wir heute wissen. Er hätte Galilei zweifellos untersagt, sich *in irgendeiner Weise* mit dieser verdamnten Lehre zu beschäftigen. Wir müssen die Sache also so betrachten, als hätte er dieses Verbot ausgesprochen, denn wie wir wissen, waren die Bedingungen dazu vorhanden.“

„Sehr richtig!“

„Eine sehr logische Theorie!“

„Und sie trifft in allem zu.“

„Das ist alles schön und gut, aber die Tatsachen und die Protokolle widersprechen dem leider völlig. Bellarmino hat die zweite Ermahnung nicht ausgesprochen. Das ist für uns heute sehr bedauerlich, aber es läßt sich nicht ändern.“

„Wenn eine Theorie richtig ist und dem Ziel entspricht“, antwortete der Pater Generalis lächelnd, „dann müssen die Hindernisse, die ihrer Anwendung im Wege stehen, beseitigt werden. Bilden die Tatsachen und die Protokolle das Hindernis, dann müssen sie beseitigt werden.“

„Wie stellt Ihr Euch das vor?“

„Nun, indem wir das mangelhafte Protokoll der richtigen Theorie anpassen.“

„Aber das Protokoll ist doch nicht mangelhaft! Es ist doch alles so geschehen, wie es darin festgehalten ist.“

„Wir stimmen doch alle darin überein, daß damals ein Fehler begangen wurde. Oder nicht?“

„Ja. Darin schon. . .“

„Wenn wir also den Fehler erkennen, dann ist es unsere Pflicht, ihn zu beseitigen. Und weil der Fehler in dem Protokoll festgehalten wurde, müssen wir das Protokoll korrigieren. Das ist doch klar, oder nicht?“ fragte der Pater Generalis.

„Das ist klar, völlig klar.“

„Da habt Ihr vollkommen recht.“

„Nein, dazu bin ich nicht bereit.“

„Auch dann nicht, wenn es die Interessen der allein seligmachenden Kirche ausdrücklich verlangen?“ fragte der Pater Generalis scharf.

Zu einer Antwort kam es nicht mehr, denn der Vertreter des Dominikanerordens erhob sich. Über seinem Gesicht breitete sich ein wohlwollendes und beruhigendes Lächeln aus.

„Es ist natürlich nicht die Aufgabe der Mitglieder der Sonderkommission, sich mit dergleichen schriftlichen Arbeiten abzumühen. Unser Orden verfügt über zahlreiche Mitglieder, die auf diesem Gebiet große Erfahrung besitzen und die dankbar sind für die auszeichnende Gnade, der wahren Kirche ihre Dienste erweisen zu können. Übrigens befinden sich die Schriften bei uns. Sie werden bei uns aufbewahrt, und wir sind für sie verantwortlich. Auch dafür, daß solche Fehler berichtigt werden, sobald sie sich herausstellen.“

„Sehr richtig!“

„Ein lobenswerter Eifer!“

„Nun, wenn sie das machen, dann habe ich nichts dagegen.“

„Nicht wahr“, wandte sich jetzt der Dominikaner an den Generaloberen der Jesuiten, „Ihr seid der Meinung, daß Kardinal Bellarmino, natürlich in Kenntnis der Zukunft, Galilei hätte sagen müssen, daß es ihm verboten ist, sich *auf irgendeine Weise, quovis modo* mit der kopernikanischen Lehre zu beschäftigen, und das richtige Protokoll müßte das enthalten?“

„So habe ich es gesagt, Euer Hochwürden haben mich richtig verstanden.“

„Das Protokoll wird den Text enthalten“, erklärte der Dominikaner.

„Aber da bleibt noch immer die Frage mit der Zensur. Warum hat sie es genehmigt?“

Auch hierauf antwortete der Generalobere der Jesuiten.

„Bellarmino hat das Verbot nur Galilei gegenüber ausgesprochen. Die Zensur wußte davon nichts. Es wäre die Pflicht Galileis gewesen, dies Pater Riccardi mitzuteilen. Aber er hat es ihm verschwiegen und ihn dadurch getäuscht. Das ist ein sehr belastender Umstand.“

„Das stimmt, das stimmt! Das ist ein weiterer Punkt der Anklage. Man kann die Kirchenbehörden doch nicht ungestraft irreführen!“

„Eine unerhörte Dreistigkeit!“

„Ich habe schon immer gesagt, vom Standpunkt der Kirche aus sind die Gelehrten und Schriftsteller die Gefährlichsten!“

Die Sonderkommission erarbeitete auf ihrer nächsten Sitzung einen umfangreichen Bericht, der dann der Kongregation des Heiligen Offiziums vorgelegt wurde. Deren Beschluß teilte das päpstliche Sekretariat dem florentinischen Inquisitor mit, wonach er Galilei anweisen sollte, noch im Verlaufe des Oktober 1632 in Rom vor dem Kommissar des Heiligen Tribunals zu erscheinen. Diese Weisung mußte der Inquisitor Galilei „in Anwesenheit eines Notars und Zeugen übermitteln, doch so, daß Galilei von deren Gegenwart nichts wußte.“

Der florentinische Inquisitor lud den Gelehrten am 1. Oktober zu sich vor und teilte ihm die römische Weisung mit. Wie es jedem anderen an seiner Stelle ergangen wäre, vernahm Galilei mit Bestürzung, daß er vor der Inquisition in Rom zu erscheinen hatte. Etwas Schrecklicheres kannte man in jener Zeit in Italien nicht. Die Lage Galileis wurde noch dadurch erschwert, daß er im neunundsechzigsten Lebensjahr stand, sein Gesundheitszustand sich wieder verschlechtert hatte, die Pest erneut um sich griff und am gefährlichsten gerade in dem Gebiet wütete, das auf dem Weg nach Rom lag. In seiner ersten Betroffenheit versprach Galilei dem Inquisitor in Florenz, daß er alsbald auf-

brechen werde, später jedoch versuchte er alle Hebel in Bewegung zu setzen, damit er diese für ihn in jeder Hinsicht mit Risiko und Gefahren verbundene Reise nicht antreten mußte. Er ersuchte um die Vermittlung des großherzoglichen Hofes, schrieb seinen Freunden in Rom und erbot sich, eine ausführliche Verteidigungsschrift zu unterbreiten, und wenn das nicht genügte, dann sollte man ihn hier in Florenz verhören. All das half jedoch nicht. Am 11. November zitierte ihn der florentinische Inquisitor auf Weisung Roms erneut zu sich und ermahnte ihn, binnen eines Monats unbedingt vor dem Heiligen Offizium zu erscheinen.

„Ich bin bestrebt und bemüht, dem päpstlichen Befehl nachzukommen“, antwortete Galilei, „aber ich bin gegenwärtig schwer krank, und auch die Pest ist nicht zurückgegangen. Ich kann nicht wissen, ob sich das in einem Monat bessert.“

„Lieber setzt Euren hinfälligen Leib und Euer vergängliches Leben der Gefahr aus als Eure unsterbliche Seele und Euer ewiges Heil“ ermahnte ihn der Inquisitor mit düsterer Miene.

Tatsächlich verschlechterte sich der Zustand des Gelehrten in den folgenden Wochen noch mehr. Als der Termin abgelaufen war, konnte er nur ein ärztliches Attest nach Rom schicken, in dem stand, daß der Hofmathematiker Seiner Hoheit an häufigen Schwindelanfällen, Melancholie, Darmträgheit, Schlaflosigkeit und wechselnden körperlichen Schmerzen leide, und daß weiterhin sein Leistenbruch das Bauchfell gefährde. All das bedeute, mit besonderer Rücksicht auf sein hohes Alter, Lebensgefahr.

Obwohl das Attest von den drei namhaftesten Ärzten in Florenz unterzeichnet war, schenkte man ihm in Rom nicht viel Glauben. In der wenige Tage später eintreffenden Meldung Niccolinis stand, daß weder Seine Heiligkeit noch das Heilige Offizium einen weiteren Aufschub duldeten und daher einen Kommissar und einen Arzt zur Untersuchung Galileis nach Florenz entsenden würden. Sollte er reisefähig sein, nehme man ihn gefangen und bringe ihn in Ketten nach Rom, wenn aber nicht, dann warte man seine Genesung ab und bringe ihn ebenfalls



als Gefangenen und in Ketten in die Ewige Stadt. Die Unkosten für die Reise des Kommissars und des Arztes gingen zu Lasten Galileis.

Niccolini und auch Castelli empfahlen in einem persönlichen Schreiben Galilei, er möge aufbrechen, denn durch sein Zögern verschlimmere er die Lage nur noch mehr. Einen ganz anderen Rat hätte ihm freilich Ferdinand II., der junge Großherzog von Toskana, geben können, dessen Untertan unter schlimmsten Androhungen vor das Gericht eines anderen Staates

zitiert wurde. Aber Ferdinand wagte ihm diesen Rat nicht zu geben, im Gegenteil, er drängte seinen Hofmathematiker selbst zur Reise. Wieder stellte man ihm eine großherzogliche Sänfte zur Verfügung, gab ihm einen zuverlässigen Begleiter und sorgte für sein Quartier im Palast des toskanischen Gesandten in Rom, aber er mußte die Reise antreten.

Knapp einen Monat vor Vollendung seines neunundsechzigsten Lebensjahres, am 20. Januar 1633, brach er in einer Sänfte nach Rom auf. Das eintönige Schaukeln auf dem Weg wiegte ihn in Träumereien. Kindheitserinnerungen wurden wach, die ganze Vergangenheit wurde lebendig. Er sah sich als Kind daheim, in der kleinen Werkstatt, in Pisa unter den Studiosi der medizinischen Fakultät, in Florenz, als er über die Karte der Danteschen Hölle einen Vortrag hielt, im Gasthaus in Venedig mit heiteren Freunden, mit Boccalino und Sagredo.

Sagredo! Wie sehr war er ihm ans Herz gewachsen, und wie sehr hatte er ihn geliebt. Welch schönen Brief hatte er ihm geschrieben, als er, aus Aleppo zurückgekehrt, ihn nicht mehr

in Venedig fand. . . Hm! Welch weitsichtige Dinge hatte dieser Brief enthalten. Er hatte auch geschrieben, er sehe mit Besorgnis, daß sich Galileo in ein Land begeben habe, in dem die Jesuiten über große Macht verfügten. Vielleicht nicht wörtlich so, aber doch dem Sinn nach. Das war nun schon mehr als zwanzig Jahre her. Und jetzt stellte sich heraus, wie sehr Sagredo recht gehabt hatte, wie sehr er alles vorausgesehen hatte. Venedig würde ihn nie der Inquisition ausgeliefert haben. Man hatte ja auch andere nicht ausgeliefert. So zum Beispiel Cremonini, obwohl man über dessen Lehren in den Ämtern der Inquisition sehr entrüstet war. Und welcher unbedeutender Mann war Cremonini doch im Vergleich zu ihm! Wie sollten sie dann ihn ausliefern?! Mit Sarpi hatte er sich so manchesmal über dergleichen Fragen unterhalten. Ja, in Venedig befände er sich auch heute noch in völliger Sicherheit.

Aber er hatte Venedig verlassen. Verlassen, kurz nachdem man ihm die höchste Anerkennung hatte zuteil werden lassen, ihm eine hohe Belohnung und gute Bezahlung zugewilligt hatte. Er hatte die Stadt verlassen, an deren Universität er als fast Unbekannter ein Katheder bekommen hatte. Er war undankbar Venedig und undankbar der Freiheit gegenüber gewesen, die ihm Venedig garantierte. Er hatte den ihm vom großherzoglichen Hof zugesicherten Wohlstand höher geschätzt. . . mehr als zwei Jahrzehnte lang schien es so, als hätte er klug gehandelt. Undankbar zwar, aber zu seinem Vorteil. Und nun stellte sich heraus, daß er für diesen Vorteil bezahlen,



für seine Undankbarkeit büßen mußte. Wenn manchmal auch erst nach langer Zeit, aber einmal mußte man für alle Fehler bezahlen. Mit unredlichem Gewinn konnte niemand sein Konto abschließen. . . Und wenn dies jetzt für ihn auch eine sehr bittere Wahrheit war, so hatte sie letzten Endes doch auch etwas Beruhigendes. Wer für Geld, Wohlstand und Sorglosigkeit die Freiheit aufgab, die Atmosphäre freien Forschens und die Gewissensfreiheit, der durfte sich nicht wundern, wenn er plötzlich zu ersticken drohte. Warum wunderte er sich, wenn er jetzt den würgenden Griff verspürte? Er selbst hatte ja auf die Freiheit verzichtet.

An der Grenze des päpstlichen Staates wurde die Sänfte von einer mit Hellebarden ausgerüsteten Wache angehalten.

„Woher kommt Ihr?“

„Aus Florenz.“

„Wohin wollt Ihr?“

„Nach Rom.“

„Gut, das geht. . . aber erst nach drei Wochen. Solange dauert die Quarantäne.“

„Aber in dieser Sänfte reist Galileo Galilei, der Hofmathematiker Seiner Hoheit, der erste Philosoph des Großherzogs von Toskana.“

„Und wenn es der Großherzog selbst wäre! Die Pest ist mächtiger als der Großherzog. Es würde gerade noch fehlen, daß man die Seuche auch bei uns einschleppt!“

„Aber Signore Galilei muß nach Rom. Er wird dort erwartet.“

„Dann wird man halt weiter auf ihn warten. Da gibt es kein Handeln! Erst einmal in Quarantäne!“

Da war jedes Reden umsonst, die Quarantäne konnte man nicht umgehen. Niccolini vermochte unter Einsatz seines ganzen Einflusses nicht mehr zu erreichen, als daß man den greisen Gelehrten und seine Begleitung zwei Tage früher weiterreisen ließ. Galilei traf am 13. Februar in Rom ein und stieg im Palast der toskanischen Gesandtschaft ab, wo die junge Frau Niccolinis schon alle Vorbereitungen getroffen hatte, um ihm die denkbar größte Bequemlichkeit bieten zu können.

Bequemlichkeit. . . später Verzweiflung.

Er erwachte an einem herrlichen sonnenklaren Morgen. Obwohl es Mitte Februar war, ging der Winter hier in Rom offensichtlich schon seinem Ende entgegen. Der Himmel war azurblau, und nur über dem Gianicolo* schwammen ein paar Lämmerwolken, vielleicht nur, um durch ihre weißen Krausen das Strahlen des Morgens noch funkelnder erscheinen zu lassen.

Dank der Fürsorge von Frau Caterina erwartete Galilei bereits ein reich gedeckter Frühstückstisch. Er aß nur einige Happen. Am zeitigen Morgen, unmittelbar nach dem Aufstehen, verspürte er meist keinen Hunger. Erst eine Stunde später. Dann würde er hungrig sein wie ein Wolf. Inzwischen machte er sich in aller Ruhe fertig, zog statt des Reisegewandes ein anderes an, einen schmucklosen, aber würdevollen Talar, und rieb, was er nur selten tat, das Haar und den Bart mit ein wenig Duftstoff ein. Als er fertig war, stellte er sich für kurze Zeit ans Fenster und schaute in den Garten, den er übrigens gut kannte, hatte er doch auch früher schon im Palast der Gesandtschaft gewohnt. Die Zweige der Sträucher und Bäume waren noch kahl, aber – das spürte er mehr, als er es sah – sie trugen schon glänzende und harte Knospen.

„Wenn meine Augen besser wären, könnte ich es sicherlich von hier aus sehen... Der Winter ist zu Ende!“ dachte er. Der Winter war zu Ende, und mit seinen düsteren, tiefhängenden Wolken waren auch jene düsteren, trüben Gedanken dahingezogen, die ihn während der Reise so viel beschäftigt hatten. Jetzt hatte er entschieden das Gefühl, daß die Angelegenheit durchaus nicht so gefährlich war, wie er es im ersten Augenblick gesehen hatte. Er würde es schon mit heiler Haut überstehen, hatte er doch nichts verbrochen. Wenn er ein wenig Glück

* Einer der sieben Hügel Roms, lateinisch: Janiculus.

hatte, würde ihm vielleicht sogar noch gelingen, was er bisher vergebens versucht hatte: die Anerkennung des kopernikanischen Weltbildes. Auf jeden Fall wollte er damit beginnen, seine verschiedenen Freunde und Gönner aufzusuchen. Zum einen wollte er sich nach dem Sachverhalt der Dinge bei ihnen erkundigen und zum anderen sie bewegen, ihren Einfluß geltend zu machen.

Nun setzte er sich wieder an den Frühstückstisch und aß diesmal mit gutem Appetit. Bald darauf brach er auf. Er begab sich zu Voccabella, dem Beisitzer des Heiligen Offiziums. Dieser empfing ihn sehr freundlich, zeigte großes Interesse für die Angelegenheit Galileis und gab ihm mehrere nützliche Ratschläge. Unmittelbar etwas zu unternehmen sei ihm leider nicht möglich, denn er habe vor zwei Wochen sein Amt beim Heiligen Offizium aufgegeben.

Der Gelehrte suchte dann seinen Nachfolger auf, stellte sich ihm vor und unterhielt sich sehr angenehm und in freundschaftlichem Ton fast eine ganze Stunde mit ihm. Es war Mittag, bis er müde, aber zuversichtlich in seinem Quartier eintraf. Am Nachmittag hielt er eine kurze Siesta und las dann noch eine Weile. Er wartete auf den Abend. Bereits bei seiner Ankunft hatte er Niccolini gebeten, ihm bei Kardinal Francesco Barberini eine Audienz zu vermitteln. Am Abend würde er die Antwort erfahren. Vielleicht konnte er ihn schon morgen aufsuchen.

„Heute habe ich einige sehr angenehme Besuche abgestattet, und ich glaube, sie werden auch fruchtbringend sein“, berichtete er bei der Abendtafel dem Gesandten. „Ich habe überhaupt den Eindruck, die ganze Angelegenheit wird sich schnell und glatt, ohne besondere Schwierigkeiten erledigen lassen. Am Ende werde ich vielleicht noch froh sein, daß es so gekommen ist. . . Entschuldigt, daß ich Euch mit meiner Angelegenheit behellige: Habt Ihr, Exzellenz, mit dem Kardinal gesprochen?“

„Ja, ich habe mit ihm gesprochen“, antwortete Niccolini zögernd. Sein Gesicht wirkte durchaus nicht zuversichtlich. Es war eher nachdenklich, sogar ein wenig düster.

„Und was läßt er mir sagen? Wann kann ich ihn aufsuchen?“ erkundigte sich Galilei.

„Ich habe lange mit ihm gesprochen. Der Kardinal zeigte sehr großes Wohlwollen Euch gegenüber. Er läßt Euch sagen, er habe bis jetzt jede Wendung des Falles mit Aufmerksamkeit verfolgt und werde dies auch künftig tun und all seinen Einfluß geltend machen, damit die Sache einen glücklichen Ausgang nimmt. Darauf könntet Ihr fest vertrauen.“

„Ich bin ihm sehr dankbar und habe auch nichts anderes erwartet. Und wann soll ich zu ihm kommen?“

Niccolini kniff die Lippen zusammen, legte sich noch etwas auf den Teller und antwortete dann:

„Geht nicht zu ihm!“

„Ich soll nicht zu ihm gehen?“ Der Gelehrte war ganz verblüfft.

„Nein! Barberini läßt Euch sagen, seine Freundschaft zu Euch sei unverändert, er erinnere sich mit großem Vergnügen an jede Minute, die er in Euer Gesellschaft verbracht habe, und er hoffe, noch öfter Gelegenheit zu einem Gedankenaustausch mit Euch zu haben. Jetzt jedoch empfiehlt er ausdrücklich in Eurem Interesse, ihn nicht aufzusuchen. Und ganz allgemein solltet Ihr Euch nicht oft in der Stadt zeigen. Ich berichtete ihm, daß Ihr heute vormittag verschiedene Besuche zu machen gedachtet. . . Wie ich höre, habt Ihr das auch getan. Nun, diese Besuche hat er im voraus mißbilligt. Er meinte, das Heilige Offizium würde es Euch sicherlich verübeln, wenn Ihr in der ganzen Stadt die Angelegenheit ausposauntet. Das Heilige Offizium ziehe es vor, ohne Aufsehen zu arbeiten. Es würde am besten sein, wenn Ihr möglichst wenig aus dem Hause ginget.“

„Das läßt mir der Kardinal sagen? Das verstehe ich nicht, das verstehe ich ganz und gar nicht. Hat man mich doch heute überall sehr herzlich empfangen. . . Ich kann noch immer nicht glauben, daß es sich um etwas Schlimmes handelt. Urban selbst hat mir doch stets das größte Wohlwollen bekundet. Schon zu der Zeit, als er noch Kardinal war.“

„Als er noch Kardinal war!“ Niccolini lächelte ein wenig bitter. „Zweifellos eine sehr hohe Würde, aber damals war er

doch nur einer von siebzig. Jetzt dagegen ist er der Papst, und das ist ein großer Unterschied. Heute ist er das Oberhaupt der katholischen Kirche mit fast uneingeschränkter Macht. Und darüber hinaus hat er auch eine außergewöhnlich große weltliche Machtstellung inne. Versteht Ihr? Jemand, dem auf einem bestimmten Gebiet keiner widersprechen kann! Dergleichen vermögen nur wenig Menschen so zu tragen, daß dies... auch für andere erträglich ist. Ich glaube nicht, daß Urban VIII. zu diesen wenigen gehört... Schaut, lieber Maestro, der Beruf eines Gesandten ist eigenartig. Manchmal hat man alle Hände voll zu tun, ein andermal vergehen Wochen und man braucht keinen Finger zu rühren. Dann verbringt man die Zeit mit Lesen, spaziert im Garten oder am Ufer des Tevere, schaut sich um und denkt nach. Über dieses und jenes, bunt durcheinander, wie es einem eben einfällt. Dieser Tage grübelte ich darüber nach, was wohl schwieriger ist: unter schlechten oder unter guten Umständen ein Mensch zu bleiben? Sehr weit oben oder sehr weit unten. Vieles spricht für das eine wie für das andere. Die Menschen sind nicht gleich, der eine steht in diesem und der andere im Gegenfalle eher seinen Mann. Aber im allgemeinen, will es mir scheinen, ist es viel seltener, daß einer seinen Mann steht, daß jemand sich bis zum Schluß als Mensch und als human erweist, wenn er sich weit oben befindet; das ist viel weniger der Fall, als wenn einer weit unten steht. . . Wir brauchen deshalb die, die oben stehen, nicht zu verachten, wahrscheinlich wären wir selbst auch nicht besser.“

Er machte eine kurze Pause und fuhr dann in verändertem Ton fort:

„Also, lieber Galilei, ich will Euch nicht erschrecken, aber es wäre auch nicht richtig, wenn Ihr Euch eitlen Hoffnungen hingäbet. Nach sicheren Informationen ist Euer Fall ernster als Ihr annehmt, und er wird auch vom Heiligen Vater ernst genommen. Verwechselt ihn jetzt nicht mit dem einstigen Kardinal! . . . Es ist auch kein gutes Zeichen, daß man Castelli gerade jetzt aus Rom fortgeschickt hat. Ich kann schwer glauben, daß dies ein Zufall ist. Und sollte es doch an dem sein, so ist es

immerhin ein Unglück. Castelli verfügt über gute Beziehungen, und er ist Euer treuester Freund. Er hätte viel helfen können. Gerade deshalb muß ich in seiner Entfernung eine Absicht sehen. Einer solchen Stütze beraubt, müßt Ihr in verstärktem Maße auf jeden Eurer Schritte achten, damit Ihr den Mann nicht noch mehr reizt, der ohnehin schon von Erregung ergriffen ist und von dem allein der Verlauf des ganzen Prozesses abhängt.“

„Wer ist das?“ fragte Galilei besorgt.

„Eine sehr, sehr hochgestellte Persönlichkeit, mehr darf ich nicht sagen. Er betrachtet das ganze Verfahren als eine persönliche Angelegenheit. Unter diesen Umständen kann ich Euch nur empfehlen, zeigt bereitwilligen Gehorsam und unterwerft Euch allem, was man Euch auch befehlen mag. . . Viel lieber würde ich Euch erfreulichere Dinge sagen, aber dann wäre ich gewissenlos.“

Galilei war von den Worten des Gesandten so bestürzt, daß er sich streng an dessen Weisungen hielt. Er verließ das Haus so gut wie gar nicht, und wenn er unbedingt irgendwohin mußte, ließ er sich in einer zugezogenen Sänfte dahin bringen.

Es vergingen jedoch Wochen, und immer mehr sah es so aus, als hätte sich Niccolini geirrt, denn es ereignete sich überhaupt nichts. Es hatte den Anschein, als hätte die Inquisition überhaupt nicht zur Kenntnis genommen, daß Galilei in Rom eingetroffen war. Wenn man aber dem Fall in der Tat so große Wichtigkeit beimaß, dann würde man ihn doch nicht so hinauszögern. Um so unverhoffter traf es Galilei, als Anfang April der Gesandte mit der Nachricht kam, Kardinal Barberini habe ihn zu sich bestellt und ihm mitgeteilt, daß Galilei vor der Untersuchungskommission der Inquisition zu erscheinen habe.

„Der Kardinal ließ mich auch wissen“, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „daß die Untersuchung sicherlich nicht an einem einzigen Tag abgeschlossen werden könne und daß es daher unvermeidlich sei, daß Ihr im Gebäude des Heiligen Offiziums bleibt.“

„Im Kerker der Inquisition?“ Galilei erblaßte.

„Im Gebäude, nicht im Kerker. Ich bat darum, daß man Euch hierher in die Gesandtschaft zurückkehren lasse, aber der Kardinal erwiderte, dies stünde völlig im Widerspruch zu den üblichen Verfahren. Er versprach jedoch, daß man Euch nicht in den Kerker sperren, sondern Euch bequeme Gemächer zur Verfügung stellen würde.“

Galilei seufzte tief.

„Ihr habt recht, lieber Maestro, wenn Ihr meint, daß auch der komfortableste Kerker ein Kerker ist“, mischte sich jetzt die Gattin Niccolinis ins Gespräch ein. „Aber einerlei ist es doch nicht. Vor allem, weil es zweifellos ein Zeichen für weitgehende Schonung ist. Offenbar will man Euch also nicht so hart anfasssen. . . Außerdem vertraut auf Eure Freunde, die Euch nie verlassen werden.“

„Ich weiß, daß ich auf meine Freunde vertrauen kann“, antwortete Galilei und blickte dankbar auf die Frau. „Aber leider hängt mein Schicksal nicht von ihnen ab.“

„In um so größerem Maße hängt es von Euch selbst ab“, ermahnte ihn Niccolini. „Und vergeßt nicht meinen Rat: Zeigt Gehorsam und befolgt, was immer man Euch befiehlt!“

Um acht Uhr morgens mußte der Gelehrte im Palast des Heiligen Offiziums erscheinen. Man führte ihn in ein düsteres Vorzimmer, das nur vom Flur her spärliches Licht bekam. Es standen nur einige gehobelte Bänke darin, und der ganze Raum war so kahl, daß Galilei sich wunderte, daß es in einem von außen so glanzvollen Palast ein solches Zimmer geben konnte. Obwohl es draußen im Freien schon sonnenklarer Frühling war, begann er drinnen bald zu frösteln. Er stand auf und ging im Raum auf und ab, worauf sich plötzlich die Tür öffnete und eine Wache hereinschaute. Der Betreffende sagte zwar nichts, aber Galilei setzte sich sogleich wieder. Später stand er nochmals auf, um sich die Beine zu vertreten. Nicht nur die feuchte Kühle des Raumes, sondern auch seine eigene Ungeduld und Nervosität ließen ihn nicht ruhig sitzen. Er wartete nun schon mindestens eine Stunde. Hatte man ihn vergessen, oder was war geschehen?

Es vergingen mindestens noch anderthalb Stunden, bis sich die innere Tür öffnete und ein Priester in schwarzer Soutane seinen Namen aufrief:

„Der Mathematiker Galileo Galilei? Tretet ein!“

Er kam in einen großen hellen Saal, und seine ans Halbdunkel des Vorzimmers gewöhnten Augen wurden dadurch etwas geblendet. Er blinzelte und wischte sich die Tränen aus den Augen. Erst dann sah er sich um. Im Hintergrund stand auf einem niedrigen Podest eine lange Tafel mit einem Kruzifix darauf, und dahinter saßen drei Inquisitoren. Wieder fragte man ihn:

„Galileo Galilei?“

„Der bin ich.“

„Tretet näher! Legt zwei Finger Eurer Rechten auf das Kruzifix und sprecht mir nach. Ich, Galileo Galilei, schwöre...“

„Ich, Galileo Galilei, schwöre, auf die mir gestellten Fragen die reine Wahrheit zu antworten und nichts zu verschweigen. So wahr mir Gott helfe!“

„Wißt Ihr oder ahnt Ihr, warum man Euch vorgeladen hat?“ fragte der in der Mitte sitzende Inquisitor.

„Ich denke, wegen meines zuletzt erschienenen Buches.“

„Habt Ihr dieses Buch geschrieben?“ fragte der Inquisitor und zeigte ein Exemplar des *Dialoges*.

Galilei nahm es in die Hand und sah es sich gründlich an.

„Ja.“

„1616 seid Ihr in Rom gewesen, nicht wahr? Weshalb?“

„Ich hatte gehört, daß im Zusammenhang mit dem kopernikanischen Weltbild verschiedene Bedenken aufgetaucht waren, und ich wollte genau den Standpunkt der Kirche erfahren, um mich danach richten zu können.“

„Seid Ihr von selbst gekommen oder wurdet Ihr vorgeladen?“

„Von selbst.“

„Ihr habt damals auch Unterredungen mit mehreren hochgestellten kirchlichen Persönlichkeiten gehabt, unter anderem auch mit Kardinälen, die dem Heiligen Offizium angehörten. Worum handelte es sich bei diesen Gesprächen?“



„Zu diesen Gesprächen kam es auf Wunsch der betreffenden Kardinäle. Man ersuchte mich, ihnen die kopernikanischen Lehren darzulegen.“

„Wurde in dieser Angelegenheit irgendein endgültiger Beschluß gefaßt? Und welcher?“

„Die Indexkongregation entschied, daß die Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne der Heiligen Schrift widerspreche und daß man sich mit ihr nur als mit einer Hypothese beschäftigen dürfe.“

„Hat man Euch diesen Beschluß mitgeteilt? Und wer?“

„Seine Eminenz Kardinal Bellarmino.“

„Was hat er gesagt?“

„Er teilte mir mit, daß die kopernikanische Lehre als Hypothese angenommen werden kann, aber nicht als Tatsache. In diesem Sinne darf sie weder behauptet noch verteidigt werden. Darüber hat mir Seine Eminenz Kardinal Bellarmino am 26. Mai 1616 sogar eine Bescheinigung gegeben. Eine Abschrift dieser Bescheinigung habe ich bei mir.“

Er griff in die Tasche, nahm das Schreiben hervor und legte es auf den Tisch der Inquisitoren.

„War außer Euch noch jemand zugegen, als Kardinal Bellarmino Euch diese Mitteilung machte?“

„Es waren einige Dominikaner anwesend, die ich aber nicht persönlich kannte.“

„Und wurde Euch in dieser Angelegenheit irgendein Befehl erteilt?“

„Als mich Seine Eminenz zu sich rufen ließ, sprachen wir erst über manches anderes. Dann brachte er mir zur Kenntnis, daß die kopernikanische Lehre weder verkündet noch verteidigt werden dürfe. Daß er mir einen ausdrücklichen Befehl gegeben hätte, daran kann ich mich nicht entsinnen, auch daran nicht, ob die erwähnten Dominikaner während der ganzen Unterhaltung und gerade bei diesem Teil zugegen waren oder nicht. Seither sind ja viele Jahre vergangen.“

„Wenn wir Euch vorlesen, was man Euch seinerzeit gesagt und befohlen hat, werdet Ihr Euch dann entsinnen?“

„Ich erinnere mich nicht, daß man mir sonst etwas gesagt oder befohlen hätte. Ich kann ganz ruhig sagen, woran ich mich entsinne, denn ich glaube nicht, daß ich gegen diese Maßregel verstoßen hätte.“

„In dem Befehl, den man Euch damals im Beisein von Zeugen mitgeteilt hat, wurde Euch untersagt, die kopernikanische Lehre *in irgendeiner Weise* zu behaupten, zu verteidigen oder zu lehren.“

„Niemand außer Seiner Eminenz Kardinal Bellarmino gab

mir diesbezüglich eine Weisung, und er tat es in mündlicher Form. Die Weisung besagte, daß die Lehre weder behauptet noch verteidigt werden dürfe. Ich entsinne mich nicht, daß darin der Ausdruck *in irgendeiner Weise, quovis modo*“, wiederholte auch er nach dem Inquisitor die lateinischen Worte, „vorgekommen wäre. Ich muß gestehen, daß ich mich auch nicht bemühte, mir die Worte zu merken, denn einige Monate darauf habe ich von Seiner Eminenz Kardinal Bellarmino die soeben vorgelegte Bescheinigung erhalten. Darin steht ausdrücklich, daß ich die Lehre weder behaupten noch verteidigen darf. Daß mir untersagt ist, sie zu lehren oder mich *in irgendeiner Weise* damit zu beschäftigen, steht in dem Schreiben nicht, und ich kann mich auch nicht daran erinnern.“

„Und nachdem Ihr den Befehl erhalten hattet, daß Ihr in keiner Weise die kopernikanische Auffassung behaupten oder lehren dürft, habt Ihr da jemanden um die Erlaubnis ersucht, den *Dialog* schreiben und herausgeben zu dürfen?“

„Ich habe nicht darum ersucht, weil das nicht notwendig war. Einen solchen Befehl habe ich nicht erhalten, die Weisung besagte nur, daß ich die Lehre weder behaupten noch verteidigen dürfe. Im *Dialog* aber verteidigte ich sie nicht, ich widerlegte sie vielmehr.“

„Und als Ihr den Magister des Heiligen Palastes um Genehmigung für den Druck des *Dialoges* ersucht habt, erwähntet Ihr da diesen Befehl?“

„Ich konnte ihn nicht erwähnen, denn ich habe einen solchen Befehl nie erhalten.“

Der Inquisitor schaute auf seine beiden Gefährten, dann sagte er leise etwas zu ihnen. Diese nickten.

„Für heute machen wir Schluß. Tretet näher, Galilei Galileo, berührt das Kruzifix und sprecht mir nach: Ich, Galileo Galilei...“

„Ich, Galileo Galilei, schwöre, daß ich von dem, was heute hier gesprochen und geschehen ist, unter keinen Umständen jemandem auch nur ein einziges Wort sagen oder auf andere Weise mitteilen werde. So wahr mir Gott helfe!“

Die drei Inquisitoren erhoben sich. Einer von ihnen trat zu Galilei.

„Kommt mit!“

Sie traten in ein anderes Zimmer, von dort auf einen Gang, den sie entlanggingen. Vor einer Tür sah er seinen Diener, der ihn aus Florenz nach Rom begleitet hatte. Der Inquisitor öffnete die Tür.

„Vorerst bleibt Ihr hier, in diesen Gemächern. Euer Diener kann bei Euch bleiben. Er kann sich frei bewegen, Ihr könnt ihn hinausschicken, und er kann auch wiederkommen. Er wird Euch das Essen von der Familie Niccolini bringen. Eine Erlaubnis liegt vor. Ihr jedoch dürft Euch von hier nicht entfernen.“

Für einen Augenblick schieg er und schaute den Gelehrten starr an. Dann fuhr er in verändertem Ton fort. Was er bis jetzt gesagt hatte, klang amtlich. Jetzt wurde er mit einemmal persönlicher, zugleich aber mischte sich ein drohender Tonfall in seine Stimme.

„Ihr wollt es durchaus leugnen, daß Ihr Euch in keiner Weise mit der Lehre von der Bewegung der Erde beschäftigen durftet. Davon wollt Ihr nichts wissen. . . Ihr liebt doch Eure Kinder, nicht wahr, hauptsächlich Eure ältere Tochter, Maria Celeste.“

„Gewiß doch!“

„Ihr besucht sie häufig und unterhaltet Euch lange mit ihr. Mit ihr habt Ihr sicherlich auch über das gesprochen, was Ihr uns jetzt verschweigen wollt. Wir werden sie befragen! . . . Platz ist hier genug!“ Er zeigte mit einer breiten Geste nach unten in Richtung des Kellers.

Noch einmal schaute er starr, mit kaltem, durchdringendem Blick auf den Gefangenen. Dann ging er hinaus und zog die Tür hinter sich zu.

Galilei seufzte tief.

Virginia! Mit ihr versuchte man ihn zu erpressen. Wie genau sie den empfindlichsten Punkt seiner Seele kannten!

Erneut seufzte er und besah sich dann seinen Kerker. Es waren drei Räume, sehr bequem eingerichtet. In dem einen standen ein breites überdachtes Bett und ein marmorner Waschtisch, im

anderen Raum befand sich ein Schreibtisch mit einem sechssarmigen Leuchter, in dem lange dicke Kerzen steckten, auch eine Reihe sorgfältig geschnittener Gänsefüße, Papier und ein Tintenfaß waren vorhanden. Zu Hause war seine Einrichtung viel bescheidener. Wenn dies jemand sah, konnte ihn nur Neid überkommen. Schaut, so lebt der Hofmathematiker Seiner Hoheit im Kerker der Inquisition. Geradezu lächerlich, diese Gemächer Kerker zu nennen!

Dabei kam es nicht auf die Gemächer an. Gern würde er sich in den Keller begeben haben, in eine feuchte Zelle mit eiserner Tür und vergittertem Fenster oder gar fensterlos, wenn er mit Sicherheit gewußt hätte, daß Virginia keinerlei Gefahr drohte. . . Und das wäre für ihn noch nicht einmal ein Opfer gewesen. Ganz im Gegenteil. Denn wie sollte er, wenn man Virginia in der Tat hierher brächte, es ertragen, sie in einer unterirdischen Zelle zu wissen, während er hier in dem prunkvollen Verlies jede Behaglichkeit genoß? Da wäre es schon besser, wenn er auch in einer dunklen Kerkerzelle wäre!

Es klopfte an der Tür. Der Diener trat ein.

„Signore Galilei, habt Ihr einen Wunsch?“

„Nein, danke.“

„Dann gehe ich und hole das Mittagessen. Vielleicht bringe ich auch gleich das Abendbrot mit. Es ist schon recht spät.“

Galilei nickte zustimmend. Einige Augenblicke hörte man noch die Schritte des Dieners, dann wurde es still. Plötzlich hatte er das Gefühl, allein zu sein in dem großen Palast. Er wußte, daß dem nicht so war, drüben im anderen Flügel, vielleicht auch über ihm und unter ihm kamen und gingen Menschen, studierten Schriften, verfaßten Urteile, unter Umständen wurde irgendwo gerade jemand verhört. Wie viel Menschen mochten sich im Augenblick in diesem Gebäude befinden, gegen die ein Verfahren lief? Und hatten wohl alle nur so viel Schuld auf sich geladen wie er?

Denn was hatte er sich zuschulden kommen lassen? Nichts. Er hatte einen Fehler begangen, das stimmte. Er hätte sich klüger verhalten sollen. Er hätte sich im klaren sein müssen, wenn

er mit den Jesuiten einen Streit begann, konnte nur er den kürzeren ziehen. Und dennoch empfand er Freude an diesem Streit. Mit Scheiner hatte es angefangen. Freilich, die Dummheit Scheiners war ärgerlich. Daß die Sonnenflecken von Himmelskörpern herrühren! Lächerlich! In seinem Falle konnte man nichts anderes tun, als den Unsinn der Lächerlichkeit preiszugeben. Er hätte ein unverzeihliches Verbrechen gegen die Wahrheit begangen, wenn er da geschwiegen hätte.

Aber das war nicht alles, was er Scheiner gegenüber unternommen hatte, und er hatte ihn nicht nur deswegen angegriffen, es war ihm auch um die Priorität gegangen, wer von ihnen die Sonnenflecken zuerst gesehen hatte. Für die Wissenschaft war dies eigentlich ohne besonderen Belang. Hier hatte er sich nur von seiner Eitelkeit leiten lassen. Und dabei war es gar nicht sicher, daß er im Recht war. Es stimmte zwar, daß er die Sonnenflecken wesentlich früher entdeckt hatte, als das Buch Scheiners erschienen war. Aber Scheiner mußte sie ja auch früher gesehen haben. Wie sollte man feststellen, wer von ihnen sie als erster gesehen hatte. Und woher hätte Scheiner wissen können, daß er, Galilei, sie auch schon gesehen hatte? Zwar hatte er zu dieser Zeit mit einigen Menschen darüber gesprochen, aber er hatte nichts veröffentlicht.

Gewiß, all das war kein Grund dafür, daß die Jesuiten solche Rache an ihm nahmen. Wahrscheinlich hatte da auch Scheiner die Hand im Spiel. Aber die Tatsache, daß andere eine Ungerechtigkeit begehen, ist keine Entschuldigung dafür, daß auch wir eine begehen. Vor allem kann es keine Entschuldigung dafür sein, daß wir zuerst eine Ungerechtigkeit begangen haben.

Freilich, die Sache mit Scheiner fiel ihm jetzt ein, weil er das Empfinden hatte, sich damit ins Unglück gestürzt zu haben. Deshalb tat es ihm jetzt leid, daß er ihn unberechtigterweise angegriffen hatte. Was er über die Natur der Sonnenflecken gesagt hatte, das würde er nie bereuen, darin hatte er recht, nur was die Priorität des Entdeckens betraf, war er ungerecht gewesen. Doch einerlei, dieser Ungerechtigkeit war er sich jetzt deshalb bewußt geworden, weil er dafür zahlen mußte. Dabei...

Dabei war er auch anderen gegenüber ungerecht gewesen, wofür sich bisher noch niemand gerächt hatte. Aber wenn man nur jene Ungerechtigkeiten bereut, für die man bestraft wird oder die sich rächen, dann... Dann handelt es sich eigentlich nicht um Reue, sondern um Angst vor den Folgen. Die ganze Reue ist also nur Schein, Täuschung, Betrug. Wir sollten im Gegenteil auch dann Reue über unsere Ungerechtigkeit empfinden und versuchen, sie wiedergutzumachen, wenn uns aus dieser Ungerechtigkeit Vorteile erwachsen... Und er war nicht nur Scheiner gegenüber ungerecht gewesen. Im gewissen Sinne auch Grassi gegenüber... und dieser war ebenfalls Jesuit, auch seinetwegen würde man sich an ihm rächen. Wegen Ptolemäus und Aristoteles zog ihn niemand zur Verantwortung. Wenn gleich er ihnen gegenüber auch ungerecht gewesen war. Denn zu ihrer Zeit waren beide große Gelehrte, gemessen an den Hilfsmitteln, die ihnen damals zur Verfügung gestanden hatten. An der einen oder anderen Stelle seines Buches hatte er das zwar anerkannt, aber nicht deutlich genug zum Ausdruck gebracht. Er ließ zu, daß seine Leser den Eindruck bekamen, diese beiden Gelehrten des Altertums wären Schwachköpfe gewesen. Schwachköpfe aber waren nur jene, die die Lehren der Alten heute nachplapperten, ohne selbst zu denken. Denn es ist ein großer Unterschied, ob jemand etwas vor zweitausend Jahren behauptet hat oder ob wir das heute einfach wiederholen, ohne uns selbst Gedanken über die Frage zu machen. Denn man kann jeden Menschen nur unter den Umständen und Verhältnissen seiner Umgebung und seiner Zeit richtig beurteilen. Jedes andere Urteil ist ungenau und ungerecht.

Aber warum zweitausend Jahre in die Vergangenheit zurückgehen, wenn er die Personen suchte, gegen die er ungerecht gewesen war, gegen die er sich versündigt hatte? Ptolemäus und Aristoteles würde die Kränkung, die er ihnen zugefügt hatte, nichts mehr ausmachen. Es gab einen Menschen, der ihm viel näher gestanden hatte, der noch keine anderthalb oder zwei Jahrtausende tot war, sondern erst seit einem Jahrzehnt, und der noch gelebt hatte, als er ihn im Stich gelassen hatte. Marina.

Er hatte sie in Padua zurückgelassen, als er an den großherzoglichen Hof gegangen war. Später hätte Marina nachkommen sollen. Und dann hatte er sie nie gerufen. . . Er hatte sie nie gerufen, weil er dieses Versprechen vom ersten Augenblick an nie ernst genommen hatte. Seinerzeit hatte er sich das nicht eingestanden, hatte nach allerlei Ausflüchten gesucht: Er werde sehen, was man in Florenz über die frühere Kellnerin denke, er wolle die Angelegenheit erst vorbereiten und ähnliches. Aber das ist alles nicht wahr gewesen. Noch nie war er so offen zu sich gewesen wie jetzt, in diesem bequem eingerichteten, aus drei Zimmern bestehenden Kerker. Er mußte auch in dieser Frage ehrlich sein! Er hatte Marina verlassen, weil er sich ihrer schämte, weil sie ihm lästig geworden war, weil er sie satt bekommen hatte. Er hatte sie schnöde, auf hinterlistige Weise im Stich gelassen. Gewiß, er hatte ihr regelmäßig Geld geschickt, aber Marina hätte mehr verdient. Und vergebens wollte er es jetzt gutmachen. Sie war seit mehr als zehn Jahren tot. Wirklich gutmachen kann man eigentlich keinen Fehler, kein Vergehen. Und das ist die schlimmste Strafe.

Plötzlich blieb er betroffen stehen. War es nicht seltsam, daß er für Fehler und Vergehen, die er vor zehn oder zwanzig Jahren oder noch früher begangen hatte, jetzt schwere Gewissensbisse empfand? Und vor ein paar Stunden erst hatte man ihn schwören lassen, daß er nichts als die reine Wahrheit sagen werde, diesen Schwur aber hatte er schon nach wenigen Minuten gebrochen, und das ließ sein Gewissen völlig ruhig! Es stimmte nicht, daß er 1616 deshalb nach Rom gekommen war, um den Standpunkt der Kirche in der Frage der kopernikanischen Lehre zu erfahren, er war gekommen, um diese Lehre von der Kirche anerkennen zu lassen. Es war nicht wahr, daß er auf die Aufforderung Bellarminos hin seine Überzeugung aufgegeben hatte. Im Gegenteil, er war bemüht gewesen, dieses Verbot zu umgehen, um die Lehre verkünden zu können. Und das bezweckte er auch mit dem *Dialog* und nicht dessen Gegenteil, wie er ausgesagt hatte. Dies alles aber empfand er doch nicht als Betrug, nicht als moralische Verfehlung. Ganz im Gegenteil. Er emp-

fände es als unmoralisch, wenn er nicht alles unternommen hätte, um das zu verkünden, was er für wahr empfand. Er hatte bei dem Verhör gelogen, aber diese Lüge diene der Wahrheit. Das war zwar nicht ganz korrekt, es war abwegig und verstieß gegen die Moral, aber für diese Naturwidrigkeit und Unmoral waren jene verantwortlich, die eine solche Lage geschaffen hatten, die einem Menschen befehlen wollten, seinen Glauben und seine Überzeugung zu verleugnen. Selbst wenn die Wahrheit auf ihrer Seite wäre, hätten sie nicht das Recht, einen solchen Befehl auszusprechen, denn jeder Mensch kann sich irren! Und sie durften es erst recht nicht, da sie im Irrtum waren.

Was hätte er anderes tun können, als sie zu täuschen. Er war ja dazu gezwungen. Auch sie logen. *In irgendeiner Weise*, das war nicht wahr, das war gelogen, ganz unverschämt gelogen! Das konnte er ihnen freilich nicht ins Gesicht sagen. Es war klüger zu sagen, daran könne er sich nicht entsinnen. Dabei aber entsann er sich, entsann sich ganz genau, daß die Formulierung *in irgendeiner Weise* nicht in dem Verbot enthalten war und auch nicht, daß er die Lehre nicht unterrichten durfte... Dies aber behaupteten sie jetzt ganz unverfroren. Wenn er nicht auch lügen würde, wäre er ihnen ganz und gar ausgeliefert, als stünde er einem von Kopf bis Fuß gerüsteten Krieger völlig unbewaffnet gegenüber... Da war es doch nur natürlich, daß er sich verteidigte. Wenn es sein mußte, nicht nur durch falsche Aussagen, sondern auch durch Meineid... Ihm dünkte, als hätte ihm früher schon einmal jemand gesagt, daß es die moralische Pflicht eines Gelehrten sei, wenn es sein müsse, selbst um den Preis eines Meineides die Wahrheit zu verkünden... Oder hatte er es zu jemandem gesagt? Er entsann sich nicht mehr. Aber eins von beiden war es gewesen. Und es stimmte, es war damals wahr gewesen, und es war auch heute wahr. Daß er Marina verlassen hatte, war eine Sünde. Denen aber einen Meineid zu schwören, war keine Sünde!

Er hörte ein Geräusch und drehte sich schnell um. Der Diener war zurückgekehrt.

„Ich habe das Essen gebracht. Das Mittagessen und auch das

Abendbrot. Signora Niccolini läßt Euch sagen, Ihr solltet unbedingt alles aufessen, denn Ihr müßtet bei guten Kräften bleiben. Und ich soll auch ausrichten, Ihr sollt Euch keine Sorgen machen. Es werde alles gut werden.“

„Ich danke. Richte ihr aus, daß ich ihr herzlich danke, sowohl für die Speisen als auch für die ermunternden Worte.“

„Wünscht Ihr noch etwas, Maestro?“

„Nein.“

„Dann gehe ich jetzt. Morgen früh bringe ich das Frühstück.“

Er war schon im Gehen, als ihm Galilei nachrief:

„Warte noch eine Minute! Versuch doch, mir morgen ein Exemplar des *Dialoges* mitzubringen! . . . Doch wo sollst du eins hernehmen? Bitte Signora Niccolini darum, er wird bestimmt ein Exemplar beschaffen können.“

„Jawohl! Überlaßt das nur mir!“

Obwohl das Buch seit seiner Beschlagnahme nirgends mehr verkauft wurde, brachte der Diener am nächsten Morgen ein Exemplar. Galilei setzte sich daran und begann es gründlichst zu studieren, um gegen die zu erwartenden Angriffe der Inquisition gewappnet zu sein.

Zur gleichen Zeit ließ auch das Heilige Offizium durch seine Sachverständigen das gefährliche Werk studieren. Die Patres Augustinus Oregius, Melchior Inchofer und Zacharias Pasqualigus vertieften sich sehr sorgfältig in das Buch, und dann schrieb jeder von ihnen getrennt einen Bericht. Oregius stellte fest, daß Galilei die verbotene Lehre behauptet und verteidigt habe, Inchofer gelangte zu demselben Ergebnis und fügte noch hinzu, er habe sie auch gelehrt. Und Pasqualigus schließlich bezeugte, daß der Gelehrte gegen das Verbot, die Wahrheit der kopernikanischen Lehre zu behaupten, verstoßen habe.

Inzwischen trat das alte Leiden Galileis wieder auf, starkes Reißen und heftige Hüftschmerzen quälten ihn, so daß er seine Notizen im Bett machen mußte. Er war schon fast am Ende seiner Arbeit, und auch sein Zustand hatte sich wieder etwas gebessert, als er in der dritten Woche seiner Gefangenschaft hohen Besuch erhielt: Kardinal Bellarmino. Derselbe, der ihm vor

siebzehn Jahren den Beschluß der Indexkongregation mitgeteilt hatte.

„Mit großem Bedauern habe ich erfahren, daß Ihr unpäßlich seid“, mit diesen Worten trat er ein, und auf seinem Gesicht spiegelte sich tiefe Anteilnahme. „Ich habe mich beeilt, Euch zu besuchen, um zu erfahren, worin wir unserem getreuen Anhänger, dessen Gesundheit und Wohlergehen uns so sehr am Herzen liegen, behilflich sein können.“

„Es ehrt mich sehr. . .“ begann Galilei, hielt aber auf einen Wink des Kardinals inne.

„Bevor Ihr noch etwas sagt“, fuhr der Besucher fort, „muß ich Euch mitteilen, daß sich der Heilige Vater wärmstens nach Eurem Befinden erkundigt und von ganzem Herzen wünscht, daß Ihr alsbald wieder genest. Der Heilige Vater verfolgt Euer Schicksal mit außergewöhnlichem Interesse.“

„Diese Aufmerksamkeit ehrt mich, und ich weiß wirklich nicht, wie ich mich dafür bedanken soll“, antwortete der Kranke.

„Ihr braucht Euch für nichts zu bedanken. Sagt mir lieber, worin wir Euch behilflich sein können!“

„Mir behilflich sein?“ Galilei lächelte bitter. „Ich glaube, das vermag nicht einmal der Heilige Vater. Mein größtes Übel ist das Alter. . .“

„Es ist das gemeinsame Schicksal aller, die der Herr mit einem langen Leben beschenkt“, faltete der Kardinal salbungsvoll die Hände.

„Bei dem anderen Übel könnte Seine Heiligkeit offenbar leichter helfen“, fuhr der Gelehrte fort. „Sicherlich ginge es mir besser, wenn ich mich nicht hier aufhalten müßte“, er breitete die Arme aus, „und wenn es diesen ganzen Fall nicht gäbe.“

„Aber das liegt doch alles nur an Euch. Einzig und allein an Euch“, antwortete Bellarmino mit außergewöhnlich freundlichem Lächeln.

„An mir?“ fragte Galilei verwundert. „Diesmal bin ich nicht aus freien Stücken nach Rom gekommen. Man hat mir gedroht, mich gefesselt hierherzubringen, wenn ich nicht freiwillig käme. Nicht ich habe den Prozeß angestrebt.“

„Aber Ihr habt ein Buch geschrieben, das diesen Prozeß erforderlich machte. . . Doch über diesen Prozeß läßt sich ja reden. Es gibt strenge Prozesse, und es gibt milde Prozesse. Wenn ich mich hier in der Zelle umschaue“, wobei er das Wort Zelle besonders betonte, „so sehe ich, daß Euer Prozeß zu den letzteren gehört.“

„Kerker bleibt Kerker.“

„Ich kann Euch auch Zellen zeigen, bei deren Anblick Ihr Eure Meinung sogleich ändert. Wollt Ihr welche sehen?“

Der Gefangene antwortete nicht.

„Schaut, lieber Galilei“, fuhr Bellarmino fort, „Ihr seid einer der größten Gelehrten unserer Zeit, mit Euch kann man doch vernünftig reden. Eigentlich richtet sich der angestrebte Prozeß nicht gegen Euch. Wem fiel es schon ein, einen Galilei auf die Anklagebank zu setzen? Er richtet sich nicht einmal gegen den *Dialog*, unter anderen Umständen könntet Ihr ruhig schreiben, was Ihr für richtig haltet, aber wir müssen Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse nehmen und uns danach richten.“

„Aber was ich in meinem *Dialog* schrieb, das habe ich doch mit meinem Teleskop. . .“

„Mit Eurem Teleskop! Was habt Ihr mit Eurem Teleskop beobachtet? Den Himmel. Aber jetzt geht es nicht um den Himmel! Es geht um die Erde. . . Die Protestanten stehen in Prag und München. Das katholische Frankreich unterstützt statt des Kaisers die Protestanten. Das ebenfalls katholische Venedig und Savoyen kämpfen mit der Waffe gegen uns. Was bedeutet das? Daß sich der Krebschaden hier unter uns befindet. Wenn wir es zulassen, wird er morgen schon in Rom eindringen. Und just in dieser Zeit schreibt Ihr ein Buch, in dem es weniger darauf ankommt, ob sich die Erde um die Sonne oder die Sonne um die Erde dreht. Unter anderen Umständen würde kein Hahn danach krähen! Mögen sie sich umeinander drehen, wie sie wollen. Wie die vom Drehwurm befallenen Schafe. Es kommt vielmehr darauf an, daß Ihr unter den jetzigen Verhältnissen ein Buch schreibt, wonach sich alles anders verhält, als die Kirche es bisher gelehrt hat. Ihr schreibt ein Buch, das im

völligen Gegensatz zur Heiligen Schrift steht, aber Eurer Meinung nach ist das nicht schlimm, man braucht ja die Heilige Schrift nur anders auszulegen, die aber kann jedermann so auslegen, wie es ihm gefällt. Begreift Ihr, um was es geht? Darum, daß die Ketzerei vor unseren Toren steht, und da schreibt Ihr ein Buch in rein protestantischem Geiste. Jene dort haben nach dem Schwert gegriffen, Ihr nach der Feder, und mit vereinter Kraft soll verhindert werden, daß die wahre Kirche auf der ganzen Welt Gebieter der Seelen, der Herzen und der Gedanken sei. Darauf aber kann die Kirche nicht verzichten, und sie wird nie darauf verzichten. Glaubt nicht, lieber Galilei, daß es sich hier um die persönliche Eitelkeit Urbans VIII., vielleicht um seinen privaten Ehrgeiz handelt. Merkt Euch: Jeder Papst, wer auch immer Papst sein mag, wird bestrebt sein, der römischen Kirche die Vorherrschaft in der Welt zu sichern. Dem habt Ihr Euch widersetzt, Galileo Galilei, und das ist es, was die Kirche nicht hinnehmen kann, denn sonst würden morgen vor der Peterskirche die lutherischen und kalvinistischen Prediger erscheinen und ihr Wort gegen uns erheben. Nicht Galilei und nicht sein *Dialog* befinden sich auf der Anklagebank, sondern der Protestantismus und all jene, die die uneingeschränkte Macht der römischen Kirche antasten. Und sicher wollt auch Ihr nicht, daß aus diesem Prozeß die Ketzer und die Feinde unserer Kirche als Sieger hervorgehen. Oder doch?“

„Aber keineswegs! Davon kann keine Rede sein!“

„Na seht Ihr! Auch der Heilige Vater hat stets darauf vertraut. Er hat gesagt: Galilei ist kein verschworener Feind der Kirche, nur ein wohlwollendes, aber verirrtes Lamm. Und eben deshalb müsse man ihn behandeln wie ein verirrtes Lamm. Aber sollte es sich doch herausstellen, daß er ein Verbündeter der Ketzer ist...“

„Nein, nein. Ich war stets ein getreuer Sohn der Kirche.“

„Denn die Kirche verzeiht einem verirrten Lamm gern. Aber sie straft schonungslos die verstockten Sünder“, hier wurde seine Stimme unerbittlich. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Freilich, um zu entscheiden, ob ein verirrtes Lamm oder

ein verstockter Sünder vor uns steht, dazu genügt die wohlwollende Vermutung des Heiligen Vaters und des Heiligen Offiziums nicht. Dazu müßt Ihr den Beweis erbringen, daß Ihr in der Tat ein treuer Sohn der Kirche seid.“

„Ist mein ganzes Leben nicht Beweis genug?“

„Was bisher gewesen ist, interessiert uns jetzt nicht. Ihr müßt es künftig beweisen.“

„Wie soll ich es beweisen?“

„Das ist sehr einfach. Ich habe gesagt, auf der Anklagebank sitzt eigentlich nicht Galilei, sondern der Protestantismus. Und ich habe auch gesagt, wie wichtig es für die wahre Kirche ist, daß man diesen Angeklagten streng verurteilt. Genauer, daß man ihn abstempelt. Dies aber können wir nur mit Eurer Hilfe erreichen.“

„Das verstehe ich nicht ganz, Eminenz.“

„Ich will es Euch genauer erklären. Aus dem *Dialog* spricht Destruktivismus, der Geist des Protestantismus. Wenn das Heilige Offizium nun jemanden, der das Ansehen der Kirche herabsetzt, einfach verurteilt, so ist das kein wahrer Sieg der Kirche. Denn dann würde die ganze ketzerisch denkende Welt verbreiten, die Inquisition habe wieder einen wahren, mutigen Mann in den Kerker gesperrt, in die Folterkammer geworfen oder auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Denn all das kann geschehen, wenn Ihr uns dazu zwingt“, warf er lächelnd ein. „Aber wir können keine Märtyrer gebrauchen. Ganz im Gegenteil. Für uns ist es wichtig, daß Ihr Euer Buch, Eure Lehren selbst verleugnet. Für uns ist es wichtig, daß wir der Welt zeigen können: Seht, so bricht jemand, der sich gegen den wahren Glauben gestellt hat, unter der Last seines Gewissens zusammen. Damit erweist Ihr der Kirche einen Dienst, den sie mit Recht von jedem treuen Sohn erwarten kann. Wenn Ihr Euch jedoch für eine Heldenpose entscheidet, für die Rolle des einsamen, greisen Gelehrten, der in der Überzeugung im Recht zu sein, der ganzen Macht Roms die Stirn bietet, dann dient Ihr damit nur den Feinden der Kirche, werdet also selbst zum Feind der Kirche. Mit denen aber, die so handeln, können wir, wie ich Euch schon

sagte“, – und nun betonte er jedes einzelne Wort – „sehr, sehr unerbittlich und erbarmungslos verfahren.“

„Was soll ich tun, Euer Eminenz?“

„Aber!“ wehrte Bellarmino ab, indem er beide Hände vor sich hielt. „Ich will Euch um nichts in der Welt in Euer Handlung beeinflussen. Was Ihr zu tun habt, das müßt Ihr selbst entscheiden, ganz von selbst und aus freien Stücken. . . Ich kann Euch höchstens sagen, aus reiner Freundschaft – denn ich hoffe, Ihr wißt, daß Ihr wenig ehrlichere Freunde habt als mich –, ich kann Euch also höchstens sagen, was ich an Eurer Stelle täte. Ich würde mich nicht auf hartnäckiges Leugnen versteifen. . .“

„Aber Euer Eminenz wissen doch am besten, daß 1616 alles so gewesen ist, wie ich ausgesagt habe, nicht aber. . .“

„1616! Kommt mir nicht mit solchen alten Dingen! Gerade eben habe ich Euch doch erklärt, was unter den heutigen Verhältnissen diesen Prozeß erforderlich macht. Danach müßt Ihr Euch richten, nicht nach 1616. Das war einmal und ist vorbei. Jetzt schreiben wir 1633.“

Er seufzte verärgert, wie jemand, den es sehr ermüdet, daß er einem begriffsstutzigen Mann etwas erklären muß. Dann aber wurde sein Gesicht doch wieder sanfter.

„Ich an Eurer Stelle würde mich also nicht auf hartnäckiges Leugnen versteifen, sondern würde gestehen, daß ich aus Unwissenheit, Eitelkeit und um Aufmerksamkeit zu erregen, schwerwiegende Fehler begangen habe. Ich würde mein Vergehen inständig bereuen und mich erbieten, oder noch besser, die hohen kirchlichen Behörden um Erlaubnis ersuchen, meinen Fehler gutmachen zu dürfen. . . Wie gesagt, das würde ich an Eurer Stelle tun. Versteht mich aber um alles in der Welt nicht falsch, ich will Euch nicht dazu überreden. Ihr tut nach freien Stücken das, was Ihr wollt. Der Allmächtige hat uns allen einen freien Willen eingegeben, und dieser Wille wird Euch in Euren Beschlüssen und Handlungen leiten.“

„Nein, ich verstehe Euch nicht falsch, ich weiß, daß es nur ein Rat. . .“

„Nein, kein Rat!“ protestierte der Kardinal. „Das ist ein übermäßig vielsagender Begriff. Ich habe nur gesagt, was ich in einer ähnlichen Situation täte. Ich betone, ich möchte nicht, daß Ihr mich mißverstehet.“

„Davon kann keine Rede sein! Ich habe mich höchstens falsch ausgedrückt“, antwortete Galilei. „Ich bin Euch für die wertvolle Aufklärung sehr dankbar, hauptsächlich... nun, daß Ihr mir gesagt habt, was Ihr an meiner Stelle tun würdet. Ich glaube, für mich ist es auch das beste, wenn ich so handle.“

„Es dient Eurem eigenen Interesse... Natürlich in erster Linie dem Interesse der Kirche, darüber hinaus jedoch auch Eurem eigenen. Und die Kirche weiß jene, die ihr einen Dienst erweisen, immer zu schätzen.“

Er erhob sich und blickte mit einem bestechenden Lächeln auf den Gefangenen.

„Ich sehe erfreut, daß sich Eure Schmerzen bedeutend gelindert haben. Ich glaube, auch Seiner Heiligkeit mitteilen zu können, daß sich Euer Zustand sehr gebessert hat und zu den besten Hoffnungen berechtigt.“

„Wenn das Seine Heiligkeit wirklich interessiert...“

„Oh, und ob! Ihr glaubt gar nicht, wie sehr er sich dafür interessiert“, sagte er mit unverändertem Lächeln und entfernte sich.

Galilei blieb lange regungslos liegen und schaute in die Richtung, in der Bellarmino verschwunden war. Man wollte also entweder seine Seele brechen oder seinen Körper. Folterbank, Scheiterhaufen, und dann war da auch noch Virginia. Auch sie „könne man befragen“. Und er selbst war siebzig Jahre alt. Würde er den spanischen Stiefeln, den Daumenschrauben und den anderen Martern noch gewachsen sein? Nein! Schließlich würde er doch aufgeben müssen. Warum denn die Qualen? Warum sollte er die Folterbank erleiden, wenn er schließlich nichts erreichen konnte? Dann war es klüger, wenn...

Er seufzte tief, setzte sich im Bett auf, nahm wieder den *Dialog* zur Hand und begann zu lesen, wieder von vorn.

Einige Tage später bat er, man möge ihn verhören, er möchte eine wichtige Erklärung abgeben. Kurz darauf, am 30. April,

führte man ihn in den Verhandlungssaal der Inquisition. Das Gehen strengte ihn noch ein wenig an, aber er hielt sich gerade.

Er wurde von denselben Inquisitoren empfangen, die ihn auch beim erstenmal verhört hatten. Wieder mußte er den Eid leisten, nichts als die Wahrheit zu sagen, dann ergriff der Hauptinquisitor das Wort.

„Ihr habt um ein Verhör gebeten, weil Ihr eine wichtige Erklärung abzugeben habt. Bittel“

„Ich möchte nur sagen, daß ich in den vergangenen Tagen erneut meinen *Dialog* durchgelesen habe. Zum erstenmal wieder seit drei Jahren, und nach so langer Zeit hatte ich häufig fast den Eindruck, als würde ich einen mir völlig fremden Text lesen, den gar nicht ich geschrieben habe. Ich muß offen gestehen, als ich das Buch von neuem las, hatte ich an mehreren Stellen den Eindruck, daß ein Leser, dem meine Denkweise nicht vertraut ist, annehmen könnte, ich wollte die Lehre, wonach sich die Erde bewegt und die Sonne an einer Stelle steht, verteidigen, wohingegen ich doch die Absicht hatte, dies zu widerlegen. Daß dieser Eindruck entstehen konnte, lag an meiner Eitelkeit, weil ich geistreicher und scharfsinniger erscheinen wollte als die gewöhnlichen Menschen. Ich habe einen Fehler begangen, und wie mir bewußt wird, aus eitlem Ehrgeiz, aus Unwissenheit und Unaufmerksamkeit. Das mußte ich nach dem erneuten Lesen meines Buches feststellen.“

Er schwieg und schaute auf die drei Inquisitoren. Gern hätte er von ihren Gesichtern den Eindruck seiner Worte abgelesen. Aber diese drei Gesichter waren völlig regungslos, starr und kalt. Starr und kalt war das Gesicht des Hauptinquisitors auch noch, als er fragte:

„Ist das alles, was Ihr zu sagen habet?“

„Ja, das ist alles.“

„Ihr könnt gehen.“ Der Inquisitor nickte.

Galilei verneigte sich und verließ den Raum.

Nein, das war nicht so abgegangen, wie er gehofft hatte. Er hatte geglaubt, sie würden etwas dazu äußern. „Ihr bekennst also, daß Ihr einen Fehler begangen habt. Das ist auf jeden Fall sehr

löblich!“ Dies oder etwas Ähnliches... oder wenn sie es auch nicht sagten, so hätte doch zumindest auf ihren Gesichtern ein milderer Ausdruck erkennbar sein müssen. Aber nein, sie saßen da wie Marmorstatuen. Waren sie vielleicht in der Tat aus Stein wie Statuen? Kannten sie überhaupt keine Gefühle?... Oder empfanden sie doch etwas? Empfanden sie sein Schuldgeständnis noch als zu gering? Bellarmino hatte ihm ja auch empfohlen, Reue zu zeigen und um Erlaubnis zu bitten, seinen Fehler wieder gutmachen zu dürfen. Er aber hatte nur die erste Hälfte seines Ratschlags befolgt. Über das weitere hatte er kein Wort gesagt. Sicherlich gefiel das den Inquisitoren nicht.

Mit plötzlichem Entschluß kehrte er um und ging in den Saal zurück. Die drei Männer saßen noch genauso da wie vor zwei Minuten. Der Hauptinquisitor sah ihn fragend an.

„Ich kann noch einen überzeugenderen Beweis dafür bringen“, begann der Angeklagte, „daß ich die verdamnte Lehre nicht für wahr hielt und halte, wenn ich eine Möglichkeit und Zeit bekomme, diesen Beweis zu führen. Die Debattierenden im *Dialog* trennen sich mit dem Entschluß, sich zu einem ähnlichen Gespräch später wieder zu treffen. Das bietet eine gute Gelegenheit, den bisherigen vier Tagen noch einen oder zwei hinzufügen, in deren Verlauf die Argumente der verdamnten Lehre auf das entschiedenste widerlegt werden. Ich ersuche daher das hohe Gericht, mir behilflich zu sein und mir die Verwirklichung meiner Absicht zu ermöglichen.“

Erwartungsvoll blickte er auf die Inquisitoren, aber deren Gesichter blieben genauso unergründlich wie zuvor. Der Hauptinquisitor fragte auch jetzt mit gleichgültigem Gesicht, ob er seine Aussage beendet habe, nickte wieder und gab ihm den Wink, daß er gehen könne.

Niedergeschlagen und in getrübler Stimmung kehrte er in sein Zimmer zurück. Niedergeschlagen, weil ihm scheinen wollte, daß auf die drei nichts einen Eindruck machte, und in getrübler Stimmung, weil er sich diese Erniedrigung wohl hätte ersparen können. Darüber grämte er sich noch am Nachmittag, als plötzlich ein Dominikaner bei ihm eintrat.

„Pater Fiorenzuola läßt Euch rufen.“

„Pater Fiorenzuola, wer ist das?“ fragte er seinen Begleiter unterwegs.

„Ihr wißt nicht, wer das ist? Ihr habt ihn doch erst heute vormittag gesehen. Der Kommissar des Heiligen Tribunals.“

„Der das Verhör geleitet hat? Ich wußte seinen Namen nicht.“

„Dann braucht Ihr ihn auch künftig nicht zu kennen!“ antwortete der Dominikaner verärgert.

Er betrat den Verhandlungsraum. Die drei Inquisitoren saßen schon auf ihren Plätzen.

„Tretet näher! Legt die Hand auf das Kruzifix“, sagte der Hauptinquisitor, „und sprecht mir nach! Ich, Galileo Galilei, schwöre...“

„Ich, Galileo Galilei, schwöre, daß ich das Gebäude der toskanischen Gesandtschaft nicht verlasse, außer mit seinen Bewohnern mit niemandem Kontakt aufnehme, so oft vor dem Heiligen Offizium erscheine, wie man mich vorlädt, und im Zusammenhang mit meinem Prozeß alles streng geheimhalte. So wahr mir Gott helfe.“

„Dann entlassen wir Euch jetzt“, sagte Fiorenzuola, „und paßt auf, daß Ihr in nichts Euren Schwur brecht.“

Der Dominikaner begleitete ihn zum Tor. Dort erwartete ihn schon die Sänfte Niccolinis.

Noch auf dem Weg war er ganz benommen von der Überraschung. War es doch noch keine halbe Stunde her, daß er in tiefster Verzweiflung im Palast des heiligen Tribunals gesessen hatte. Er war der festen Meinung gewesen, man habe ihn getäuscht, ihn überredet, sich zu erniedrigen, nur um ihn noch mehr quälen zu können. Das war zum Glück nicht der Fall gewesen. Belarmino hatte ihn nicht betrogen, ganz im Gegenteil, er hatte ihm ja mit keinem einzigen Wort versprochen, daß man ihn auf der Stelle freilassen würde, wenn er Reue zeigte. Und jetzt war es doch so gekommen. Vor einer halben Stunde war er noch Gefangener gewesen und jetzt ein freier Mann.

Freilich, vorerst durfte er sich nirgends hinbegeben, nur in die Gesandtschaft. Aber er hätte sich auch ohne diesen Befehl dorthin gewandt. Er hatte auch schwören müssen, mit niemandem Kontakt aufzunehmen, aber er wollte ja ohnehin ruhen. Was man ihm also an Schranken gesetzt hatte, das war nur Schein, den man aufrechterhalten mußte, bis man den Fall in aller Form abgeschlossen hatte. Aber im wesentlichen ging schon jetzt alles in Ordnung.

Signora Niccolini kam ihm am Tor entgegengelaufen und umarmte ihn, und wenn Galilei ihre Tränen auch nicht sah, so hörte er doch an ihrer Stimme, daß sie mit dem Weinen kämpfte. Frau Caterina faßte ihn rechts unter den Arm und forderte den Diener ein wenig ungeduldig auf:

„Hilf auch du. Der Maestro soll sich nicht allein abmühen!“

„Aber ich kann doch allein gehen!“ wehrte der Gelehrte ab.

„Ihr seid vor ein paar Tagen vom Krankenlager aufgestanden. Ich weiß alles“, erwiderte die Frau. „Wie sich mein Mann freuen wird, wenn er nach Hause kommt“, fuhr sie fort, als sie das Zimmer Galileis betraten und die Frau ihrem Gast in den Sessel half. „Hättet Ihr ihn nur heute mittag gesehen, als er mit

der Nachricht kam, daß Ihr bis heute abend zu Hause sein würdet!“

„Er hat es schon zu dieser Zeit gewußt? Ich hatte vor einer Stunde noch keine Ahnung davon.“

„Freilich hat er es gewußt! Er hat es im Vatikan erfahren. Er weiß alles, tut er doch nichts anderes, als in dieser Angelegenheit umherzulaufen, zu beratschlagen, Unterredungen zu führen und zu korrespondieren. . .“

„Oh, wie ist mir das peinlich, daß ich so viel Unannehmlichkeiten verursache!“

„Ach, beschämt uns nicht! Er tut es gern. . . Ich meine, wo nun schon alles so gekommen ist. Am glücklichsten wären wir beide, wenn all das überhaupt nicht erforderlich gewesen wäre.“

„Ich hoffe, künftig wird es nicht mehr nötig sein. Ich meine, mit dem heutigen Tag an ist der Fall beendet. Natürlich bedarf es noch gewisser Formalitäten, aber im wesentlichen haben wir es hinter uns.“

Caterina antwortete nicht, und Galilei wiederholte seine Worte später noch einmal vor dem Gesandten.

„Vorerst wollen wir uns jedenfalls freuen, daß wir so weit gekommen sind. Ich denke, Ihr fühlt Euch hier auch wohler als im Palast der Inquisition.“

Galilei wurde ganz ernst.

„Ich hätte mir schwer vorstellen können, daß ein solch widerwärtiger Prozeß auch mit einer gewissen Freude verbunden sein könnte. Und doch ist es so. Eine der schönsten Erinnerungen für den Rest meines Lebens wird die Liebe sein, der ich in diesem Hause begegnet bin. Der Prozeß ist zu Ende, aber die Erinnerung wird bleiben.“

Niccolini hustelte leise und sagte dann:

„Der Prozeß ist noch nicht ganz zu Ende. . .“

„Ich weiß, ich weiß. Zum Abschluß des Falles bedarf es gewisser Formalitäten, aber. . .“

„Formalitäten? . . . Nun ja, Formalitäten, gewisse Formalitäten“, antwortete der Gesandte vielsagend.

Galilei jedoch achtete nicht darauf. Er hatte sich voll und ganz

in den Gedanken verstrickt, daß der Fall im wesentlichen abgeschlossen sei. In diesem Sinne schrieb er in den nächsten Tagen Briefe an verschiedene Bekannte und las glücklich die vielen Antworten, in denen ebenfalls die Freude über den glücklichen Abschluß des Prozesses zum Ausdruck kam. Als Niccolini ihm mitteilte, daß er in Kürze eine Aufforderung zur Einreichung einer schriftlichen Verteidigung erhalten werde, deutete er dies wieder als Zeichen einer schnellen Beendigung des Prozesses. Jedenfalls setzte er sich gleich hin, um die Schrift aufzusetzen und die Angelegenheit damit noch zu beschleunigen.

In seiner schriftlichen Verteidigung brachte er im wesentlichen dasselbe zum Ausdruck, was er zuvor wörtlich vor der Untersuchungskommission der Inquisition gesagt hatte. Er berief sich darauf, daß man ihm 1616 nicht verboten habe, sich überhaupt mit der kopernikanischen Lehre zu beschäftigen, was auch aus der seinerzeit von Kardinal Bellarmino erhaltenen Bescheinigung hervorgehe. Eine Abschrift dieser Bescheinigung habe er während seines ersten Verhörs vorgelegt, jetzt füge er auch das Original bei.

Im weiteren berief er sich darauf, daß er sein Manuskript der amtlichen Zensur vorgelegt habe, und zwar zur selben Zeit, als diese mehrere Bücher wegen des darin enthaltenen Standpunktes zur kopernikanischen Lehre abgelehnt habe. Wenn also sein Werk genehmigt worden war, so könne das nur ein Zeichen dafür sein, daß es nicht gegen das Dekret der Indexkongregation von 1616 verstoße. Wenn er dennoch einen Fehler in seinem *Dialog* begangen habe, so sei dies nicht aus Böswilligkeit geschehen, sondern nur aus Eitelkeit, und er sei bereit, diesen Fehler wieder gutzumachen, wie er es mündlich schon versprochen habe. Schließlich berief er sich auf sein hohes Alter und auf seinen schlechten Gesundheitszustand und bat die Richter um ihre Geneigtheit.

Daß Niccolini gut informiert war, erwies sich auch jetzt. Kaum, daß Galilei mit der Verteidigungsschrift fertig war, bekam er für den 10. Mai eine Vorladung vor das Heilige Offizium. Hier forderte ihn Pater Fiorenzuola auf, wenn er noch irgend

etwas vorzubringen habe, so solle er es innerhalb von zehn Tagen schriftlich unterbreiten.

„Ich habe meine Verteidigung mitgebracht.“ Der Gelehrte überreichte das Schriftstück.

„So ist es noch besser!“ antwortete der Hauptinquisitor. „Damit wären wir fertig. Ihr könnt gehen.“

„Jetzt wird der ganze Fall recht bald abgeschlossen sein“, dachte Galilei, als er den Palast verließ. Dieselbe Hoffnung sprach übrigens auch aus den zahlreichen Briefen, die er aus den verschiedensten Städten Italiens und sogar aus dem Ausland erhielt. Es stimmte freilich, daß die Verfasser dieser Briefe ihre Informationen aus den zuversichtlichen Schreiben Galileis bezogen hatten. Aber der greise Gelehrte dachte daran nicht mehr, als er die freudigen Zeilen über den glücklichen Ausgang seines Falles las. Er sah nur, daß die ganze gelehrte Welt, genau wie er selbst, den Prozeß im wesentlichen für abgeschlossen hielt. Diese Tatsache erfüllte ihn verständlicherweise mit genauso viel Freude wie die ihm aus den Briefen entgegenströmende Liebe. Piccolomini, der Erzbischof von Siena, lud ihn sogar ein, auf dem Heimweg, wenn er Rom in Kürze verlasse, einige Wochen bei ihm zu verbringen. Aus Sicherheitsgründen schickte er ihm sogar eine Sänfte.

Das Verfahren jedoch wurde nicht so schnell abgeschlossen, wie der Angeklagte hoffte. Eine Woche nach der anderen verging, ohne daß sich auch nur das geringste ereignet oder Galilei etwas in Erfahrung gebracht hätte. Selbst dem sonst immer sehr gut informierten Niccolini, der über ausgezeichnete Verbindungen verfügte, gelang es nicht, irgend etwas zu erfahren, obwohl er auf diesem Gebiet alles versuchte. Schließlich bat er beim Papst um eine Audienz und vernahm hier mit großer Überraschung, daß Galilei innerhalb weniger Tage vor das Heilige Offizium geladen würde und daß es bei dieser Gelegenheit auch zu einem Urteilsspruch kommen werde. Auf die Frage des Gesandten, was für ein Urteil zu erwarten sei, antwortete Urban VIII., man werde die irrige und der Heiligen Schrift widersprechende Lehre offenbar verbieten, und der Verfasser

des Buches werde eine gewisse Zeit als Buße in Haft verbringen müssen, vermutlich in irgendeinem Kloster. All das sei freilich nur eine Vermutung, denn natürlich könne er nicht wissen, was die heilige Kongregation beschließen werde.

Niccolini konnte nicht ahnen, daß die heilige Kongregation zwei Tage zuvor in der Angelegenheit Galileis eine streng geheime Sitzung abgehalten hatte, und zwar unter Vorsitz des Papstes. Auf dieser Sitzung war nicht nur das zu verfolgende Verfahren festgelegt worden, man hatte auch das Urteil umrissen. So stand der Hauptverhandlung nichts mehr im Wege.

Nach sechswöchiger Pause lud man Galilei am 21. Juni wieder vor das Heilige Offizium, diesmal führte man ihn in einen größeren Raum. An der Einrichtung des Saales sah man sofort, daß hier feierlichere und bedeutendere Ereignisse abgewickelt wurden als seine bisherigen Verhöre. Auf einem hufeisenförmigen, recht hohen Podest stand eine lange Tafel. Auf der Tafel lagen nicht weit voneinander entfernt purpurfarbene Decken. Galilei zählte sie: es waren zehn Stück, also würden es zehn Richter sein. In der Mitte stand ein etwas niedrigeres Pult mit Tintenfaß und Gänsekiel: offenbar der Platz des Protokollführers. Vor dem mehr als mannshohen, hufeisenförmigen Richtertisch, von drei Seiten umschlossen, befand sich der Platz des Angeklagten, von vornherein so bemessen, daß er sich der eigenen Winzigkeit und der unermeßlichen Größe der Richter bewußt wurde.

Jetzt öffnete sich oben die Tür in der Mitte der Wand, und der ihm als Wächter beigegebene Dominikaner flüsterte Galilei zu:

„Erhebt Euch!“

Zehn Kardinäle zogen ein und nahmen an dem Richtertisch Platz. Der Dominikaner zog sich an die Tür zurück. Die Kardinäle setzten sich, und der fünfte von rechts ergriff das Wort.

„Galileo Galilei! Tretet näher! Legt die Linke auf Euer Herz und hebt die Rechte zum Schwur! Ich, Galileo Galilei, schwöre...“



Er sprach den üblichen Schwur, nichts als die Wahrheit zu sagen und nichts zu verschweigen.

„Seit wann behauptet Ihr, daß nicht die Erde, sondern die Sonne der Mittelpunkt des Weltalls ist und daß sich die Erde täglich um ihre eigene Achse dreht?“

„Früher, das heißt, bevor die Indexkongregation ihren Beschluß faßte, hielt ich sowohl die ptolemäische als auch die kopernikanische Auffassung für diskutabel. Nach dem erwähnten Beschluß jedoch, im Vertrauen auf die Weisheit der kirchlichen Behörden, hielt ich die ptolemäische Auffassung, wonach die Erde an einer Stelle steht und die Sonne sich um sie dreht, für allein wahr, woran sich bis heute nichts geändert hat.“

„Nach der Schilderung jedoch, wie sich die Gesprächspartner des *Dialoges* unterhalten“, fuhr der Kardinal, der den Vorsitz innehatte, fort, „ja sogar aus der Tatsache, daß Ihr den *Dialog* geschrieben habt, muß man schließen, daß Ihr die kopernikanische Auffassung auch nach dem Beschluß der Indexkongregation weiter behauptet habt. Sagt uns ohne Umschweife und offen die Wahrheit!“

„Ich habe den *Dialog* nicht geschrieben, weil ich die kopernikanische Auffassung für wahr hielt. Ich glaubte, richtig zu handeln, wenn ich die Argumente beider Standpunkte vortrug; dabei war ich bestrebt darzulegen, daß diese Argumente keine eindeutigen Beweise weder für die eine noch für die andere Auffassung darstellen. Demzufolge müssen wir uns, wenn wir Gewißheit haben wollen, an Schlußfolgerungen aus höheren Lehren halten, wie ich das an mehreren Stellen des *Dialoges* deutlich zum Ausdruck brachte. Ich kann vor dem hohen Gericht mit reinem Gewissen sagen, daß ich nach dem Beschluß der Index-

kongregation die verurteilte Lehre nicht behauptet habe und sie auch jetzt nicht behauptete.“

Der vorsitzende Kardinal preßte die Lippen zusammen und schaute mit kaltem, stechendem Blick auf den Angeklagten, als wollte er ihn durchbohren. Galilei hielt dem Blick stand.

„Was er auch fragt, was er auch sagt, ich muß dabei bleiben, daß ich nicht die Lehre von der Bewegung der Erde verkünden wollte“, dachte er bei sich. „Wenn ich mich davon abbringen lasse, bricht meine ganze bisherige Verteidigung zusammen, und man glaubt mir kein einziges Wort.“

„Aber wie gesagt“, ergriff jetzt Kardinal Bentivoglio, den Galilei kannte, das Wort, „in Eurem Buch legt Ihr die Argumente, daß sich die Erde dreht, die Sonne aber an einer Stelle steht, so dar, daß man daraus nur eine einzige Schlußfolgerung ziehen kann, und zwar die, daß Ihr auch heute die kopernikanische Lehre für richtig haltet oder zumindest zur Zeit der Abfassung des Buches für richtig gehalten habt.“

„So ist es!“ unterstrich der vorsitzende Kardinal. „Deshalb ermahne ich Euch, wenn Ihr



nicht die Wahrheit sagt, sind wir gezwungen, entsprechende, uns zur Verfügung stehende Mittel anzuwenden!“

Er sprach mit gehobener Stimme, die letzten Worte langsam und einzeln betonend. Diese schlugen hart gegen die Wand des Saales und klangen noch lange im Raum wider.

„Entsprechende, uns zur Verfügung stehende Mittel.“ Galilei empfand einen krampfhaften Druck in der Magengegend, der am Rückgrat hinauf bis zum Hals zog und sich oberhalb des Genickes im Hinterkopf festsetzte. Er wußte, diese „entsprechenden Mittel“ bedeuteten Folter. Aber wenn er jetzt nicht durchhielt, dann folgten neue Fragen, dann verlangte man größere Eingeständnisse und man würde wieder und wieder mit den Marterwerkzeugen drohen. Wenn er dem Teufel den kleinen Finger reichte, nahm dieser die ganze Hand.

„Weder jetzt behaupte ich die Richtigkeit der kopernikanischen Lehre, noch habe ich das zuvor getan, seit ich den Befehl erhalten habe, sie aufzugeben. Übrigens befinde ich mich in der Hand Eurer Eminenz, Ihr könnt mit mir machen, was Ihr wollt.“

„Nun, wenn Ihr die Wahrheit nicht gesteht, dann werden wir gezwungen sein, die Folter anzuwenden!“ erklärte der vorsitzende Kardinal kalt und wandte sich dem Dominikaner an der Tür zu. „Man zeige ihm die Folterwerkzeuge!“

Der Ordensbruder trat an den Angeklagten heran, faßte ihn recht unsanft am Arm und führte ihn aus dem Saal. Als sich die Tür öffnete, erhob sich im Vorzimmer ein von Kopf bis Fuß rotgekleideter Mann. Eine rote Kapuze bedeckte sogar den ganzen Kopf, nur die Augen leuchteten durch zwei Schlitze.

„Wie man Euch befohlen hat“, sagte der Dominikaner zu ihm.

„Ich weiß Bescheid“, der Henker nickte und wandte sich an Galilei: „Geht voraus! Dort links die Tür. In dieser Richtung!“

Sie gelangten in einen schmalen dunklen Gang, dann über Treppen ins Kellergeschoß. Sie gingen durch niedrige Gewölbe und bogen um einige Ecken, bis sie zu einer offenstehenden eisernen Tür gelangten. Von innen fiel der Schein flackernden Fackel in den Gang.

„Nun, wir sind da. Tretet ein!“

Sie waren in der Folterkammer. In der Mitte stand eine lange Bank, entlang der Wand befanden sich verschiedene Marterwerkzeuge. Im Hintergrund stand ein Schreibtisch mit einer Kerze und Schreibzeug und einem Stuhl davor.

„Hier wird das Protokoll aufgenommen“, dachte der Gelehrte. „Aber der Protokollführer ist noch nicht hier. Vorher beginnt man nicht mit der Folter. Wenn er nur recht spät käme!“

Er horchte, ob er nicht Schritte im Gang hörte. Aber es herrschte lautlose Stille, nur der Henker machte sich in der Ecke zu schaffen. Er zündete eine zweite Fackel an und trat damit näher.

Draußen war es noch immer still.

„Vielleicht kommt der Protokollführer gar nicht... dann wird man mich auch nicht foltern!“ zuckte es Galilei plötzlich durch den Kopf. „Vielleicht zeigt man mir jetzt nur die Folterwerkzeuge. So hatte es der vorsitzende Kardinal wohl auch gesagt. Man fing immer damit an. Nur wenn sich die erhoffte Wirkung nicht zeigte, ging man zum Foltern über... Das hier war nur der erste Schritt. Aber der erste Schritt war immerhin getan.“

Der Scharfrichter hielt die Fackel so, daß ihr Schein auf die Folterbank fiel. Dann begann er mit seiner Erklärung.

„Das ist die Folterbank, darauf legen wir die Ketzer... Ihr seid doch auch einer, nicht wahr? Oder seid Ihr vielleicht ein Hexenmeister? Nun, mir ist das einerlei. Ich habe bei dem einen wie bei dem anderen die gleiche Aufgabe... Also dorthin legen wir den Hexenmeister. Es werden ihm Schlingen um die Handgelenke und Knöchel gelegt, die am anderen Ende mit einer Walze verbunden sind“, er zeigte auf die beiden Enden der Bank, „dann werden die Stricke mit Hilfe der Räder gespannt. Dadurch wird der Körper des Hexenmeisters so ausgereckt, daß er das Gefühl hat, Arme und Beine werden ihm herausgerissen... Das kann man aber auch in hängender Stellung machen“, er zeigte auf die Winde an der Decke. „Damit wird der Beschuldigte an den Handgelenken hochgezogen, während Gewichte an seinen Füßen hängen. Dreißig, vierzig oder fünfzig Lot, bis der Teufel aus ihm weicht... Es kommt vor, daß wir

jemanden verkehrt hochziehen, also mit dem Kopf nach unten. Aber das ist selten, mit einem so alten Mann wie Euch habe ich es noch nie gemacht.“

Er ging weiter, beleuchtete mit der Fackel die in der Ecke stehenden eisernen Werkzeuge und stieß mit dem Fuß gegen das eine.

„Das hier ist der Block. Aber das ist nichts Ernstes... Freilich, drei Tage so mit gefesselten Händen und Beinen zu sitzen und in dieser Zeit alles unter sich gehen zu lassen, ist auch nicht sehr angenehm... Das dagegen ist schon ein schönes Werkzeug!“ sagte er und ließ den Blick liebevoll über ein dickes Eisenrohr gleiten. „Es ist der spanische Stiefel. Er läßt sich in der ganzen Länge öffnen“ – er zeigte es, wobei an den Innenwänden der beiden Halbzylinder hervorstehende lange stumpfe Spitzen sichtbar wurden – „und wird um das Bein des zu Verhörenden gelegt und mit Schrauben zusammengepreßt. Der läßt sich sehr eng zusammenpressen! Da schreien sie, als würde man ihnen das Fell abziehen. Ich sehe ihnen dann an, wie sehr sie mir zürnen. Dabei verrichte ich nur meine Arbeit, ist es nicht so? Der eine hat den Beruf, der andere einen anderen. Hauptsache, es ist ein ehrlicher Beruf!“

Galilei nickte stumm.

„Und das hier ist die Daumenschraube. So wird sie auf den Daumen gesetzt und mit dieser Schraube immer fester angezogen. Dazu braucht man Geschicklichkeit und Gefühl! Denn wenn einer nur so darauf losschraubt, dann zieht er sie gleich so fest an, daß das Blut aus dem Finger spritzt. Aber das ist nicht das richtige! Man muß es schön langsam machen, damit der Beschuldigte den Schmerz eines jeden Zuges merkt und das Blut erst am Ende spritzt. So weicht der Teufel gewiß aus ihm! ... Und das ist die Schädelschraube. Sie funktioniert genauso wie die Daumenschraube, nur wird sie am Kopf angesetzt. So, seht Ihr“, und er legte den eisernen Reifen, der vorn mit einer langen Schraube zusammengehalten wurde, Galilei auf den Kopf. „Bei dieser muß man noch besser aufpassen, denn man kann leicht jemandem den Schädel zerquetschen. Was nützt es aber,

wenn einer einfach stirbt, bevor er seine Sünden bereuen konnte? Er kommt in die Hölle, unsere Aufgabe aber besteht gerade darin, die Schuldigen vor der Verdammnis zu retten.“

Er sah sich gewissenhaft um, dachte einen Moment nach und winkte dann ab.

„Nun, wir hätten da noch dies und jenes, aber das Wichtigste habt Ihr schon gesehen. Kommt Ihr noch einmal hierher zurück, lernt Ihr die anderen sowieso kennen, und wenn nicht, nun dann. . . Nur noch eins will ich Euch sagen, daß wir manchmal auch mehrere Werkzeuge zugleich anwenden. Sagen wir, da wird jemand hochgezogen“, er zeigte an die Decke, „dann halten wir unter seine Sohlen, freilich unter die bloßen Sohlen, eine Fackel. Oder der spanische Stiefel und die Daumenschraube werden zugleich angesetzt. . . Aber neuerdings machen wir das nur noch selten. Große Eile ist nicht gut. Sie gestehen viel besser, wenn man nicht alles zugleich macht, sondern gemächlich eins nach dem anderen anwendet. Gute Arbeit braucht Zeit, da darf man nichts überhasten. Wenn Ihr es zu sehen bekommt, werdet Ihr mir recht geben.“

In einem Eimer löschte er die zweite Fackel und gab Galilei einen Wink.

„Wir können gehen.“

Im Vorzimmer des Verhandlungssaales erwartete sie der Dominikaner. Er faßte den Greis wieder am Arm und führte ihn in den Saal zurück. Dieser war leer, aber nach einigen Minuten zog das Gericht wieder ein.

„Habt Ihr die Folterwerkzeuge gesehen?“ fragte der vorsitzende Kardinal, nachdem die Mitglieder des Gerichtes Platz genommen hatten.

„Ja“, antwortete Galilei, aber so leise, daß man die Antwort eigentlich nur durch sein Kopfnicken verstand.

„Ihr wißt also, was denjenigen erwartet, der verstockt schweigt?“

„Ja.“

„Dann also?“

„Ich bin hier, um zu gehorchen. Seit dem Beschluß der Index-

kongregation habe ich die kopernikanische Lehre nicht behauptet.“

Der Vorsitzende ließ den Blick fragend über die Mitglieder des Gerichtes gleiten. Diese schauten ratlos auf ihn zurück oder deuteten durch eine Handbewegung an: Da bleibt nichts zu tun.

„Abführen!“ sagte der Vorsitzende, und der Dominikaner faßte den Angeklagten wieder am Arm.

„Nun folgt die Tortur!“ dachte Galilei.

Aber draußen erwartete ihn nicht der Scharfrichter, sondern ein mit einer Hellebarde bewaffneter Wächter, und sie gingen auch nicht durch die Tür an der linken Seite, sondern zogen an ihr vorbei den Gang weiter entlang. Nicht viel weiter erwartete sie ein zweiter Dominikaner. Neben diesem sah Galilei auch seinen Diener. Als sie bei ihnen ankamen, öffnete der Ordensbruder eine Tür.

„Das ist jetzt Eure Unterkunft!“ sagte er. „Euer Diener kann weiter zu Euch hereinkommen, kann das Essen bringen und kann sich auch hier aufhalten, wenn Ihr es wünscht.“

Nein, auch dieses Zimmer war keine unterirdische Zelle, wie die unten im Keller, wo er zuvor mit dem Scharfrichter gewesen war. Aber die Einrichtung ähnelte hier schon viel mehr der einer Zelle. Es standen nur ein Bett aus ungehobelten Brettern mit einem Strohsack darauf, ein Tisch, ebenfalls aus ungehobelten Brettern, und zwei Hocker darin und auf dem Tisch ein irdener Krug mit Wasser. Das war die ganze Einrichtung.

„Eine wesentliche Verschlechterung im Vergleich zu den früheren drei Gemächern!“ dachte der Gefangene.

„Signora Caterina hat das Mittagessen geschickt“, sagte der Diener und stellte den Inhalt des mitgebrachten Korbes auf den Tisch. „Und auch einen Brief habe ich gebracht. Er ist heute gekommen.“

„Einen Brief? Von wem?“

„Hier bittel! Ich weiß nicht, von wem er ist. Ich kann nicht lesen!“

Ein einziger Blick auf die Adresse genügte, um zu erkennen: es war die Schrift Virginias.

Er konnte sich nicht beherrschen. Aus seinen Augen schossen Tränen und rannen über seine Wangen. Virginia! Oder wie sie ihre Briefe jetzt unterschrieb: Maria Celeste! Durch welches Wunder fühlte sie, daß er ihres Briefes gerade jetzt am aller-nötigsten bedurfte. Voller Ungeduld überflog er die Zeilen mit den regelmäßigen, sorgfältigen Buchstaben.

„... Ich bete zu Gott, daß er meinem guten Vater zum Sieg über seine Feinde verhelfen möge ...“

Teure, gute Virginia! Als du diese Zeilen schriebst, hoffte ich selbst noch, siegreich aus diesem Kampf hervorzugehen. Wie hätte meine arme Tochter ahnen können, daß sich diese Hoffnungen als eitel erweisen würden? Wie hätte sie ahnen können, daß zur gleichen Zeit, wo ich ihren zuversichtlichen Brief in die Hand bekomme, nicht ich, sondern meine Feinde triumphieren und ein Urteil über mich sprechen? Vielleicht gerade in diesem Augenblick.

Die Kongregation der Kardinäle debattierte in der Tat über das Urteil. Nachdem man Galilei hinausgeführt hatte, stellte sich für einige Augenblicke Stille ein. Dann ergriff der vorsitzende Scaglia, Kardinal von Cremona, das Wort:

„Nach dem festgelegten Verfahren, das auf Wunsch Seiner Heiligkeit auf der Sitzung vom 16. beschlossen wurde, dürfen wir keine Folter anwenden. So müssen wir uns damit abfinden, daß der Angeklagte die Schuld der schweren Ketzerei leugnet.“

„Schlimm genug“, bemerkte Bentivoglio, „ein solch verstockter Ketzer macht sich einfach darüber lustig, daß man ihm die Folterwerkzeuge nur zeigt!“

„Er sah nicht aus, als befände er sich in sehr lustiger Stimmung“, entgegnete Francesco Barberini. „Für einen siebzig-jährigen Greis ist es völlig ausreichend, wenn man ihm die Folter androht. Er konnte ja nicht wissen, daß sie nicht angewendet wird.“

„Ich konnte der Sitzung am 16. nicht beiwohnen“, sagte Centino.

„Ich auch nicht“, warf Francesco Barberini ein.

„Mir wäre es sehr lieb, wenn Seine Eminenz Kardinal Scaglia den Beschluß kurz bekanntgeben wollte“, fuhr Centino fort.

„Richtig“, pflichtete Zacchia ihm bei. „Ich war auch nicht zugegen.“

„Bitte“, willigte Scaglia ein, „ich muß vorausschicken, daß die Sitzung der Heiligen Kongregation am 16. Juni streng geheim war. Die dort abgegebenen Erklärungen und die gefaßten Beschlüsse dürfen niemandem mitgeteilt werden. . . Dies sage ich natürlich in erster Linie denen, die nicht teilgenommen haben.“

Die Kardinäle nickten.

„Die Sitzung“, fuhr Scaglia fort, „die unter Vorsitz Seiner Heiligkeit abgehalten wurde, beschäftigte sich einzig und allein mit dem Fall Galilei, und sie faßte den Beschluß, den Angeklagten nach seinen Absichten zu verhören, wenn notwendig, sollte ihm Folter angedroht werden, aber ohne die Tortur anzuwenden. Das ist bisher geschehen. . . Der Beschluß bezüglich des Urteils besagt, daß er vor der Vollsitzung des Heiligen Offiziums der Lehre abzuschwören habe, daß er zur Haftstrafe zu verurteilen sei und ihm untersagt werden müsse, sich in Zukunft weder in Wort noch in Schrift mit der Lehre von der Bewegung der Erde und dem Stillstand der Sonne zu befassen, daß er sich aber auch mit der gegenteiligen Lehre nicht beschäftigen dürfe. Schließlich muß der *Dialog* verboten werden.“

„Man müßte dieses Werk verbrennen“, rief Kardinal Ginetti dazwischen.

„Auch dieser Gedanke ist aufgetaucht“, antwortete Scaglia, „aber schließlich hat die Heilige Kongregation davon Abstand genommen und sich mit dem Verbot begnügt. . . Also, um zum Schluß zu kommen. . . Das Urteil muß zwecks Veröffentlichung allen päpstlichen Gesandten und allen Ämtern der Inquisition, ganz gleich, wo sie tätig sind, zugeschickt werden. In erster Linie den Inquisitionsbehörden in Florenz.“

„Verzeihung, ich habe da etwas nicht ganz verstanden. Ist das ein Beschluß, daß das im Urteil stehen muß?“ fragte Francesco Barberini.

„So ist es.“

„Warum sitzen wir dann überhaupt hier? Ich glaubte, wir seien zusammengetreten, um ein Urteil zu fällen. Aber wenn das Urteil schon feststeht...“ Er erhob sich erregt von seinem Platz.

„Francesco!“ fuhr ihn der andere Barberini, Kardinal Antonio, vorwurfsvoll an.

„Barberini hat recht“, rief jetzt Borgia leidenschaftlich. „Wir sind keine Marionetten.“

„Sollen sie nur gehen!“ rief Bentivoglio und sprang von seinem Platz auf. „Dann bereiten sie uns wenigstens keine Schwierigkeiten!“

„So? Dann bleibe ich“, antwortete Francesco Barberini mit spöttischem Lächeln und setzte sich auf seinen Platz zurück. Seinem Beispiel folgte auch Caspar Borgia.

„Ich verstehe nur eins nicht. Warum darf Galilei auch die wahre Lehre nicht verkünden, wonach die Erde an einer Stelle steht und die Sonne sich um sie bewegt?“ fragte Verospio.

„Wenn sich Euer Eminenz an die Sitzung vom 16. erinnern wollen, dann wird es Euch einfallen, daß auch davon die Rede war. Galilei darf es nicht, weil er schon im *Dialog* in raffinierter Form das Verbot hintergehen wollte, und mit dieser Spitzfindigkeit müssen wir auch in Zukunft rechnen, zum anderen und hauptsächlich aber darf er es nicht, weil er diesmal viel schwerer gegen die Lehre der Kirche verstoßen hat als im Jahre 1616. Das Urteil kann also jetzt nicht milder ausfallen. Man hatte ihm schon 1616 untersagt, sich *in irgendeiner Weise, quovis modo*, mit der kopernikanischen Lehre zu beschäftigen.“

„Das stimmt doch nicht!“ Francesco Barberini sprang leidenschaftlich von seinem Platz auf. „Damals hatte man ihm nur verboten, sie als wahr hinzustellen.“

„Aber hier ist doch das Protokoll!“ sagte Scaglia entrüstet.

„Verzeihung!“ Borgia erhob sich. „Ich habe mit Kardinal Zacchia die Schriften eingehend durchgesehen, und wir sind daher voll und ganz der gleichen Meinung wie Seine Eminenz Barberini, ich meine Francesco Barberini.“

„Wir haben doch das Protokoll, wir haben doch das Protokoll!“ riefen Centino, Bentivoglio und Ginetti zugleich.

„Dieses Protokoll haben wir auch gesehen und auch die anderen Schriftstücke. Wir haben insgesamt vier oder, wenn Ihr so wollt, fünf Schriften gefunden, die sich mit dieser Angelegenheit beschäftigen. Die erste ist vom 25. Februar 1616 datiert und enthält die Anweisung an Bellarmino, was er Galilei mitzuteilen habe. Dem folgt der Bericht von dem Verlauf des Gespräches. Der Bericht muß eigentlich als selbständige Urkunde betrachtet werden. Vom 3. März stammt ein weiterer Bericht Bellarminos, und dem folgt vom 26. Mai ein Brief Bellarminos an Galilei, den dieser jetzt seiner Stellungnahme beigelegt hat. Alle vier Urkunden stimmen darin überein, daß man Galilei nur verboten hat, an der kopernikanischen Lehre festzuhalten und sie als wahr zu verkünden. Man hat ihm aber nicht verboten, sie als Hypothese zu behandeln oder sich *in irgendeiner Weise* damit zu beschäftigen.“

„Und was steht in dem fünften Schriftstück?“ warf Bentivoglio ein.

„Wartet, Eminenz, gleich komme ich auch darauf zu sprechen. . . Aber es ist ja auch ganz natürlich, daß man ihm das nicht verbot. War es doch überhaupt niemandem verboten, sich mit der kopernikanischen Lehre zu beschäftigen, verboten war nur, sie als wahr hinzustellen. Und wenn sich mit dieser Lehre ein Maultiertreiber oder ein Fladenbäcker befassen darf, dann wäre es doch merkwürdig gewesen, wenn man es gerade dem vortrefflichsten Astronomen Italiens hätte verbieten wollen.“

„Die Maultiertreiber und die Fladenbäcker sind nicht gefährlich, aber die Gelehrten um so mehr!“ warf Ginetti ein.

Borgia ließ den Einwand unbeachtet und fuhr ruhig fort:

„Wie gesagt, dies allein wäre schon merkwürdig gewesen, aber da gibt es noch weitere merkwürdige Dinge. Zum Beispiel sind auf allen Schriften der jetzigen Untersuchung die erforderlichen Unterschriften. Wo Galilei unmittelbar betroffen ist, auch die seine. Genauso verhält es sich bei den Dokumenten

von 1616. Mit Ausnahme eines einzigen Schriftstückes, auf dem jegliche Unterschrift fehlt. Das ist das angebliche Protokoll, das von den erwähnten fünf Schriftstücken als einziges behauptet, daß man Galilei verboten hat, sich *in irgendeiner Weise – quovis modo* – mit den kopernikanischen Lehren zu beschäftigen oder diese zu lehren. Dieses Schriftstück trägt keinerlei Unterschriften, dementsprechend ist es auch nicht als Protokoll und nicht als Urkunde anzusehen, sondern ist einfach ein Fetzen Papier.“

„So etwas kann man doch nicht behaupten!“

„Unerhört!“ riefen mehrere dazwischen.

„Noch etwas muß ich berichten“, Borgia hob abwehrend die Hand, „Seiner Eminenz Zacchia kam der Gedanke, auf seinen Finger zu hauchen“, Zacchia nickte, „und damit über die Schriftstücke zu fahren. Das hinterließ auf keinem der Schriftstücke eine Spur, mit Ausnahme dieses angeblichen Protokolls. Offenbar deshalb, weil darauf die Tinte noch nicht genügend getrocknet war...“

„Euer Eminenz wollen behaupten, dieses Protokoll wurde nachträglich geschrieben?“ fragte Scaglia.

„Geschrieben? Nein! Ich will sagen, daß dieses angebliche Protokoll vor kurzem gefälscht worden ist.“

„Das ist eine infame Verdächtigung, eine gewöhnliche Verleumdung! Das ist wirklich unerhört!“ riefen die Kardinäle von ihren Plätzen aufspringend.

„Das ist keine Verdächtigung“, erhob sich jetzt auch der greise Zacchia von seinem Platz. „Es ist keine Verdächtigung. Es ist eine erwiesene Tatsache!“

Die Kardinäle verstummten allmählich, nur Bentivoglio brummte unzufrieden vor sich hin.

„Ich habe keinen Grund, die Behauptung der Kardinäle Borgia und Zacchia anzuzweifeln“, ergriff nun Francesco Barberini das Wort und erhob sich. „Nach all dem zweifle ich nicht daran, daß wir es mit einer ganz gewöhnlichen Fälschung zu tun haben...“

„Wie lange sollen wir uns diese Verleumdung noch gefallen lassen?!“ rief Bentivoglio aufgebracht.

„Ich habe schon gesagt, es ist keine Verleumdung und keine Verdächtigung, sondern eine Tatsache!“ wiederholte Zacchia.

„Ich bitte Eure Eminenzen zu bedenken, daß hier das Heilige Offizium beratschlagt!“ mahnte Scaglia zur Ruhe.

„Ich möchte nur noch sagen“, fuhr Barberini fort, „selbst wenn diese gewöhnliche Fälschung echt wäre, könnte man Galilei nicht der Sünde der Ketzerei beschuldigen.“

„Na, na! Wie könnt Ihr so etwas behaupten?“

„Wie ich so etwas behaupten kann?! Wer wüßte besser als die anwesenden Kardinäle, daß nur der als Ketzer anzusehen ist, der in Widerspruch zu irgendeinem Dogma der heiligen Kirche geraten ist. Aber ein Dogma kann nur das ökumenische Konzil aufstellen, unter Umständen Seine Heiligkeit der Papst...“

„Oder die Indexkongregation!“ rief Ginetti dazwischen.

„Sie nicht!“ entgegneten Antonio Barberini und Borgia zugleich.

„Die Indexkongregation nur dann, wenn der Heilige Vater ihren Beschluß vor oder nach der Verkündigung zum Dogma erhebt“, antwortete Francesco Barberini. „In diesem Falle aber ist nichts dergleichen geschehen.“

„Einerlei! Sein Werk steht im Gegensatz zur Heiligen Schrift. Auch das ist Ketzerei!“ schrie Bentivoglio gereizt.

„Die Heilige Schrift kann man auf verschiedene Weise auslegen.“

„Aber ihre Auslegung ist nicht Sache Galileis, sondern die des Heiligen Vaters.“

„Die Frage der Auslegung der Heiligen Schrift wurde schon entschieden“, unterbrach Scaglia die Debatte. „Auch in der Sache des Urteils haben wir auf der Sitzung am 16. einen Beschluß gefaßt. Jetzt bleibt nichts weiter zu tun, als das Urteil zu formulieren und zu unterschreiben. Ich habe einen Entwurf vorbereitet und mitgebracht.“

Er nahm eine Reihe Blätter auf und begann zu lesen. In dem Text wurden die Namen aller zehn anwesenden Kardinäle aufgeführt, dann wurde eingehend der Verlauf des Prozesses im Jahre 1616 geschildert, und zwar so, als hätte man Galilei in der

Tat das Lehren der kopernikanischen Auffassung untersagt und ihm verboten, sich *in irgendeiner Weise* damit zu beschäftigen; dann ging er zur Schilderung des jetzigen Prozesses über. Erst dann folgte das Urteil selbst, das folgendermaßen lautete:

„Wir behaupten, verkünden und beurteilen, daß du, obengenannter Galilei, wie sich im Verlauf des Prozesses herausstellte und wie du selbst gestanden hast, vor diesem Heiligen Offizium in den Verdacht schwerer Ketzerei geraten bist, weil du dich zu einer Lehre bekannt und an sie geglaubt hast, die falsch ist und der Heiligen Schrift widerspricht. Namentlich mit der Behauptung, daß die Sonne im Mittelpunkt der Erdumlaufbahn steht, und daß die Sonne nicht vom Osten nach dem Westen zieht, sondern die Erde sich bewegt und somit nicht den Mittelpunkt des Weltalls bildet; weiterhin, daß diese Auffassung für wahrscheinlich gehalten werden muß und zu verteidigen ist, obwohl sie im Widerspruch zur Heiligen Schrift befunden und erklärt wurde. Demzufolge fällst du unter all die Urteile und Strafen, die die heiligen Kanons und sonstigen allgemeinen und besonderen Verfügungen jenen androhen und über sie verhängen, die sich dies zuschulden kommen lassen. Dich aber entbinden wir dennoch von den Strafen, wenn du aufrichtigen Herzens und nicht mit vorgetäushtem Glauben schwörst, deine obigen Verirrungen und Ketzereien, weiterhin alle anderen Verfehlungen, die der katholischen und der apostolischen Kirche widersprechen, in der Formulierung, die wir dir unterbreiten werden, verdammt und ihnen abschwörst.

Damit aber deine schwere und schädliche Verirrung und dein Ungehorsam nicht völlig straflos bleiben und du in Zukunft mit größerer Vorsicht verfahrst, damit du anderen als Beispiel dienst und sie von ähnlichem Verhalten abschreckst, haben wir entschieden, daß das Buch *Dialog von Galileo Galilei* durch eine öffentliche Verordnung verboten wird, du aber bei diesem Heiligen Offizium zu einer formalen Kerkerstrafe für eine Zeitdauer nach unserem Ermessen verurteilt wirst, als dienliche Buße aber ordnen wir an, daß du in den folgenden drei Jahren

wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen betest; wir behalten uns das Recht vor, die genannten Strafen und die Pönitenz* zu mildern, zu ändern, völlig oder zum Teil zu erlassen.“

„Das ist das Urteil, das ich zu unterschreiben bitte!“ Mit diesen Worten legte Scaglia die Schriftbogen auf den Tisch.

„Was heißt unterschreiben?“ fragte Borgia entrüstet.

„Das ist doch nur ein Entwurf! Ihr selbst habt es gesagt!“ rief Francesco Barberini.

„Wir werden darüber diskutieren, was wir unterschreiben“, sagte Zacchia.

„Bis jetzt haben wir fortwährend darüber gesprochen“, erwiderte Scaglia. „Der Prozeß Galileis zieht sich fast ein Jahr hin...“

„Es ist noch nicht einmal ein halbes Jahr!“ entgegnete Barberini.

„Ursprünglich hatten wir ihn für Oktober geladen. Das war der Anfang des Prozesses. Aber auch ein halbes Jahr wäre lang genug. Einmal muß ein Ende gefunden werden. Die Debatte ist abgeschlossen, wir haben nichts weiter mehr zu tun, als das Urteil zu unterschreiben.“

„So unterschreibe ich das nicht!“ erklärte Francesco Barberini.

„Ich auch nicht!“ schloß sich Borgia an.

„Ich stimme ihm zu und unterschreibe es“, meldete sich Centino. Er tauchte die Feder ein und schrieb seinen Namen unter das Urteil.

„Meiner Ansicht nach ist er sehr milde behandelt worden, aber meinerwegen!“ sagte Bentivoglio und übernahm von Centino den Gänsekiel.

Als dritter unterschrieb Scaglia und reichte dann den Bogen Antonio Barberini.

„Ich weiß nicht“, zögerte dieser, „wenn dieses Protokoll tatsächlich nachträglich geschrieben wurde, wie Borgia und Zacchia behaupten...“

„Aber Ihr habt doch auch an der Sitzung vom 16. teilgenom-

* Bußstrafe.

men und wißt, daß das Urteil der ausdrückliche Wunsch des Heiligen Vaters ist.“

„Gewiß, gewiß, aber die Sache mit dem Protokoll war mir damals noch nicht bekannt. Dem müßte man nachgehen.“

„Wir sind der Sache bereits nachgegangen. Es verhält sich, wie ich gesagt habe“, warf Borgia ein.

„Es wäre doch äußerst merkwürdig“, sagte Scaglia mit scharfer Stimme, „wenn sich gerade ein Barberini dem Wunsch des Heiligen Vaters und den Interessen der wahren Kirche widersetzen würde. Das gäbe Gelegenheit für viele boshafte Gerüchte, und sicher wäre auch Seine Heiligkeit darüber sehr verwundert. Mit Recht würde er sagen, daß er dies von seinem leiblichen Bruder nicht erwartet habe.“

„Das ist wahr. Was soll ich tun?“ sagte Antonio zögernd, griff schon nach der Feder, hielt dann aber seine Hand unschlüssig in der Luft.

„Denkt daran, was Ihr dem Heiligen Vater sagen werdet, wenn Ihr ihm das nächstmal begegnet! Und daran, was er Euch sagen wird!“

„Was soll ich tun?“ wiederholte der Kardinal und unterschrieb schließlich. Eine Zeitlang behielt er die Feder noch ratlos in der Hand, als grübelte er darüber, ob er seinen Namen nicht wieder streichen sollte. Schließlich nahm ihm Scaglia die Feder aus der Hand und wandte sich an Zacchia.

„Euer Eminenz!“

„Ich unterschreibe nicht“, wehrte der ergraute Kardinal entrüstet ab. „Wie stellt Ihr Euch das vor? Ein Urteil, das auf einer Fälschung beruht!“

„Gestattet Ihr?“ Gessi meldete sich zur Unterschrift, und ihm folgten Verospio und dann Ginetti.

„Eminenz Borgial!“ sagte Scaglia.

„Ich habe schon gesagt, daß ich nicht unterschreibe! Wie oft wollt Ihr es noch hören?“

„Eminenz Barberini.“

„Auch ich habe schon gesagt, daß ich nicht unterschreibe“, antwortete Francesco.

„Nehmt Euch ein Beispiel an Eurem Oheim“, Scaglia zeigte auf Antonio.

„Francesco, das kannst du nicht tun. Ein Barberini! Was wird Maffeo* sagen?“ versuchte Antonio seinen Neffen zu überreden.

„Ich weiß nicht, was er sagen wird. Ich weiß nur, was ich ihm sagen werde.“ Dann wandte er sich wieder an Scaglia. „Ich unterschreibe nicht!“

„Dann sind wir also fertig“, erklärte Scaglia. „Von den zehn Mitgliedern der heiligen Kongregation haben sieben das Urteil unterschrieben. Das reicht vollauf. Morgen werden wir es verkünden.“

Am nächsten Vormittag brachte man den Angeklagten in einem geschlossenen Wagen in die Kirche Santa Maria sopra Minerva**. Da die Kirche den Dominikanern gehörte, hielt die Inquisition, die aus Dominikanern bestand, hier ihre feierlichen und öffentlichen Sitzungen ab. Auch diesmal hatte man eine feierliche Sitzung vorbereitet. In den Bankreihen saßen Kardinäle, Bischöfe, Prälaten, Äbte der geistlichen Orden und weiter hinten Dominikaner- und Jesuitenmönche. Galilei wurde von zwei Dominikanern in die Mitte der Kirche in den Gang zwischen den beiden Bankreihen geführt. Er stand der Kanzel gegenüber, die beiden Mönche zogen sich bis zu den Bankreihen zurück. Der Gelehrte stand in der Mitte der riesigen Kirche, völlig allein. Und in der bis zum letzten Platz gefüllten Kirche starrten alle auf ihn. Ihm fiel das Bild des heiligen Sebastian ein, der wehrlos an einen Baum gebunden war und von Pfeilen durchbohrt wurde. Ja, die Blicke glichen Pfeilen, die ihn durchbohrten. Die meisten waren vergiftete Pfeile.

Plötzlich setzte die Orgel ein, und das Geraune verstummte. Aber die Orgel spielte nur einige Takte, dann war es wieder still, bis von der Kanzel die Aufforderung kam:

* Der ursprüngliche Vorname Urbans VIII.

** Name der Marienkirche, die auf den Fundamenten des antiken Minervatempels erbaut wurde. Minerva war die römische Göttin der Wissenschaft, Kunst und Gewerbetätigkeit.

„Laßt uns beten!“

Auf der Kanzel stand Ginetti, ein Mitglied des Gerichtes der Kardinäle. Galilei kannte ihn flüchtig, wußte, daß er einer der Hauptinquisitoren des Heiligen Offiziums war.

„Vater unser...“ begann Ginetti, und alle Anwesenden erhoben sich von ihren Plätzen und sprachen das Gebet mit. Nach dem Amen hielt Ginetti einige Augenblicke inne, bevor er von einem Blatt Papier zu lesen begann: „Wir, durch Gottes Gnade Kardinäle der heiligen römischen Kirche...“

Er las mit eintöniger, ermüdender, langweilender Stimme, fast ohne Pausen und ohne die Stimme zu heben oder zu senken. Galilei horchte gespannt, dennoch erappte er sich plötzlich dabei, daß sein Blick das Altarbild betrachtete. Er wandte sich wieder der Kanzel zu, zwang sich, den Worten Ginettis zu folgen.

„... Zur Vollstreckung dieses Dekrets teilte dir am nächsten Tag, nachdem dich Seine Eminenz, der genannte Kardinal Bellarmino, in seinem Palast sanft gerügt hatte, der damalige Kommissar des Heiligen Offiziums in Anwesenheit eines Notars und mehrerer den Befehl mit, daß du voll und ganz mit der erwähnten falschen Lehre zu brechen hast und daß es für die Zukunft untersagt wird, diese zu verteidigen oder sie *in irgendeiner Weise* schriftlich oder mündlich zu lehren, und nachdem du Gehorsam versprachst, wurdest du entlassen...“

„Das ist nicht wahr, das ist nicht wahr! Alles ist Lüge! Selbst hier in der Kirche lügt man, von der Kanzel herab! Es hat keinen Kommissar, keinen Notar, keine Zeugen und erst recht keinen solchen Befehl gegeben!“ ging es Galilei durch den Kopf. Seine Lippen zuckten, aber kein Laut kam aus seinem Mund. Er schaute sich verwundert um, ob die Kirche nicht einstürzte, ob die Pfeiler nicht barsten, ob die Decke nicht herunterbrach. Aber die Kirche stand fest, und Ginetti fuhr mit nervenaufreibender Eintönigkeit fort:

„... Und gerade die Bescheinigung Seiner Eminenz, des Kardinals Bellarmino, die du zu deiner Verteidigung beigelegt hast, verschlimmert deine Lage noch mehr, denn darin steht

geschrieben, daß die erwähnte Auffassung der Heiligen Schrift widerspricht. . .“

Galilei ließ den Blick über die Bankreihen gleiten. Nicht weit von ihm, auf dem zweiten Platz vom Gang her, saß ein schon ergrauter Kardinal, dem der Kopf langsam nach vorn fiel. Er nickte einige Male, der Schlaf hatte ihn übermannt, dann schrak er auf, setzte sich gerade, aber bald fiel sein Kopf wieder nach vorn.

„. . . Wir entbinden dich dieser Strafen“, las Ginetti von der Kanzel, „wenn du aufrichtigen Herzens und nicht mit vorge-täuschem Glauben die obenerwähnten Irrungen und Ketzereien verdammt und ihnen abschwörst. . .“

„Schwören?“ Galilei schauderte es. Aber ohne Schwur hatte er sie vor der Inquisition ohnehin schon verleugnet. Wenn man so wollte, sogar mit Schwur. Vor jedem Verhör hatte man ihn schwören lassen, daß er nur die Wahrheit sagen werde, und nach diesen Schwüren hatte er ausgesagt, daß er nicht an die kopernikanische Lehre glaube. . . Übrigens, was zählte ein Schwur schon vor solchen Menschen, die so schamlos logen? Durfte denn Ginetti lügen, durfte denn das Heilige Offizium lügen, durften in dieser Kirche alle lügen, nur er nicht? Bei ihm ging es ja um das Leben, um sein Leben und all das, was es für ihn noch zu tun gab. . . Seine Aufgabe war, die Wahrheit zu verkünden, wenn es sein mußte, auch um den Preis eines Meineides! Wie aber sollte er die Wahrheit verkünden, wenn man ihn auf den Scheiterhaufen brachte?!

„. . . dies erklären wir, die unterzeichneten Kardinäle“, beendete Ginetti, nach dem Vorlesen der Namen, die Verkündigung des Urteils.

Jetzt traten die beiden Dominikaner wieder zu dem Angeklagten.

„Kommt!“

Sie gingen zu den Stufen vor dem Chor. Hier erwartete sie ein dritter Ordensbruder.

„Kniet nieder!“ sagte er, und die beiden Dominikaner drückten ihn bereits an den Schultern herunter. „Legt die Hand auf das Evangelium! Sprecht mir nach: Ich. . .“

„Ich, Galileo Galilei, Sohn des weiland Vincenzo Galilei, siebenzig Jahre alt, Bürger von Florenz, persönlich vor das Gericht geladen, schwöre auf den Knien vor Euren Eminenzen, den hochwürdigen Kardinälen, und den in der ganzen christlichen Welt gegen die Ketzerei eingesetzten Hauptinquisitoren, das heilige Evangelium vor Augen und mit der Hand berührend, daß ich stets glaubte, auch gegenwärtig glaube und mit Gottes Hilfe auch künftig all das glauben werde, was die heilige, katholische, apostolische römische Kirche verkündet, bestimmt und lehrt. . . Aufrichtigen Herzens und nicht mit vorgetäuschem Glauben verleugne, verstoße und verdamme ich die erwähnten Verirrungen und Ketzereien sowie alle anderen Verirrungen und den der erwähnten Kirche widersprechenden Irrglauben; ich schwöre weiterhin, daß ich künftig weder in Wort noch Schrift etwas sagen oder behaupten werde, wodurch ich



ähnlichen Verdacht auf mich laden würde; im Gegenteil, wenn ich auf einen Ketzer stoßen sollte oder auf jemanden, der der Ketzerei verdächtig ist, werde ich ihn beim Heiligen Offizium oder beim Bischof oder dem Inquisitor meines Aufenthaltsortes anzeigen. Darüber hinaus schwöre und verspreche ich, all die Bußübungen, die mir das Heilige Offizium auferlegt oder noch auferlegen wird, auszuführen. Sollte ich aber gegen diese Versprechen, Bezeugungen und Schwüre auch nur in einem Punkt verstoßen – wovor mich Gott bewahre –, so unterwerfe ich mich all den Strafen und Bußen, die die heiligen Kanons und sonstigen allgemeinen und besonderen Verordnungen für einen solchen Sünder vorsehen und ihm auferlegen. So wahr mir Gott und das heilige Evangelium, das ich mit der Hand berühre, helfen. Ich, obengenannter Galileo Galilei, habe abgeschworen, habe geschworen, versprochen und mich verpflichtet und unterschreibe zur Beglaubigung dessen eigenhändig diese Urkunde, deren Text ich Wort für Wort gesprochen habe, in Rom, in der Kirche Santa Maria sopra Minerva, am heutigen Tage, dem 22. Juni 1633.“

Der Dominikaner, der ihm den Text bisher vorgesagt hatte, unterbreitete Galilei jetzt das Schriftstück. Ein anderer Mönch brachte indessen Tinte und Feder.

„Unterschreibt!... Gut, jetzt könnt Ihr aufstehen.“

Der Gelehrte konnte sich nur schwer auf seine steifgewordenen Beine stellen, die Mönche an seiner Seite mußten ihm helfen. Als er sich schließlich aufgerichtet hatte, erdröhnte wieder die Orgel, worauf die ganze Kirche im Chor mit einfiel.

„Gloria in excelsis Deo!“*

* Ehre sei Gott in der Höhe!

V. DIE WELT VERDUNKELT SICH

Nachdem er den Eid geleistet hatte, brachte man Galilei wieder im geschlossenen Wagen zurück in den Kerker der Inquisition. Hier verbrachte er zwei Tage, bis es Niccolini erreichte, daß man den greisen Gelehrten in der toskanischen Gesandtschaft unter Hausarrest stellte. Dabei sagte man dem Gesandten ohne Umschweife, daß man diese ganz außergewöhnliche Rücksicht in erster Linie dem toskanischen Großherzog zuliebe und nicht im Hinblick auf den „Schuldigen“ gewähre. Niccolini mußte dafür bürgen, daß sein Gast – oder genauer gesagt sein Gefangener – das Gebäude nicht verlassen und außer mit den Bewohnern des Hauses mit niemandem Kontakt aufnehmen durfte, es sei denn, er erhielte zuvor vom Heiligen Offizium eine Genehmigung.

Der Gesandte und noch mehr seine junge Gemahlin unternahmen alles, damit Galilei sein Schicksal möglichst erträglich finden möge, aber ihr Bemühen zeigte wenig Erfolg. Der frühere Optimismus des Gelehrten war dunkler Verzweiflung und Teilnahmslosigkeit gewichen, und obwohl er noch vor einigen Tagen voller Pläne und Arbeitslust gewesen war, konnte er sich jetzt überhaupt nicht vorstellen, daß er jemals wieder in der Lage sein werde zu arbeiten. Ein einziger Wunsch beseelte ihn, die Stadt so schnell wie möglich zu verlassen, wo man ihn so maßlos gedemütigt und gequält hatte, und in seine Heimat, nach Florenz zurückzukehren, zu seiner Tochter Virginia. Er wandte sich in dieser Angelegenheit mit einem Gesuch an den Papst, der es jedoch für zu früh hielt, seinen Wunsch zu erfüllen.

„Wir können Galilei nur langsam und allmählich gestatten, sein früheres Leben wieder aufzunehmen“, antwortete er Niccolini, der in dieser Angelegenheit vorsprach. „Ich bin bereit zuzustimmen, daß er sich vorerst nach Siena begibt, zu Ascanio Piccolomini, der ein alter Freund von ihm ist und der ihn zu

sich eingeladen hat. . . Ich glaube, Galilei kann sich über mangelndes Wohlwollen nicht beklagen.“

Mehr ließ sich vorerst nicht erreichen, aber das war immerhin schon etwas, und Niccolini teilte die Nachricht recht frohgestimmt als erstes seiner Gemahlin mit. Ein wenig düster fügte er dann hinzu:

„Das hat natürlich auch einen Nachteil. Ich habe schon während des ganzen Weges darüber nachgegrübelt, was ich tun soll.“

„Welchen Nachteil?“ fragte die Frau.

„Ob wir ihm alles sagen sollen oder nicht.“

„Alle weiteren Bedingungen des Urteils?“

„Ja. Bis jetzt waren wir uns einig, daß es besser sei, ihm nichts zu sagen, solange er sich in dieser schlechten seelischen Verfassung befindet. Wenn er ein wenig überwunden hat, was man ihm angetan hat, dann wollten wir es ihm schonend beibringen. Meiner Ansicht nach ist die Zeit dafür noch nicht gekommen.“

„Wahrlich nicht“, stimmte ihm seine Gemahlin zu. „Aber wenn er uns verläßt und es von anderen erfährt. . .“

„Das ist es, woran ich gedacht habe. Und man kann nicht wissen, in welcher Form er es erfährt.“

„Eine schwierige Sache!“

Sie schwiegen und starrten vor sich hin. Frau Caterina brach als erste die Stille.

„Eine schwierige und undankbare Aufgabe. Ich glaube, es ist doch besser, wenn wir es ihm sagen.“ Plötzlich lächelte sie, mit ein wenig Selbstironie auf den Lippen. „Wir sagen es ihm, das heißt, du sagst es ihm!“

„Das habe ich mir gleich gedacht“, antwortete der Mann, ebenfalls lächelnd.

„Wenn ich es ihm sage“, fuhr die Frau fort, „dann merkt er sofort, daß wir es schon wußten, ihm bisher nur alles verschwiegen haben. Wenn du es ihm heute abend mitteilst, hat es den Anschein, als hättest du es auch erst jetzt erfahren.“

„Das ist wahr.“ Der Mann nickte.

„Zuerst teilst du ihm mit, daß er sich nach Siena begeben darf. Wenn dies auch nur ein halber Erfolg ist, so wird er sich darüber doch freuen. Ich weiß, daß er den Erzbischof gern hat. Das wird ihn einigermaßen aufmuntern, dann kannst du mit den anderen Dingen kommen. . . So ist es noch immer besser, als wenn er es unterwegs in irgendeiner Herberge erfährt.“

„Ich glaube auch, daß dies das klügste sein wird“, und er fügte spöttisch hinzu, „das wird für mich eine angenehme halbe Stunde!“

Beim Abendessen wandte sich Niccolini mit etwas gespielter guter Laune an seinen Gast:

„Ich habe eine gute Nachricht für Euch. Seine Heiligkeit hat zugestimmt, daß Ihr Rom verlassen dürft.“

„Ich darf nach Florenz zurückkehren?“ Die Augen Galileis leuchteten auf.

„Florenz empfiehlt der Heilige Vater noch nicht, aber Ihr dürft Rom verlassen. . . Wißt Ihr“, fuhr er dann plötzlich fort, als er sah, daß der Gelehrte etwas einwenden wollte, „er ist sehr besorgt um Euren Gesundheitszustand und befürchtet. . .“

„Wer? Wer ist besorgt? Urban?“

„Ja, natürlich.“

„Jetzt auf einmal?“

„Soviel ich weiß, hat er sich auch während des Prozesses häufig nach Eurem Befinden erkundigt. . . Doch einerlei, feststeht, daß er sich jetzt Sorgen macht und befürchtet, die lange Reise könnte Euch sehr erschöpfen.“

„Als man mich aus Florenz nach Rom beorderte und mir mit Fesseln drohte, war es schlechter um meine Gesundheit bestellt. Dennoch mußte ich kommen. Und damals wütete überall die Pest. Seither ist sie, soviel ich weiß, etwas abgeklungen.“

„Gewiß, sie ist fast ganz gewichen. Ihr könnt ruhig reisen. . . Und mit Eurem Einwand habt Ihr völlig recht, Maestro. Aber vielleicht liegt gerade darin die Erklärung. Womöglich hat der Papst sein strenges Vorgehen von damals bereut.“

„Das Urteil und der mir aufgezwungene Schwur lassen nicht darauf schließen. . . Doch einerlei. Ich darf also Rom verlassen,

mich aber nicht nach Florenz begeben. Wohin muß ich statt dessen gehen?“

„Piccolomini hat Seine Heiligkeit ersucht, Euch als Gast bei sich aufnehmen zu dürfen, und der Papst hat dem zugestimmt. Er weiß, daß Ihr aufrichtige Freunde seid, und ist überzeugt, Ihr werdet Euch in Siena wohlfühlen.“

„Wenn ich mich überhaupt noch irgendwo wohlfühlen kann, am wohlsten würde ich mich in Florenz, in Arcetri fühlen. Aber wenn man mich nicht nach Hause läßt, begeben ich mich gern nach Siena. Ich verehere den Erzbischof sehr und freue mich darauf, bei ihm sein zu können. . . . Am liebsten aber wäre ich in Arcetri. Was hat der Papst gesagt, darf ich nie nach Florenz zurückkehren?“

„Doch, doch, davon ist gar keine Rede! Die Zeit wird auch kommen. Vielleicht dauert es gar nicht allzulange. . . . Aber glaubt mir, lieber Maestro, ich hielte es selbst nicht für richtig, wenn Ihr Euch jetzt gleich nach Florenz begeben würdet. Das gäbe ein viel zu großes Aufsehen, und Ihr würdet Euch unnützen Erregungen aussetzen.“

„Es gäbe ein viel zu großes Aufsehen?“

„Natürlich. Ihr entsinnt Euch doch des Urteils! Da hieß es, es müsse überall verkündet werden, hauptsächlich in Florenz. Das ist auch geschehen. Es wurde in allen Kirchen der Stadt verlesen, ebenso auch vor den Professoren der Universität in Pisa.“

Galilei nickte stumm.

„Das bedeutet natürlich“, schaltete sich Caterina ins Gespräch ein, „daß jetzt die ganze Stadt mit Euch fühlt. Genau wie hier in Rom.“

Der Gelehrte lächelte der Frau dankbar zu.

„Ich danke Euch, daß Ihr mich zu trösten versucht.“

„Selbstverständlich wurde auch der Beschluß ausgeführt, den *Dialog* zu beschlagnahmen, und man hat alle auffindbaren Exemplare eingezogen. Gleichzeitig erging Anweisung an alle Zensoren, daß kein Werk von Euch genehmigt werden darf. Nicht einmal die Neuausgabe irgendeines Eurer früheren

Werke, ein neueres noch viel weniger. Das sage ich nur, falls Ihr vielleicht ein Buch schreiben wollt. . .“

„Ich glaube nicht, daß ich sobald ein Buch schreiben werde. Vor allem, weil sich auch ohne dieses Verbot kaum ein Zensor fände, der es nach all dem zu genehmigen wagte.“

„Wenn er nicht will, daß es ihm so ergeht wie meinem armen Oheim“, bemerkte Frau Niccolini.

„Ihrem Oheim?“ Galilei sah sie verständnislos an.

„Riccardi, der Zensor. Ich bin eine Geborene Riccardi, habt Ihr das nicht gewußt? Der Magister des Heiligen Palastes ist mein Oheim. . . genauer: der einstige Magister. Denn man hat ihn seines Amtes enthoben.“

„Meinetwegen? . . . Auch das noch! Es tut mir unendlich leid.“

„Nun, nicht Euretwegen“, schaltete sich Niccolini ein und gab seiner Frau mit den Augen einen Wink. „Man hat ihn zur Verantwortung gezogen, wieso er den *Dialog* habe genehmigen können, worauf. . .“

„Also doch meinerwegen.“

„Laßt mich ausreden! . . . Riccardi hat sich, als man ihn fragte, damit verteidigt, daß er sich in allem nach der Weisung des päpstlichen Sekretärs Ciampoli gerichtet habe. Hierauf wandte man sich an Ciampoli, der Riccardi rechtfertigte, sich aber darauf berief, daß er diese Weisungen auch nicht aus dem Finger gesogen, sondern vom Papst persönlich erhalten habe. Mit dieser Verteidigung jedoch haben beide gegen die Geheimhaltung verstoßen. Und hauptsächlich deshalb hat man sie ihrer Ämter enthoben und nur zum Teil wegen ‚Versäumnissen‘.“

„Auch Ciampoli hat man abgesetzt?“ fragte Galilei überrascht.

„Ja, auch ihn.“

„Kurz gesagt, es geschah also folgendes“, faßte Frau Niccolini zusammen. „Urban VIII. wies Ciampoli an, Ciampoli wies Riccardi an, und Riccardi hat entsprechend dieser Anweisung das Werk Galileis zensiert, und dann hat der gleiche Urban VIII. wegen dieses Vorgehens Ciampoli abgesetzt, hat Riccardi entlassen und Galilei vor die Inquisition gestellt. Ist das nicht seltsam?“

„Es gehört nicht zu meinen Obliegenheiten“, sagte der Ge-

sandte und warf seiner Gemahlin einen mißbilligenden Blick zu, „Kritik an dem Verfahren eines anderen Staates zu üben. Ich bin da, um in Rom die Interessen des toskanischen Großherzogs und der toskanischen Staatsbürger zu vertreten. Und ich glaube, ich habe mich bemüht, dieser Aufgabe gerecht zu werden.“

„Was Euch betrifft, so kann ich nur mit tiefster Dankbarkeit. . . “ begann Galilei, aber der Gesandte unterbrach ihn.

„Ach, nicht der Rede wert, bringt mich nicht in Verlegenheit! Ich habe das nur gesagt, um Caterina zu ermahnen.“ Und noch einmal schüttelte er zum Zeichen seines Mißfallens den Kopf.

„Aber ich habe auf alle Fälle das Gefühl, Eure Gastfreundschaft übermäßig in Anspruch genommen zu haben. Und auch deshalb freue ich mich, daß ich Rom endlich verlassen darf.“

„Wenn Euch nur das bekümmert. . . “ sagte Frau Niccolini, aber der Gelehrte unterbrach sie.

„Nein, nein. Ich möchte mich endlich nach Florenz begeben, und Siena liegt immerhin näher. Wann kann ich aufbrechen?“ wandte er sich an den Gesandten.

„In ein oder zwei Tagen dürfte das Schreiben da sein, und dann zu jeder Zeit. Vielleicht ist in dieser Genehmigung ein äußerster Termin festgesetzt. Das weiß ich nicht.“

„Diesen Termin werde ich sowieso nicht abwarten. Sobald ich die Genehmigung in der Hand habe, reise ich ab.“

Zwei Tage später übergab Pater Fiorenzuola, der Kommissar der Inquisition, der zur Zeit des Prozesses die Verhöre geleitet hatte, Galilei den Befehl des Papstes, sich auf kürzestem Wege nach Siena zu begeben, dort den Erzbischof aufzusuchen, bei ihm zu bleiben und in allem seine Weisungen zu befolgen. Ohne Genehmigung der Heiligen Kongregation dürfe er die Stadt nicht verlassen.

Am 9. Juli traf der Greis in Siena ein, wo ihn Piccolomini auf das wärmste empfing. In dem erzbischöflichen Palast erwartete ihn ein bequemes Quartier, er konnte in einem ausgedehnten Garten Spaziergänge machen, und die langen Gespräche mit dem außergewöhnlich gebildeten und intelligenten Hausherrn

waren sehr angenehm. All das jedoch konnte ihn nicht vergessen lassen, daß er dennoch Gefangener war und jeder seiner Schritte von der Gunst der Inquisition abhing. Um seine Gedanken auf eine andere Bahn zu lenken, entwarf er den Plan einer gewaltigen wissenschaftlichen Arbeit. Er hatte beschlossen, sämtliche physikalischen Entdeckungen seines langen Lebens zusammenzufassen, mit Ausnahme natürlich der astronomischen, denn das Urteil untersagte ihm strengstens, sich mit dergleichen zu beschäftigen. Er begann auch das Buch zu schreiben, aber er war nur mit halbem Herzen dabei. Seine Gedanken weilten ständig in Arcetri, bei Virginia. An seine beiden anderen Kinder dachte er selten. Von Livia wußte er, daß sie im Kloster ein sorgenfreies Leben führte, und Vincenzo, der in Florenz in Saus und Braus lebte, meldete sich von Zeit zu Zeit selbst in einem Brief, aber ausnahmslos nur dann, wenn er Geld benötigte.

Virginias Briefe dagegen hatten einen ganz anderen Inhalt. Sie dachte nie an sich, immer nur an ihren Vater. Als sie von dem Urteil, das gegen ihren Vater verhängt worden war, erfuhr, griff sie gleich zur Feder, aber der Brief erreichte den Adressaten erst in Siena.

„Lieber Vater, die Nachricht von Eurem unglücklichen Schicksal erfüllte meine Seele mit tiefem Kummer. Die Kunde traf mich völlig unverhofft. Nachdem ich diese Woche keinen Brief erhalten hatte, befürchtete ich bereits ein unerwartetes Übel und erkundigte mich bei Signore Geri. Was ich jedoch über das Urteil gegen Euer Buch vernahm, erschütterte mich auf das tiefste, denn mit einem derartigen Ausgang der Angelegenheit hatte ich überhaupt nicht gerechnet. Lieber Herr Vater, jetzt ist die Zeit gekommen, daß Ihr den Beweis Eurer Weisheit erbringt, mit der Euch Gott beschenkt hat.“

So gut Galilei die Liebe auch tat, die der Brief ausstrahlte, er steigerte nur sein Heimweh nach Arcetri und ließ ihn sein bitteres Los noch mehr fühlen. Voller Verzweiflung antwortete er seiner Tochter: „Meinen Namen hat man schon aus dem Buch der Lebenden gelöscht.“

„... Nein, schreibt nicht, Vater, daß man Euren Namen schon gelöscht hat“ antwortete Virginia. „Das ist nicht der Fall, weder im größten Teil der Welt noch in unserer Heimat. Ich sehe es so: für einen Augenblick verblaßte der Name und der Ruf meines Vaters, doch jetzt werden beide noch strahlender leuchten. Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, aber Euch liebt und achtet man jetzt mehr als je zuvor.“

Virginia und ihr Vater aber mußten noch monatelang auf ein Wiedersehen warten. Trotz wiederholter Fürbitte gelang es Niccolini erst Anfang Dezember, für Galilei die Erlaubnis zur Heimkehr zu erreichen. Der Papst gab als Zeichen seiner besonderen Gunst sogar die Zustimmung, daß er daheim den einen oder anderen Verwandten oder Freund empfangen durfte, aber auf keinen Fall viele Menschen zur gleichen Zeit, denn dann könnte er ihnen unter Umständen einen Vortrag halten.

Dem greisen Gelehrten schmerzten die Gelenke, sein Bruch bereitete ihm Schwierigkeiten, sein Sehvermögen und sein Gehör verschlechterten sich immer mehr. Kein Wunder, daß er da nicht gewahrte, in welcher schlechter Verfassung sich Virginia befand. Sie freuten sich des Wiedersehens, unterhielten sich ausführlich über alles, was sich in der Zwischenzeit ereignet hatte, denn sie hatten sich fast ein ganzes Jahr nicht gesehen. Livia war auch zugegen, aber sie sprach nur selten und auch dann nur Belangloses. Über die Ereignisse zu Hause berichtete Virginia.

„Eins habe ich Euch noch nicht berichtet, Vater“, sagte sie und dämpfte plötzlich ihre Stimme, nachdem sie sich vorher erst behutsam umgesehen hatte. „Seinerzeit erwog ich, es Euch zu schreiben, aber dann kam ich zu dem Schluß, dergleichen besser nicht einem Brief anzuvertrauen.“

„Du erschreckst mich. Stimmt etwas nicht? Gibt es ein neues Unheil?“

„Es gibt kein Unheil, höchstens dann, wenn jemand davon Kenntnis bekäme, der es nicht zu wissen braucht. Und es wäre nicht nur für uns schlimm, sondern auch für unsere Freunde.“

„Sprich endlich, denn du machst mich immer ungeduldiger und aufgeregter! Und dazu bin ich... schon zu müde.“

„Ihr habt recht, Vater, verzeiht mir. Also um auf die Sache zu kommen, hier hat man das Urteil Ende Juni verkündet. Den genauen Tag weiß ich nicht mehr. Aber gleich am nächsten Tag erschienen hier im Kloster zwei Eurer Freunde, der eine war Guiducci, den anderen kannte ich nicht. Er hat zwar seinen Namen genannt, aber ich habe ihn nicht verstanden, er sprach sehr leise. Doch einerlei, Guiducci sagte, dieser sei ebenfalls ein treuergebener Freund meines Vaters, und Guiducci habe ich vertraut.“

„Das war richtig, meine Tochter. Und was wollten sie?“

„Ich habe ganz vergessen zu sagen, daß sie von der Oberin die Erlaubnis erhalten hatten, mich unter vier Augen zu sprechen... das heißt unter sechs Augen“, verbesserte sie sich und lächelte dabei, „wir waren also nur zu dritt. Aus dem Orden war niemand zugegen. So konnten wir ruhig sprechen... Guiducci berichtete, daß man das Urteil verkündet habe und was es enthielt. Damals habe ich es erfahren, und Geri, bei dem ich mich schon früher erkundigt hatte, hat es später bestätigt. Als Guiducci alles berichtet hatte, fragte er, ob ich wüßte, was für Schriften Ihr zu Hause hättet, ob nicht etwas dabei sei, was besser nicht in die Hände der Dominikaner oder Jesuiten fiele. Ich vermochte darauf keine Antwort zu geben, vor allem, nachdem sie mir erklärt hatten, daß nach diesem Urteil jede astronomische Aufzeichnung auch rein wissenschaftlicher Natur in der Hand der Inquisition zur gefährlichen Waffe gegen Euch werden könnte. Sie befürchteten, sagten sie, daß man unter Umständen eine Hausdurchsuchung bei Euch halten könnte, und da wäre es nicht gut, wenn man dergleichen fände. Sie baten mich daher, ihnen den Schlüssel der Villa zu geben, damit sie alles durchsehen und verschwinden lassen könnten, was verdächtig sei. Ich überlegte und gab ihnen dann den Schlüssel. Ich weiß nicht, ob ich richtig gehandelt habe.“

„Sehr richtig.“ Der Vater nickte. „Und was haben sie unternommen? Haben sie es nicht gesagt?“

„Doch. Vier oder fünf Tage später kamen sie wieder und brachten mir den Schlüssel zurück. Und sie sagten, sie hätten alles durchgesehen, die schwerwiegendsten Dinge verbrannt, weiteres Material aber habe Guiducci zu sich genommen und versteckt; wenn mein Vater heimkomme, wolle er es ihm wiedergeben. Mich aber beruhigten sie, daß man jetzt das Haus ruhig durchsuchen könne, man werde nichts finden... So ist es gewesen. Mir ist nicht bekannt, was sie verbrannt haben... sicherlich ist es schade darum. Ich weiß auch nicht, ob es richtig war, ihnen den Schlüssel zu geben“, wiederholte sie und blickte besorgt auf ihren Vater.

„Mach dir darum keine Sorge, meine Tochter. Wenn Guiducci etwas verbrannt hat, dann war es sicher notwendig. Alles andere aber ist ja dann noch vorhanden.“

„Ja, das hat er gesagt. Nur habe er es versteckt.“

„Dann ist es an einem guten Platz. Besser, als wenn es bei mir wäre. Wenn ich es brauchen sollte, dann werde ich es bekommen. Jetzt benötige ich es ohnehin nicht.“

In der Tat, er brauchte seine früheren Aufzeichnungen jetzt nicht, und er konnte sich nicht einmal vorstellen, sie je wieder zu benötigen. Auch seine in Siena vorbereiteten Aufzeichnungen lagen unberührt auf dem Tisch. Er hatte keine Lust zur Arbeit. Nicht nur sein Prozeß bedrückte ihn, auch sein immer schlechter werdender Gesundheitszustand. Er hätte einer ständigen ärztlichen Behandlung bedurft, seine früheren Ärzte in Florenz waren auch noch da, aber Arcetri lag – wenn auch nicht weit von der Stadt – so doch nicht nah genug, daß die Ärzte ihn täglich besuchen konnten. Da wäre es angebracht gewesen, für die Behandlung nach Florenz zu ziehen. Aber vergebens hatte er in Rom um die Erlaubnis ersucht, vergebens verwandte sich Niccolini in dieser Angelegenheit und auch ein früherer Schüler Galileis: Noailles, der jetzt der Gesandte Frankreichs in der Ewigen Stadt war, vergebens schrieb ein anderer französischer Schüler, Peiresc, aus Paris Briefe — die Antwort war stets kalte Abweisung.

Noch mehr als die eigenen Sorgen beunruhigte ihn der Zu-

stand Virginias. Als er aus Siena nach Hause gekommen war, blühte seine Tochter durch die Freude des Wiedersehens plötzlich auf, schon bald jedoch verfiel sie wieder in Schwermut, die sich ihrer seit der Erniedrigung ihres Vaters bemächtigt hatte. Es war noch kein Vierteljahr nach der Heimkehr Galileis vergangen, als Virginia die Ruhr bekam, und vergebens ließ der Vater die besten Ärzte der Stadt zu ihr kommen, der Zustand der Kranken verschlechterte sich zusehends. Am letzten Tag im März erkannte sie ihre Besucher, den Vater und den Arzt, gar nicht mehr.

Es war spät am Abend, als die beiden Männer das Kloster verließen. Von den Bergen her wehte ein frischer Frühlingswind, der den Duft von Knospen und Blüten mit sich brachte. Galilei und sein Begleiter jedoch schritten wortlos und bedrückt im Dunkel dahin. Sie waren nicht mehr weit von der Villa des Gelehrten entfernt, als der Arzt zu sprechen begann.

„Eins muß ich Euch sagen, Maestro. Es ist nicht leicht, darüber zu sprechen, aber ich würde es noch schwerer ertragen, wenn ich es verschwiege... seid auf das Schlimmste gefaßt! Es ist leicht möglich, daß Schwester Maria Celeste den Morgen nicht mehr erlebt... Ich habe alles getan, wozu die Wissenschaft fähig ist. Aber hier kann nur noch Gott helfen.“

Galilei antwortete nicht. Was ihm der Arzt anvertraute, wußte er selbst. Er hatte den ganzen Weg geschwiegen und nicht nach der Meinung des Arztes gefragt, weil er sich vor der Antwort gefürchtet hatte. Denn wenn er es auch wußte, hören wollte er es nicht. Nun hatte es der Arzt ausgesprochen, ohne daß er ihn gefragt hatte.

Er sprach erst wieder, als sie die Villa Gioiello erreicht hatten und sein Begleiter ihm zum Abschied die Hand reichte.

„Ich danke Euch für das, was Ihr getan habt. Ich weiß, daß es nicht an Euch liegt, wenn ihr nicht geholfen werden kann. Es scheint, mein Schicksal will es so. Ich muß erleben, daß ich alles verliere, was mir lieb war. Vielleicht deshalb, damit mir zu gegebener Zeit der Abschied leichter fällt.“

Der Arzt seufzte tief, drückte dem Vater warm die Hand und

verschwand langsam in der Dunkelheit. Der Gelehrte begab sich in den Garten, suchte nach dem Schlüssel, um die Tür des Hauses zu öffnen.

„Galilei?“ ließ sich eine Stimme dicht an der Mauer vernehmen, von dort, wo vor dem Haus eine kleine Bank stand.

„Ja, ich bin es. Wer ist da?“

Aus der Dunkelheit löste sich eine Gestalt.

„Ich warte schon seit einer halben Stunde. Wo kommt Ihr um diese Zeit her?“

Er sagte nicht, wer er war, als er aber näher kam, erkannte der Gelehrte in ihm einen Mann der Inquisition aus Florenz.

„Ich war im Kloster. Bei meiner Tochter. Sie liegt im Sterben.“

„Und ist niemand hier im Haus?“

„Meine Wirtschafterin. Aber um diese Zeit schläft sie schon.“

„Es ist nicht angenehm, nachts im Garten zu warten, wenn man nicht einmal weiß, wie lange es dauert!“ brummte der Inquisitor.

Indessen betraten sie das Haus, und Galilei zündete die Lampe an.

„Bitte!“ wandte er sich dem Besucher zu.

„Ich habe eine Mahnung Seiner Heiligkeit zu überbringen.“

„Eine Mahnung Seiner Heiligkeit?“ fragte der Greis entsetzt und gewahrte selbst, daß seine Stimme zitterte.

„Ganz recht. Der Heilige Vater ermahnt Euch, weder ihn noch das Heilige Offizium mit Gesuchen von Euch oder verschiedenen Vermittlern zu behelligen. Vergeßt nicht: nur das besondere Wohlwollen und die Gunst des Heiligen Vaters ermöglichen es, daß Ihr hier in Arcetri in Bequemlichkeit und Freiheit lebt.“

„In Freiheit?“ fragte Galilei mit bitterem Spott, der Inquisitor aber fuhr unbeirrt fort:

„Es scheint jedoch, Ihr wißt das gütige Wohlwollen des Heiligen Vaters nicht zu schätzen und gedenkt es nicht zu danken. Statt dessen tretet Ihr mit maßlosen Forderungen auf, daß

man Euch nach Florenz gehen lasse, weil Ihr die Ärzte besuchen wollt, und daß Ihr dies und jenes möchtet.“

Für einen Augenblick schwieg der Inquisitor, sah den Greis mit stechendem Blick an und fügte, den Zeigefinger drohend erhoben, hinzu:

„Nun, ich ermahne Euch, Galilei. Wenn Ihr in Arcetri nicht in Ruhe leben könnt, dann werdet Ihr leicht dort landen, wohin Ihr eigentlich gehört: im Kerker der Inquisition. Dort könnt Ihr dann darüber nachdenken, welche Folgen es hat, wenn jemand die endlose Güte des Heiligen Vaters nicht zu schätzen weiß. . . Und dann bekommt Ihr auch die passende Antwort auf Eure vorhergehende Frage.“

„Auf meine Frage?“ Der Gelehrte war überrascht.

„Habt Ihr sie vielleicht schon vergessen? Ich habe sehr wohl Euren Zweifel gehört, ob Ihr jetzt frei seid. Nun, dann werdet Ihr den Unterschied schon spüren, falls Ihr den vergessen haben solltet. Ich ermahne Euch also wohlgewogen: Merkt Euch das gut und verhaltet Euch entsprechend!“

„Ich nehme es zur Kenntnis“, antwortete Galilei kurz.

„Und von meiner Seite kann ich Euch nur empfehlen“, fügte der Inquisitor nach kurzer Pause hinzu, „Euch nicht zu oft von zu Haus zu entfernen! Hauptsächlich nicht um diese Zeit, in finsterner Nacht, wenn niemand sieht, wo Ihr verkehrt!“

„Ich habe schon gesagt, daß ich im Sankt-Matthäus-Kloster war bei meiner im Sterben liegenden Tochter.“

„Schon gut, schon gut! Ausreden finden sich immer. Das kennen wir schon“, erwiderte der Inquisitor, faßte seinen Mantel enger und ging ohne Gruß.

Galilei starrte noch lange stumm vor sich hin. Für ihn gab es in Rom also keine Vergebung. . . Wie sollte es auch? Einem Schuldigen kann man verzeihen, zumal dies den Besitzer der Macht mit dem angenehmen Gefühl des Großmutes und der Versöhnlichkeit erfüllt. Aber wie kann man einem Unschuldigen verzeihen? Was kann man ihm verzeihen? Oder soll der Richter vielleicht eingestehen, daß er ein falsches und ungerechtes Urteil gesprochen hat? Nein, da ist es viel einfacher, viel beque-

mer, wenn er die ganze Strenge aufrechterhält, denn nur so vermag er seine Handlungsweise vor sich zu rechtfertigen.

Er seufzte tief und traf dann Vorbereitungen, um zur Ruhe zu gehen. Lange konnte er keinen Schlaf finden, und als er endlich eingeschlummert war, schrak er bald auf. Ihm dünkte, als hätte er ein Klopfen gehört. War es Wirklichkeit, oder hatte er es nur geträumt?

Wieder klopfte es. Jetzt hörte er es deutlich. Er stand auf und öffnete die Tür. Zwei Nonnen standen draußen.

„Die Äbtissin läßt Signore Galilei ausrichten, daß unsere Schwester Maria Celeste nach Empfang der Sterbesakramente heute nacht ihre Seele dem Schöpfer zurückgegeben hat.“

Der Beerdigung wohnten außer den Schwestern nur der Vater und seine Haushälterin bei. Während der Totenfeier traf noch Vincenzo ein, aber er wartete das Ende der Beisetzung nicht ab, sondern verschwand, kurz nachdem man den Sarg ins Grab gesenkt hatte.

Galilei jedoch gewährte es nicht. Selbst von der Predigt des Priesters und dem Gesang der Nonnen hörte er nicht viel. Er sah nur das Grab und dann den anwachsenden und schließlich geebneten Grabhügel, an dessen Ende ein schlichtes Holzkreuz verkündete, daß hier Schwester Maria Celeste ruhte, die 34 Jahre gelebt hatte.

Diese Inschrift las er noch oft, sehr oft. Wenn es sein Gesundheitszustand erlaubte, pilgerte er fast jeden Tag zum Grab, an dem er manchmal Stunden verbrachte, und unbekümmert um den Rat des Inquisitors kehrte er meist erst am späten Abend nach Hause zurück.

Eines Tages, als er heimkam, erwartete ihn Guiducci. Nach gegenseitiger Begrüßung und den üblichen Fragen sah sich der Gast argwöhnisch um und fragte mit gedämpfter Stimme:

„Sag, kann man hier ruhig sprechen? Ich meine, ob uns... Du verstehst schon, woran ich denke.“

„Man kann es nicht immer. Aber jetzt kannst du ruhig sprechen, nur nicht so laut!“

„Ich werde mich in acht nehmen“, antwortete sein Freund

und dämpfte die Stimme noch mehr. „Ich muß in einer wichtigen Angelegenheit mit dir sprechen. Ein Mann aus Frankreich ist bei mir gewesen. Diodati hat ihn geschickt.“

„Diodati? Der Verleger?“

„Ja, der Pariser Verleger.“

„Was will er?“

Guiducci strich sich über das Kinn, lächelte und sagte dann: „Er möchte ein Exemplar des *Dialoges*. Er will ihn in lateinischer Sprache herausgeben.“

„In lateinischer Sprache?! Dann könnten ihn alle Gelehrten in der ganzen Welt lesen!“ Galilei war hell begeistert, aber genauso schnell ließ er den Mut wieder sinken. „Aber wie kann ich das wagen? Wenn die Inquisition es erfährt! Ich hab auch so schon meine liebe Not. . .“ und er winkte ab.

Aber die Sache ließ ihm keine Ruhe. Einen Augenblick schwieg er, dann sagte er:

„Es wäre freilich von riesiger Bedeutung, wenn das Werk in Paris, wo die Indexkongregation es nicht verbieten kann, in lateinischer Sprache erschiene, damit alle Gelehrten es lesen könnten. . . Dann ginge der Welt doch nicht verloren, was ich entdeckt habe.“ Ratlos blickte er auf Guiducci. „Was würdest du tun? Würdest du es ihm geben?“ Plötzlich lächelte er listig. „Man hat das Buch vergebens beschlagnahmt, einige Exemplare sind geblieben. Übrigens brauche ich dir das nicht zu sagen! Du hast sie ja versteckt. So sind sie uns wenigstens erhalten.“

„Was ich an deiner Stelle täte? Auf keinen Fall würde ich Diodati eins geben. Auch nicht seinem Boten. . . Aber wenn ich einen so aufrichtigen Freund hätte, wie ich dir einer bin, dann würde ich es diesem Freund geben. Er mag damit machen, was er für richtig hält. . . Schließlich konntest du diesem Freund dieses Exemplar schon vor dem Urteil geschenkt haben, ja sogar schon vor Beginn des Prozesses. Oder dieser gute Freund konnte es sich gekauft haben. Wie er es sich auch gekauft hat“, fügte er lächelnd hinzu, „nur möchte er sich von diesem einzigen Exemplar nicht trennen.“

„Du hast recht“, griff Galilei den Gedanken auf. „Ich werde

meinem Freund ein Exemplar geben. Er mag dann damit machen, was er will. Da kann ich ihm nicht hineinreden.“ Er lachte augenzwinkernd.

Er ging hinaus und kehrte erst nach reichlich fünf Minuten wieder zurück, mit einem sorgfältig eingepackten Paket in der Hand.

„Du hast es noch vor dem Prozeß gekauft, in einem Buchladen.“ Er überreichte es Guiducci. „Aber paß auf, wenn du von hier fortgehst! Man darf es nicht sehen!“

„Ich habe den Mantel an und werde es darunter verstecken.“

Die Nachricht von einer lateinischen Ausgabe des *Dialoges* belebte den Gelehrten mit einemmal. Dann würde es ihnen doch nicht gelingen, ihn völlig zum Schweigen zu bringen. Die Welt war also neugierig darauf, was er ihr zu sagen hatte. Und wenn die Welt neugierig war, dann verpflichtete ihn das zum Sprechen.

Plötzlich überkam ihn solche Arbeitslust wie seit der Abfassung des *Dialoges* nicht mehr. Er holte die Aufzeichnungen für sein neues Werk hervor, die er noch in Siena begonnen, dann aber abgebrochen hatte, und blätterte sie durch. Dabei fiel ihm auch ein Buch in die Hand. Er hatte es vor einigen Monaten gekauft, immer wieder mal hineingesehen, aber zum Lesen keine Lust empfunden, und später hatte er es völlig vergessen. Jetzt las er es in einem Zug durch. Es war die Arbeit des Jesuitenzöglings Antonio Rocco, der seine Aufgabe darin sah, Galilei anzugreifen, und im Interesse dieses Zieles auch nicht vor den unmöglichsten und lächerlichsten Argumenten zurückschreckte. Mal ärgerte sich der Gelehrte, mal amüsierte er sich beim Lesen dieses Machwerkes, das er nach altem Brauch reichlich mit leidenschaftlichen Randbemerkungen versah: „Oh, dieser Tölpel! Dieser Dummkopf, böswilliger Narr!“ Aber jetzt tat ihm der Ärger wohl, er riß ihn aus seiner Lethargie. Er beschloß, seinen in Siena gefaßten Plan zu verwirklichen. In einer umfangreichen Arbeit wollte er die wissenschaftlichen Ergebnisse seines Lebens zusammenfassen. Mit Astronomie aber wollte er sich nicht beschäftigen. Das war auch nicht notwendig. Seine wichtigsten

Erkenntnisse auf diesem Gebiet waren im *Dialog* enthalten. Und der *Dialog* war nicht verloren. Die Ausgabe Diodatis würde ihn für die Welt retten.

Plötzlich huschte ein schlaues Lächeln über sein Gesicht. Wie wäre es, wenn er auch dieses Werk in Dialogform schriebe? In Dialogform mit den gleichen Personen? Mit Salviati, Sagredo und Simplicio. Dann würde dies allein schon darauf hinweisen, daß beide Werke eine Einheit bildeten, und was im zweiten nicht enthalten war, fehlte nur deshalb, weil es bereits im ersten Band stand, zu dem es nichts hinzuzufügen und von dem es nichts wegzunehmen gab... Auf die Zusammengehörigkeit, auf die Einheit beider Werke könnte sogar der Titel hinweisen. Wenn das erste *Dialog* hieß, könnte man das zweite *Unterredungen* nennen. Daran durfte selbst der launenhafteste Zensor, der strengste Inquisitor, nichts auszusetzen finden.

Er ging mit solchem Elan an die Arbeit, als wollte er nun die Versäumnisse zweier Jahre aufholen, als gälte es, jede Sekunde seines ihm noch verbliebenen kurzen Lebens auszunützen. Außer den Notizen von Siena sichtete er auch das Material, das sich während der vergangenen Jahrzehnte zu Hause angesammelt hatte und das er jetzt sorgfältig nach Sachgebieten ordnete. Wenn er von der wissenschaftlichen Arbeit seines ganzen Lebens Rechenschaft geben wollte, dann sollte nichts Wesentliches fehlen.

Allein das Sichten des Materials nahm drei volle Tage in Anspruch. Am Ende des dritten Tages kam ihm eine Aufzeichnung in die Hand. Am Rande des schon vergilbten Papiers stand nur:

DIE GESCHWINDIGKEIT FALLENDER KÖRPER

2 Fuß...	1 Schale Wasser
4 Fuß...	1 1/2 Schalen Wasser
6 Fuß...	1 3/4 Schalen Wasser
12 Fuß...	2 1/2 Schalen Wasser

Vor den Augen Galileis erschien sein einstiges Zimmer in Pisa, in dem er seinerzeit mit Castelli nach dem Gesetz des freien Falls geforscht hatte. Mit aus einem Hahn fließendem Wasser hatten sie die Zeit des Falles gemessen. Er entsann sich sogar noch, daß es keine volle Schale Wasser gewesen war, nur eine bestimmte Menge, die er in seiner Aufzeichnung der Einfachheit halber als eine Schale Wasser bezeichnet hatte, damit das Verhältnis zu den anderen Höhen deutlicher hervortrat.

Wenn aber diese Aufzeichnung vorhanden war, dann waren vielleicht auch noch weitere Unterlagen da. In der Tat, schon bald fand er noch einige Zettel mit Aufzeichnungen über die Fallgeschwindigkeit. Wie viele Versuche hatte er unternommen und wieviel gegrübelt, und von dem Geheimnis vermochte er doch nur so viel zu lüften, daß schwerere und leichtere Gegenstände mit gleicher Geschwindigkeit fielen, nicht aber, wie sich diese Geschwindigkeit steigerte. Die Antwort war er schuldig geblieben.

Er hielt die Aufzeichnungen in der Hand und starrte nachdenklich auf die Zahlen. In seiner zitternden Hand zitterte auch der vergilbte Bogen, die Zahlen hüpfen hin und her. Und wie er so die tanzenden Zahlen betrachtete, leuchteten seine alten, kranken Augen plötzlich auf. Daß er das bis jetzt nicht gewahrt hatte! Zwei, vier, sechs und zwölf verhalten sich zueinander wie eins, zwei, drei, sechs. Die die Zeit angegebende Wassermenge aber ist stets deren Quadratwurzel. Freilich nicht genau die Quadratwurzel, nur so beiläufig, ganz grob gerechnet, aber die Zeitnahme war ja auch nur beiläufig und ganz grob, auch wenn sie größtmögliche Genauigkeit angestrebt hatten. Die Gesetzmäßigkeit jedoch war auch so, trotz dieser Ungenauigkeit, augenfällig. Mit einigen Kontrollversuchen könnte man Gewißheit erlangen. Jetzt wäre es gut, wenn Castelli hier wäre! Denn allein, in seiner jetzigen körperlichen Verfassung, vermochte er diese Versuche nicht mehr zuverlässig auszuführen.

Aber wenn er die Hilfe Castellis nicht mehr in Anspruch nehmen konnte, so war Guiducci da. Einige Tage darauf war er Galilei behilflich, der jetzt zweifellos nachwies, daß bei frei fal-

lenden Körpern der zurückgelegte Weg im direkten Verhältnis zum Quadrat der Falldauer steht.

Die neue Entdeckung erfüllte ihn mit maßloser Freude, mit Stolz und Selbstbewußtsein. Er war auch diese Antwort nicht schuldig geblieben! Nun wurde er förmlich von dem Verlangen getrieben, sein Lebenswerk so schnell wie möglich schriftlich vorliegen zu haben. Die Gicht und sein Bruch quälten ihn, er hörte immer schwerer, vor seinen tränenden Augen verschwammen die Buchstaben, aber er arbeitete von früh bis spät und nahm sich gerade nur soviel Zeit, wenigstens jeden zweiten Tag das Grab seiner Tochter zu besuchen. Aber jetzt weilte er nicht mehr stundenlang dort. Er goß und pflegte die Blumen, sprach ein Gebet und kehrte dann an seinen Schreibtisch zurück. Wenn er durch seine Arbeit der Nachwelt den Namen Galilei erhielt, setzte er damit auch seiner Tochter ein bleibenderes Denkmal, als es der prächtigste Grabstein zu sein vermochte.

Sein neues Buch versprach ein noch härterer Schlag gegen die aristotelische Physik und die peripatetische Schule zu werden als die bisherigen. Er bearbeitete hauptsächlich die Gebiete der Mechanik, der Dynamik, der Festigkeitslehre und der Akustik, und er wußte, daß er damit die Wissenschaft seiner Zeit förmlich revolutionierte. . . Freilich nur dann, wenn sein Werk auch in die Hände der Leser gelangte, denn solange es nur im Manuskript vorlag, konnte es sich nur sehr wenig auf die Entwicklung der Wissenschaft auswirken. Er mußte also einen Verleger finden. Und das war für ihn jetzt keine leichte Aufgabe. Auch wenn sich die Akademie der Luchse nach dem Tode Herzog Cesis nicht aufgelöst hätte, hätte sie das Buch nicht herausbringen können, weil kein kirchlicher Zensor dazu seine Zustimmung gegeben hätte. Er mußte sich also ein Land suchen, wo das Erscheinen nicht von der Gunst der Kirche abhing. Erst dachte er an Venedig, denn die vom Handel lebende Republik hatte ein ziemlich gespanntes Verhältnis zum päpstlichen Staat. Aber wenn sich Venedig so manchesmal den auf seinem Gebiet lebenden Gelehrten und Denkern zuliebe dem Willen des Papstes widersetzt hatte, zeigte es jetzt keine Bereitschaft

dazu, um seinetwillen Händel mit Rom zu suchen, da er seinerzeit die Republik treulos verlassen hatte, die ihm doch zahllose Vergünstigungen eingeräumt hatte. Man war nicht bereit, das Buch herauszugeben, und Galilei mußte einsehen, daß Venedig im Recht war. Dann versuchte er es in Böhmen und später in Wien, aber an beiden Stellen ohne Erfolg. Auch darüber konnte man sich nicht wundern, denn Kaiser Ferdinand II. stand völlig unter dem Einfluß der Jesuiten, und zu dieser Zeit hielt sich auch Pater Scheiner gerade in Wien auf.

Noch waren seine erfolglosen Versuche im Gange, als die Ausgabe seines *Dialoges* in lateinischer Sprache erschien und überall in Europa großes Aufsehen erregte und begeisterte Anerkennung fand. Aus allen Teilen der Welt kamen Briefe im Ton höchster Begeisterung, darunter aus sehr vielen protestantischen Ländern und von protestantischen Gelehrten; und das Buch selbst war in den kalvinistischen Niederlanden gedruckt worden. Dies brachte Galilei auf die Idee, wenn es ihm nicht gelänge, sein Buch in einem katholischen Land erscheinen zu lassen, es dann in einem protestantischen Staat zu versuchen. Dort hatte die kirchliche Zensur nicht zu bestimmen, und man störte sich auch nicht daran, daß der Verfasser Katholik war. Das wäre nur im umgekehrten Falle ein unüberwindliches Hindernis gewesen. Freilich, in Rom würde man ihm diese Beziehung zu den Ketzern übel anstreichen, doch was blieb ihm sonst übrig?

Über Guiducci und Noailles ließ er das Manuskript der *Unterredungen* Diodati zukommen, der es in das holländische Leiden in die Druckerei Elzevir weiterschickte, in der schon die lateinische Ausgabe des *Dialoges* gedruckt worden war. Die Druckerei Elzevir nahm sich freudig der Ausgabe der *Unterredungen* an.

Die lateinische Ausgabe des *Dialoges* war erschienen, die Ausgabe der *Unterredungen* im Gange: Galilei durfte mit Recht sagen, daß alle Anstrengungen seiner Feinde erfolglos geblieben waren, sie vermochten es nicht, seinen Namen und sein Wirken aus der Geschichte der Wissenschaft zu löschen. Das steigerte seinen Arbeitseifer. Und er verspürte in einer klaren mond hellen

Nacht sogar wieder Lust dazu, sein Fernrohr zum Himmel zu richten.

Er dachte an die Zeit, als er in Padua das erstmal sein Teleskop auf das Firmament gerichtet hatte. Das lag nun mehr als zweieinhalb Jahrzehnte zurück. Langsam wurden es schon drei. Was hatte er damals betrachtet? Jenen Himmelskörper, der ihn durch seinen Glanz und seine Größe am meisten anzog: den Mond. Auch jetzt wandte er sich wieder dem Mond zu.

Ein bekanntes Bild tat sich ihm auf. Die Ebenen, die Berge und die Schatten der Berge in den Tälern. All das hatte er einst entdeckt! Er kannte den Mond so gut wie Florenz. Vielleicht sogar besser. Denn seit Jahren verkehrte er kaum noch in der Stadt, durfte sie nicht besuchen. Wer weiß, was sich seither dort alles verändert hatte! Auf dem Mond jedoch hatte sich nichts verändert... oder doch? fragte er sich überrascht. Am Rande sah er eine Erhöhung, an die er sich nicht entsinnen konnte. Auch nicht an das Gebiet darüber und darunter. Und überhaupt, hier am Rande des Mondes gab es einen schmalen Streifen, vielmehr eine Sichel, die ihm vorkam, als sähe er sie zum erstenmal. Oder konnte er sich nur nicht erinnern? Aber warum sollte er sich gerade an einen regelrecht sichelförmigen Teil nicht erinnern, an alles andere aber ja? Seltsam!

Er zeichnete sich die Karte des fraglichen Gebietes auf und legte sie sorgsam weg. Am nächsten Tag richtete er, die Karte vor sich, sein Fernrohr wieder auf den Mond. Der Himmelskörper nahm bereits ab, aber auf der rechten Seite, das fragliche Gebiet jedoch lag auf der linken Seite. Dennoch sah er heute nichts davon. Von dem getreuen Trabanten der Erde war jetzt nur das zu sehen, was er schon von früher her kannte. Sollten ihm gestern die Augen geflimmert haben? Seine Augen bereiteten ihm ja viel Schwierigkeiten, er sah immer schlechter, aber dieses Übel war gerade entgegengesetzter Natur. Häufig sah er existierende Dinge nicht, aber daß er nicht vorhandene gesehen hätte, war ihm bisher nie geschehen. Jedenfalls war das sehr seltsam.

Von nun an beobachtete er regelmäßig den Mond, haupt-

sächlich aber seinen Rand, und schon bald machte er eine merkwürdige Entdeckung. Bis jetzt nahm man an, daß man von der Erde aus immer die gleiche Seite des Mondes sieht, die andere aber unsichtbar ist. Und im großen und ganzen ist das auch so. Aber nur im großen und ganzen. Eine ganz winzige Schwankung hat der Himmelskörper, und dadurch erscheint mal rechts, mal links, mal oben, mal unten eine schmale Sichel von kaum ein, zwei Grad, die dann bis zum nächsten Tag wieder unsichtbar wird. Durch längere Beobachtungen konnte Galilei sogar erkennen, daß diese Schwankung periodisch wiederkehrte, so daß man im voraus berechnen konnte, auf welcher Seite des Mondes diese regelmäßige schmale Sichel auftauchen würde.*

Galilei spürte in sich die Freude des Gelehrten und den Jubel des Menschen, der wieder zu sich selbst gefunden hatte. Vergebens hielt ihn die Inquisition noch immer gefangen, vergebens verhinderte sie, daß in Italien irgendein Werk von ihm erscheinen durfte, vergebens verbot man ihm, seine wissenschaftliche Überzeugung zu verkünden und praktisch auch, daß er sich überhaupt mit Astronomie beschäftigte, vergebens quälten ihn tausend Krankheiten, er vermochte der Wissenschaft dennoch ein neues Geschenk zu geben. Selbst mit kranken Augen sah er mehr als andere mit gesunden!... Freilich, er wollte ja auch sehen. Er wollte den Himmel sehen, die Welt, die Wahrheit, jene aber verschlossen bewußt ihre Augen — vor dem Himmel, vor der Welt, vor der Wahrheit.

* Galilei nannte diese Schwankungen des Mondes Titubation; heute heißen sie in der Astronomie Libration.

Er faßte eines Tages gerade seine Aufzeichnungen über die Perioden der Mondlibration in einer Tabelle zusammen, als ihm etwas ins linke Auge fiel. Er drückte es instinktiv zu, und in diesem Augenblick verfinsterte sich die Welt vor ihm. „Aber das andere Auge ist doch geöffnet!“ durchzuckte es ihn. Mit betroffener Neugierde stellte er nun Versuche an. Wenn er das linke Auge öffnete, sah er, drückte er es zu, dann sah er nicht, obwohl das rechte Auge geöffnet war. Es war blind!

Seit Jahrzehnten litt er an seinen Augen, in den letzten Jahren hatte sich sein Sehvermögen rasch verschlechtert, und innerlich hatte er seit langem damit gerechnet, daß er früher oder später sein Augenlicht ganz verlieren würde. Was er jetzt empfand, war dennoch mehr als der Schreck über den Verlust seines einen Auges. Der kalte Hauch des Todes ließ ihn erschauern. Beim Verlust Virginias hatte er gesagt, offenbar müsse er sich von allem trennen, was ihm einst lieb gewesen, damit ihm schließlich der Abschied vom Leben leichter falle. Jetzt hatte er das Sehvermögen eines Auges eingebüßt, das andere würde folgen, und wer weiß, was danach kam. Langsam verging alles, und schließlich auch das Leben. . . Aber darüber konnte er sich ja nicht einmal beklagen. Er war im vierundsiebzigsten Lebensjahr – wie viele erlebten dieses Alter schon?!

Die Befürchtung Galileis, auch auf dem linken Auge zu erblinden, war nicht unbegründet. Das eine Auge mußte nun das Doppelte leisten, und das ohnehin kranke Organ schaffte diese Mehrbelastung immer weniger: es verschlechterte sich von Tag zu Tag. Als Großherzog Ferdinand im September seinen Hofmathematiker, seit dessen Prozeß vor der Inquisition nun schon zum wiederholten Male, besuchte, konnte Galilei die Gesichtszüge des jungen Herrschers, die Falten seines Gewandes noch leidlich sehen. Zu Weihnachten 1637 jedoch verfinsterte sich ihm

die Welt völlig. Er, der das Teleskop und das Mikroskop vervollkommen hatte, sah weder aus der Nähe noch aus der Ferne, weder das Kleine noch das Große; er, der am Himmel mehr gesehen hatte als Tausende und Zehntausende vor ihm; er, der den Blick nach der glühenden Sonne und den funkelnden Sternen gerichtet hatte, sah jetzt vergebens nach oben: es gab für ihn nichts mehr, nur die ewige Finsternis.

So konnte er natürlich auch nicht mehr schreiben und lesen. Damit wäre seine wissenschaftliche Laufbahn ein für allemal beendet gewesen, wenn ihm nicht sein früherer ausgezeichnete Schüler, Vincenzo Renieri, zu Hilfe gekommen wäre. Er las dem erblindeten Greis die neuerschienenen wissenschaftlichen und pseudowissenschaftlichen Werke vor, er las aus Galileis früheren Aufzeichnungen, und der Gelehrte diktierte ihm in die Feder, was er zu Papier bringen wollte. Auf seine Hilfe stützte er sich, wenn er sich in einem Brief an das Heilige Offizium wandte, in dem er um die Genehmigung ersuchte, zwecks Heilbehandlung nach Florenz übersiedeln zu dürfen. Er entsann sich noch gut, mit welchen strengen Drohungen man ihm dergleichen Gesuche verboten hatte, aber sein Gesundheitszustand hatte sich in der letzten Zeit derart verschlechtert, daß ihn selbst diese Drohungen nicht abschrecken konnten. Er hatte das Gefühl, er habe nichts mehr zu verlieren.

Obwohl er seinem Gesuch ein ärztliches Attest beigelegt hatte, befürchtete man in Rom irgendeine hinterhältige List. Die Inquisition sah in dem vierundsiebzigjährigen kranken, blinden, unter ständiger Bewachung stehenden Greis noch immer einen ihrer gefährlichsten Feinde, dem gegenüber die allergrößte Vorsicht geboten war. Am liebsten hätte man das Gesuch rundweg zurückgewiesen, aber das Schicksal Galileis wurde von der ganzen Welt mit Aufmerksamkeit verfolgt. Waren bereits während seines Prozesses aller Augen auf ihn gerichtet, so noch mehr nach dem Erscheinen des *Dialoges* in lateinischer Sprache. Notgedrungen ermaßen war man gezwungen, etwas zu unternehmen.

Man wies daher Pater Fanano, den Hauptinquisitor von Flo-

renz, an, sich persönlich von dem Gesundheitszustand Galileis zu überzeugen und Meldung darüber zu erstatten. Fanano kam der Aufforderung natürlich nach und berichtete folgendes:

„Um der Weisung Seiner Heiligkeit bestmöglich entsprechen zu können, betrat ich in Begleitung eines vertrauenswürdigen fremden Arztes völlig unverhofft die Villa Galileis in Arcetri, um mich von seinem Zustand zu überzeugen. Ich dachte dabei weniger daran, daß ich durch dieses Vorgehen in die Lage versetzt werde, über die Natur seiner Erkrankung Meldung erstatten zu können, als vielmehr daran, daß ich auf diese Weise einen Einblick in seine wissenschaftliche Tätigkeit und sein gegenwärtiges Wirken erhalte, um mir dadurch ein Urteil bilden zu können, ob er, nach Florenz zurückgekehrt, in der Lage wäre, auf Zusammenkünften die verdammungswürdige Lehre von der zweifachen Bewegung der Erde zu verbreiten. Ich fand ihn seines Augenlichtes beraubt, völlig blind; er hofft zwar auf Heilung, da sich die Trübung der Augenlinse erst vor sechs Monaten gebildet hat, der Arzt jedoch hält das Leiden mit Rücksicht auf das Alter des Kranken für unheilbar. Er leidet darüber hinaus an einem schweren Leistenbruch und unter ständiger Schwermut und Schlaflosigkeit, so daß er nicht einmal eine volle Stunde Schlaf findet, wie er beteuert und seine Umgebung bezeugt. Übrigens ist er so geschwächt, daß er mehr einem Leichnam ähnelt denn einem lebenden Menschen. Seine Villaliegt von der Stadt weit entfernt, der Weg ist beschwerlich, und deshalb kann Galilei nur sehr umständlich und unter erheblichen Kosten zu ärztlicher Hilfe gelangen. Seine Erblindung hat seine Studien unterbrochen, obgleich er sich noch von Zeit zu Zeit vorlesen läßt; direkten Kontakt pflegt kaum jemand mit ihm, weil er vor allen, die ihn gelegentlich besuchen, fast ausschließlich über seine Krankheit klagt. Mit Rücksicht auf all das glaube ich, wenn Seine Heiligkeit in seiner endlosen Barmherzigkeit ihn würdig fände und ihm gestattete, in Florenz zu wohnen, so hätte Galilei doch keine Gelegenheit, Zusammenkünfte zu organisieren, und wenn doch, dann glaube ich, ist er schon so ge-

brochen, daß eine nachdrückliche Ermahnung hilft, ihn sicher im Zaum zu halten. Das ist es, was ich Euer Eminenz zu melden habe.“

Zum Bericht des durchaus nicht für Galilei eingenommenen Inquisitors berief das Heilige Offizium noch eigens eine Debatte unter dem Vorsitz des Papstes ein. Über das Ergebnis dieser Sitzung unterrichtete Fanano den schwerkranken Gelehrten. Er teilte ihm brieflich mit, daß er nach Florenz umziehen dürfe, sich aber unverzüglich und auf kürzestem Wege im dortigen Gebäude der Inquisition zu melden habe, um die strengen Bedingungen für sein Verhalten zur Kenntnis zu nehmen.

Am gleichen Tag, als Galilei den Brief des florentinischen Hauptinquisitors erhielt, erschien bei seinem Sohn Vincenzo ein Dominikaner mit der Nachricht, Fanano möchte ihn zu einem freundschaftlichen Gespräch empfangen und bittet, ihn umgehend aufzusuchen.

„Zu einem freundschaftlichen Gespräch?“ Galilei der Jüngere erblaßte.

„So ist es. Zu einer freundschaftlichen Unterhaltung.“ Der Mönch versuchte ihn zu beruhigen, aber mit wenig Erfolg.

Vincenzo konnte sich zwar durchaus nicht vorstellen, der Inquisition durch irgend etwas Grund zu einem Verfahren gegeben zu haben, aber schließlich konnten sich das viele nicht vorstellen, und dann verbrachten sie doch Jahre in einem unterirdischen Verlies, wenn es ihnen nicht noch schlechter erging. So setzte er, bevor er aufbrach, seiner Frau eingehend auseinander, was sie tun und an wen sie sich wenden sollte, falls er bis zum Abend des nächsten Tages nicht nach Hause kommen sollte.

Im Gebäude der Inquisition jedoch geleitete man ihn tatsächlich zu Fanano, und dieser empfing ihn sehr zuvorkommend.

„Ich habe mich schon lange nach einem ungebundenen kurzen Gespräch mit Euch gesehnt“, sagte er leutselig, nachdem er seinem Gast einen Platz gewiesen und aus einem Krug für beide Wein eingeschenkt hatte. „Schließlich lebt der einzige Sohn eines der vortrefflichsten Gelehrten Italiens hier unter uns,

und ich weiß kaum etwas über ihn. Das ist außerordentlich bedauerlich, und ich habe mir deshalb schon oft Vorwürfe gemacht. Ist es doch die heilige Pflicht unserer Mutterkirche, sich um all ihre Lämmer zu kümmern, und das habe ich Euch gegenüber bisher versäumt.“

„Oh, ich glaube, das war auch kaum erforderlich“, wehrte Vincenzo ab.

„Nun, ich denke nicht an materielle Dinge, vielmehr an seelische, wenngleich in dieser Hinsicht bisher keine Klagen gekommen sind, und ich bin überzeugt, daß dies auch in Zukunft nicht der Fall sein wird.“

Vincenzo empfand plötzlich Erleichterung, aber für alle Fälle beeilte er sich, dem Hauptinquisitor zu versichern:

„Ich war stets bemüht, ein getreuer Sohn der Kirche zu sein, und will es auch künftig bleiben.“

„Daran zweifle ich keinen Augenblick, und ich weiß sogar, wenn die Kirche Euch um einen Dienst ersuchte, den Ihr in der Lage wärt zu erfüllen, so wäret Ihr dazu freudig bereit.“

„Selbstverständlich, unbedingt!“

„Vorerst ist davon nicht die Rede. . . Es kann aber leicht der Fall eintreten, daß ich Eure Hilfe brauche. Darf ich mich dann mit Vertrauen an Euch wenden?“

„Natürlich. Ich werde mich glücklich schätzen. . .“

„Unser heutiges Gespräch hatte nur ganz allgemein das Ziel, Euch kennenzulernen“, fuhr Fanano mit verpflichtendem Lächeln fort, wobei er Vincenzo erneut einschenkte. „Ich schäme mich zu gestehen, daß ich nicht einmal weiß, womit Ihr Euch eigentlich beschäftigt.“

„Ich bin Doktor der Rechtswissenschaften.“

„Oh, sehr lobenswert, das ist eine sehr schöne Wissenschaft!“

Der Pater nickte voller Anerkennung. „Sicherlich seid Ihr ein ausgezeichnete Vertreter Eures Berufes, wenn Ihr so jung schon ein so ansehnliches Vermögen erworben habt. Wie alt seid Ihr? Dreißig. . .“

„Zweiunddreißig.“

„Und welch schönes Haus Ihr hier in der Stadt bewohnt!

Und Ihr habt es nicht erst jetzt gekauft, sondern schon vor geraumer Zeit. Das mögen schon fünf Jahre her sein. Damals wart Ihr siebenundzwanzig. Überaus löblich, wenn jemand bereits in seinen jungen Jahren den Wert des Geldes so zu schätzen weiß, daß er es nicht für unnütze Dinge verschwendet, sondern sorgt, daß er ein Dach über den Kopf bekommt, um dort mit seiner Familie ein gottgefälliges Leben zu führen.“

„Im Herbst werden es fünf Jahre, daß das Haus uns gehört. . . Ich habe es allerdings nicht selbst erstanden, und so bin ich des Lobes nicht würdig. Mein Vater hat es gekauft.“

„So?“ Fanano tat überrascht. „Jetzt verstehe ich. . . Aber selbst dann. Ein so großes Haus zu unterhalten, kostet nicht wenig. Auch habt Ihr Familie, Eure Frau und zwei Kinder, und wie ich höre, verkehren auch häufig Gäste bei Euch, und an Eurer Gastfreundschaft gibt es nichts auszusetzen. All das verschlingt freilich viel Geld, wenn ein junger Mensch es mit solcher Leichtigkeit aufbringen kann, so ist es der Achtung würdig“, schmeichelte Fanano und schaute spähenden Blickes auf seinen Gast.

„Nun, ich muß gestehen“, antwortete Vincenzo unbehaglich, „daß mein Vater mich auch dabei unterstützt. Er gibt mir jährlich tausend Scudi. . . und gelegentlich auch mal etwas zusätzlich. . . wenn es benötigt wird.“

„Oh, elterliche Liebe, wie groß ist deine Macht!“ Der Hauptinquisitor faltete die Hände. „Wirklich erfreulich, über solch lobenswerte Tugenden zu hören. . . Freilich, dergleichen pflegt auf Gegenseitigkeit zu beruhen. Es kann ja auch nicht angezweifelt werden, daß Ihr mit der gleichen heißen Liebe an Eurem Vater hängt.“

„Natürlich!“ erklärte Vincenzo eifrig. „Ich habe keinen anderen Gedanken, als seine alten Tage zu verschönen.“

„Das ist löblich, sehr löblich!“ Der Pater nickte. Dann plötzlich, als wäre es ihm gerade jetzt eingefallen, fügte er hinzu: „Seht Ihr, wie wunderbar die Wege der Vorsehung sind! Vor kaum einigen Minuten war die Rede davon, daß die Kirche im Bedarfsfalle mit Sicherheit auf Euch zählen kann.“

„Gewiß doch, gewiß doch!“ antwortete Galilei der Jüngere und überlegte, worauf der Inquisitor eigentlich hinauswollte.

„Als ich das sagte, sprach ich nur ganz allgemein, dachte an keinen greifbaren Fall, und siehe, kaum sind ein oder zwei Minuten vergangen, ist bereits die günstige Gelegenheit gekommen, daß ich Euch beim Wort nehmen kann. . . Aber erschreckt nicht, es handelt sich um eine sehr angenehme Aufgabe, ganz nach Eurem Herzenswunsch“, fügte er lächelnd hinzu, wobei er das Gesicht Vincenzos scharf beobachtete.

„Es ist mir eine große Ehre, wenn ich der Kirche zu Diensten sein kann.“

„Der Kirche und zugleich Eurem Vater“, fügte der Inquisitor hinzu. „Damit Ihr versteht, um was es geht, will ich es Euch kurz erklären. Unser aller Stolz, der vortreffliche Professor, ist leider nicht mehr der Jüngste.“

„Wahrlich nicht.“

„Und der Heilige Vater sieht mit Besorgnis, daß ihn mit zunehmendem Alter die Krankheiten immer mehr heimsuchen. Ebendeshalb hat Seine Heiligkeit beschlossen, daß die besten Ärzte alles unternehmen sollen, ihn wieder auf die Beine zu bringen, und zu diesem Zwecke soll Euer geliebter Vater für eine Zeit nach Florenz ziehen.“

Vincenzo nickte.

„Es ist doch natürlich, daß Galileo Galilei in Florenz in seinem eigenen Hause wohnen wird, also mit Euch zusammen. Das bietet die Möglichkeit, daß Ihr uns gewisse Dienste erweist. . .“

„Ich verstehe nicht ganz.“

„Ich will es Euch erklären. Die Kirche wacht nicht nur über die körperliche Verfassung ihres lieben Sohnes, Eures Vaters, sondern mit ängstlicher Sorge auch über sein Seelenheil. Ihr kennt die bedauerlichen Umstände genau, die dieses Wachen begründen.“

„Leider ja“, antwortete Vincenzo düster und fügte dann schnell hinzu: „Bitte, ich habe damit nichts. . .“

„Oh, das wissen wir sehr wohl. Ihr habt damit nichts zu tun. Ein Grund mehr, auf Eure Hilfe zu bauen. Aber ich denke, das

Seelenheil Eures Vaters liegt Euch genauso am Herzen wie unserer Kirche.“

„Selbstverständlich. Für das Seelenheil meines Vaters bin ich zu jedem Opfer bereit.“

„Oh, von einem Opfer kann keine Rede sein. Nur von einer kleinen Aufmerksamkeit. . . Ich brauche wohl nicht zu betonen, welch unermesslichen Schaden Euer Vater an seiner Seele nehmen könnte, wenn er unter falschen Einfluß geriete, wenn er viel in Gesellschaft ungeeigneter Menschen verkehrte, die versuchen könnten, ihn dazu zu verleiten, sich mit den verbotenen Lehren zu beschäftigen. Ich könnte mir sogar vorstellen, glaubt mir, junger Freund, ich kenne die verschiedenen Praktiken des Satans sehr gut, also ich könnte mir vorstellen, daß man ihn in vertrauten Kreisen veranlassen könnte, Vorträge über die verbotenen Lehren zu halten. Wenn das geschehen sollte, würde dies die Kirche gerade im Interesse des Seelenheils Eures Vaters zwingen, ihm den weiteren Aufenthalt in Florenz zu untersagen. Selbstverständlich könnte dies schädliche Auswirkungen auf seine Heilbehandlung haben. Vielleicht würde dadurch sogar sein Leben verkürzt. . . Und das wäre für Euch ein schwerer Schlag. Der tiefe Schmerz des liebenden Sohnes. . . Davon ganz zu schweigen, daß der Ausfall von jährlich tausend Scudi in einem so großen Haushalt sehr schwer ins Gewicht fällt. Denn diese tausend Scudi und die zusätzlichen kleineren und größeren Summen stehen Euch ja nur so lange zur Verfügung, wie sie Euer Vater überweist, also solange er lebt. Wir stimmen also darin überein, daß er möglichst lange leben muß?“ fragte Fanano mit zwingendem Lächeln.

„Natürlich, so lange wie möglich!“ beeilte sich der Sohn zu antworten. „Und was kann ich in diesem Sinne tun?“

„Ich hab's Euch doch gesagt. Wehrt jeden Grund ab, der uns zwingen würde, ihn vor Abschluß der Heilbehandlung nach Arcetri zurückzuschicken oder ihn sogar in den Kerker zu werfen. Laßt nicht zu, daß er das Haus auch nur ein einzigesmal verläßt! Gestattet nicht, daß er viele Besucher empfängt. Am besten ist, wenn er überhaupt mit niemandem verkehrt. Auf

keinen Fall aber duldet, daß er sich mit irgend jemandem über die verdammungswürdige Lehre von der zweifachen Bewegung der Erde unterhält. Freilich, es wäre denkbar, daß Ihr das trotz aller Vorsicht und trotz aller Hilfsbereitschaft nicht verhindern könnt. Dann wendet Euch vertrauensvoll an uns um Hilfe, versteht Ihr mich?“

„Gewiß doch, natürlich!“

„Wenn Ihr also seht, daß Euer Vater viel Besuch erhält, oder wenn Ihr erfahrt, daß Euer Vater mit irgend jemandem über die verbotenen Lehren spricht, ganz gleich, ob für oder gegen sie, und selbst dann, wenn Ihr nichts Sicheres wißt, nur Verdacht hegt, kommt gleich zu uns und teilt es uns mit. Ist das klar?“

„Völlig klar.“

„Und?“ fragte Fanano spähenden Blickes.

„Natürlich werde ich mich daran halten.“

„Sehr richtig!“ Der Inquisitor lächelte. „Auch das gehört zu den Pflichten eines liebenden Sohnes. Geht es doch um das Seelenheil Eures Vaters, wie auch wir uns einzig und allein von diesem Gedanken leiten lassen. Und wir können uns darüber nur freuen, wenn ein so wackerer und lebenslustiger junger Mann die jährlichen tausend Scudi und mehr noch lange genießen kann, deren er übrigens bei seiner Lebensweise sehr notwendig bedarf. Und wo Euch die Sicherung dieser Scudi doch so wenig Mühe kostet! Es bedarf dazu nur ein wenig Vorsicht, Umsichtigkeit und Vertrauens zum Heiligen Offizium... Ich kann also auf Euch zählen?“ fragte er noch einmal.

„Natürlich. In vollem Maße. Geht es doch um das Seelenheil meines Vaters!“

„Ganz recht... Es freut mich wirklich, daß ich in Euch den liebenden und treuergebenen Sohn Eures Vaters und zugleich unserer Kirche kennengelernt habe. Es war mir eine große Freude, mich mit Euch unterhalten zu können.“

Er erhob sich, ließ seinen Gast aber noch nicht gehen. Zuvor schenkte er die Becher noch einmal voll, „Zum Abschied!“

Nachdem sie den Wein getrunken hatten, begleitete Fanano den jungen Galilei höflich bis an die Tür.

„Ich vermag es gar nicht zu sagen, wie sehr ich mich freue, Euch kennengelernt zu haben!“ wiederholte er nochmals.

Am nächsten Tag traf der alte Galilei in Florenz ein. Entsprechend der Weisung meldete er sich gleich beim Hauptinquisitor, aber man ließ ihn lange warten, bis er vor ihn treten konnte. Fanano teilte ihm im amtlichen Ton mit, daß ihm unter der Strafe lebenslänglichen Kerkers und Ächtung untersagt wird, in die Stadt zu gehen und mit irgend jemandem über die verdammungswürdigen Lehren zu sprechen. Es sei auch nicht erwünscht, daß er Besucher empfangt, die auch nur im geringsten Maße Grund zum Argwohn geben.

Galilei nahm alles zur Kenntnis und hielt sich auch an die Bedingungen, wenngleich diese so streng waren, daß er sogar um Genehmigung ersuchen mußte, um zu Ostern in die seiner Wohnung nahe gelegene Kirche zur Beichte und zum Abendmahl gehen zu dürfen.

Die Inquisition jedoch vermochte den Gelehrten doch nicht so von der Außenwelt zu isolieren, wie sie es gern getan hätte. Und sie konnte auch nicht verhindern, daß aus allen Teilen der Welt Briefe und sogar Besucher kamen, die dem Greis ihre Hochachtung zum Ausdruck brachten. Eines Tages suchte ihn ein junger, großer, blonder Mann auf, der sich – wie die Ausländer im allgemeinen – lateinisch vorstellte.

„Mein Name ist John Milton, ich komme aus England. Seid mir nicht gram, daß ich Euch mit meinem Besuch störe, aber ich könnte es mir nie verzeihen, eine so lange, anstrengende und gefährliche Reise unternommen und dem Gelehrten, den ganz Europa mehr als jeden anderen schätzt, nicht die Ehre erwiesen zu haben.“

„Sehr erfreut. Ich habe in England einige Freunde, leider habe ich lange nichts mehr von ihnen gehört. Offenbar seid auch Ihr Naturwissenschaftler.“

„Nein, dessen kann ich mich nicht rühmen. Wenngleich ich ein großer Verehrer der Wissenschaften bin, aus eigenen Kräften reicht es nur zur Pflege der Künste. Ich bin Dichter.“

„Nur?“ fragte Galilei. „Warum unterschätzt Ihr die Künste,

junger Freund? Seht, ich habe mein ganzes Leben im Dienste der Wissenschaften verbracht, und wie auch Euer Besuch beweist, vielleicht nicht ganz erfolglos. Dennoch denke ich oft daran, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn ich meinen Neigungen der Jugendzeit gefolgt und Maler oder Musiker geworden wäre. . . Jedenfalls wäre dies mit weniger Risiko verbunden gewesen.“

„Ich verstehe Euch sehr gut“, antwortete Milton. „Aber in demselben Italien, ja in demselben Florenz lebte auch Dante, der kein Gelehrter war, sondern ein Dichter, also ein Künstler, und dennoch mußte auch er recht viel Wagnis auf sich nehmen. Und ähnliche Beispiele ließen sich noch viele aufzählen. Demnach ist es nicht entscheidend, mit welchen Mitteln jemand die Wahrheit sucht und verkündet. Es hängt eher davon ab, wie sehr die Machthaber die Wahrheit fürchten. Je größer ihre Angst ist, um so grausamer sind sie gegenüber den Verkündern der Wahrheit.“

„Es ist also nicht klug, die Macht herauszufordern.“

Milton schaute eine Weile nachdenklich auf seine Stiefelspitzen.

„Nein, es ist nicht klug, die Macht herauszufordern“, bekannte er dann. „Nur gibt es nicht nur eine Macht, sondern mehrere. Kleinere und größere Mächte. Und es gibt Menschen, ich will nicht behaupten, daß es viele sind, aber es gibt immer welche, in denen etwas Stärkeres lebt als jede äußere Macht: die Liebe zur Wahrheit und das Verlangen, ihr zu dienen. Und das zwingt sie unter Umständen, genau das Gegenteil von dem zu tun, was die äußeren Mächte begehren. Es ist natürlich, daß sie diesem inneren Zwang gehorchen, der stärker ist als alles andere.“

Der Greis nickte still vor sich hin.

„Und dann ergeht es ihnen, wie es mir ergangen ist. Schaut, wohin ich gekommen bin!“

„Ja, das ist zweifellos sehr bitter. In meiner Heimat ist man genau wie überall in Europa sehr entrüstet über das Schicksal, das Euch zuteil geworden ist. Aber wer weiß, was aus Euch ge-

worden wäre, wenn Ihr Euch diesem inneren Zwang widersetzt hättet. Hätte Euch das Gewissen ruhen lassen? Ihr hättet es ja tun können! Warum mußtet Ihr den *Dialog* schreiben? Und warum gerade so?“

„Ich wäre nicht imstande gewesen zu schweigen.“

„Na seht Ihr!“ entfuhr es Milton. Aber schon im gleichen Augenblick bereute er es. Wenn er gekonnt hätte, würde er die Worte in der Luft erhascht und zurückgenommen haben. Wie konnte er so taktlos sein! Vor einem blinden Menschen dieses Wort auszusprechen!

Bangend blickte er in das Gesicht des Greises. Aber das war ruhig, ein wenig nach hinten geneigt, starrte es nach oben, und die lichtlosen Augen bohrten sich in die Ferne, als würden sie sehr angestrengt etwas betrachten.

„Ist es möglich, daß auch die Blinden etwas sehen?“ huschte es Milton durch den Kopf. „Etwas, was man mit heilen Augen nicht sehen kann? Kann es sein, daß man erst erblinden muß, um in ihre Welt blicken zu können?“

Es schauderte ihn. Es war, als hätte der Blinde seine Gedanken erraten, er rührte sich jetzt und wandte dem Besucher das Gesicht zu.

„Ich wäre nicht imstande gewesen zu schweigen“, wiederholte er, „und wenn ich es noch nicht ausgesprochen hätte, was ich sagen mußte, wenn es noch hier in mir wäre“, er packte das Gewand auf seiner Brust, „dann könnte ich auch heute nicht schweigen! . . . Aber immerhin: Einen alten kranken Menschen deshalb soweit zu bringen!“

Der Besucher starrte einige Augenblicke wortlos vor sich hin. Schließlich hob er den Kopf.

„Sicherlich ist es unbescheiden, was ich jetzt antworte, aber ich kann Euch in Eile nichts Besseres sagen. . . Ich erwähnte schon, daß ich Dichter bin. Seit langem beschäftigt mich ein Thema, das die Empörung der Engel, den Sündenfall des Menschen und seine Erlösung behandeln soll. Als Ganzes lebt es eigentlich nur in Umrissen in mir, es gibt zwar schon völlig vollendete Abschnitte, so der Anfang, wo der Anführer der auf-

rührerischen Engel nach seinem Sturz erwachend ermißt, was er alles verloren hat. Aber wie unermesslich dieser Verlust auch ist, den er erlitten hat, das Größte, das Kostbarste hat er nicht verloren. Da sagt er:

*... Das Gemüt ist selbst sein Ort,
Es trägt den Himmel und die Höll' in sich.
Was frag ich, wo ich bin? Bin ich nur stets
Ich, der ich war, und sein soll...**

„Was frag ich, wo ich bin? Bin ich nur stets ich“, wiederholte Galilei nachdenklich. „Eigentlich hat er recht, dieser...“

„Satan.“

„Ein wenig seltsam, daß der Satan recht haben soll.“

„Ein sich empörender Satan. Bei denen kommt das häufig vor.“

„Es scheint, es ist an dem“, antwortete Galilei und erhob sich zum Zeichen, daß ihn das Gespräch angestrengt hatte. Mit warmer Stimme sagte er zum Abschied zu seinem Besucher. „Ich danke Euch, danke Euch sehr, junger Freund. Ihr habt recht: Was frag ich, wo ich bin? bin ich nur stets ich.“

Bald darauf besuchte Galilei ein weiterer Gast, diesmal war es ein lieber alter Freund, sein Lieblingsschüler: Castelli. Seit mehr als fünf Jahren hatte er ihn nicht gesehen. Vor seinem Prozeß vor der Inquisition hatte man den Benediktinerpriester aus Rom entfernt, und erst nach Beendigung des Prozesses, als sein Meister nicht mehr in der Stadt war, durfte er zurückkehren. Auch jetzt hatte er nur durch einen listigen Vorwand von den kirchlichen Behörden die Genehmigung erhalten können, Galilei aufzusuchen. Namentlich hatte er den Vorwand vorgebracht, daß er von Galilei erlernen möchte, wie sich die Jupitermonde zur geographischen Ortsbestimmung verwerten lassen, um diese Methode dann einem katholischen Seefahrervolk, in erster Linie den Spaniern, zu übermitteln. Unter diesem Vor-

* Deutsch von Samuel Gottlieb Bürde.

wand konnte der einstige Schüler fast bis zum Tode seines Meisters bei ihm bleiben.

In Wirklichkeit hatte Galilei den Spaniern das Verfahren der Ortsbestimmung längst angeboten, die Verhandlungen jedoch hatten zu keinem Ergebnis geführt. Daraufhin versuchte er unter Umgehung der Inquisition, die Niederländer dafür zu interessieren; das theoretisch sehr gute Verfahren bewährte sich jedoch in der Praxis nicht. Zum Teil wegen der Schwankung der Schiffe und zum Teil, weil es dazu einer ganz genauen Uhr bedurft hätte, die es jedoch zu jener Zeit noch nirgends in der Welt gab. Zur Überwindung der Schwierigkeiten und zu persönlichen Besprechungen hatten die Holländer eine Abordnung nach Florenz entsandt. Da jedoch in der Zwischenzeit die Inquisition Kenntnis von der Sache bekommen hatte, untersagte sie Galilei strengstens, seine Entdeckung den Ketzern zu verkaufen. Als dann die Abordnung eintraf und dem Gelehrten als Vorschuß eine schwere goldene Kette überreichen wollte, wich dieser den weiteren Verhandlungen unter dem Vorwand aus, er sei in der Zwischenzeit erblindet und könne daher weder seine Versuche und Beobachtungen weiter verfolgen noch die nötigen Verbesserungen an dem Verfahren ausführen.

Das Heilige Offizium nahm mit Befriedigung zur Kenntnis, daß Galilei die goldene Kette nicht angenommen hatte, und daß seine Verhandlungen mit den Protestanten ergebnislos endeten. Um so größer war die Entrüstung, als kurz darauf die Elzevir-Druckerei in Leiden die *Unterredungen* herausbrachte. Daß diese Arbeit in allen ernstesten wissenschaftlichen Kreisen der ganzen Welt die allergrößte Anerkennung fand, danach fragte man in Rom nicht. Man war vielmehr empört, daß Galilei ohne Wissen und Genehmigung der Inquisition sein Manuskript ins Ausland hatte bringen lassen, noch dazu in einen protestantischen Staat. Als Vergeltung entzog man ihm umgehend seine Aufenthaltsgenehmigung für Florenz und beorderte ihn nach Arcetri zurück, unter noch strengerer Aufsicht als bisher.

Von der Welt abgeschlossen und der Möglichkeiten einer Heilbehandlung beraubt, verbrachte Galilei die letzten Jahre

seines Lebens. Als Gesellschaft hatte er nur Castelli und dessen jungen, erst siebzehn Jahre alten Schüler Viviani, denen sich später noch ein früherer Schüler Castellis, der damals schon im Mannesalter stehende Evangelista Torricelli, anschloß. Der Geist des Gelehrten aber war auch jetzt noch ungebrochen und frisch wie in seiner Jugend. Als sein einstiger Schüler Liceti in einem Buch die Behauptung aufstellte, daß der blasse Schein auf der Schattenseite des Mondes das Ergebnis einer Phosphoreszenz sei, widerlegte Galilei in einer schwungvollen Schrift in glänzendem Stil die Behauptung Licetis und erbrachte den Beweis, daß dieser Schein von der Erde auf ihren Trabanten geworfen wird. Er war nun schon seit Jahren blind, aber in seiner Abhandlung gab er eine so genaue Beschreibung der Mondoberfläche, als betrachtete er ihn mit seinem Fernrohr auch jetzt noch täglich stundenlang. Castelli, der ihn zum Teil hatte diktieren hören, zum Teil das Manuskript gelesen hatte, konnte seine Anerkennung nicht verbergen.

„Wo könnte man noch einen solchen Gelehrten finden, der den Himmel auch mit geschlossenen Augen so sieht und ein solcher Meister der Sprache ist.“

Galilei winkte müde ab.

„Einst glaubte ich das von mir auch. Ich war nicht frei von Eitelkeit, das hast du sicherlich oft gemerkt. . .“

„Du hast dich völlig zu Recht für den. . .“ entgegnete Benedetto, aber der Greis hob die Hand zum Zeichen, daß er nicht weitersprechen sollte.

„Ja, ich habe mich für einen Gelehrten gehalten, der seinesgleichen suchen kann, mit welcher Berechtigung, das wollen wir jetzt dahingestellt sein lassen. Aber wenn man sich dem Grab nähert, so wird man immer bescheidener und zugleich immer optimistischer. Seltsam, daß dies beides sich so miteinander verträgt, nicht wahr? Man würde annehmen, beides stände im Gegensatz zueinander. Und genau das Gegenteil ist der Fall. Es hängt eng zusammen.“

Die blinden Augen nach oben gerichtet, sprach er weiter: „Solange man jung ist, kommt einem gar nicht der Gedanke,

daß man einst sterben wird. Und man glaubt, es gibt auf Erden keinen Menschen unseresgleichen. Aber der Welt gereicht dies nicht zum Schaden, denn zum Glück ist man ja selbst da. Daraus müßte folgen, daß ein unersetzlicher Schaden über jene hereinbricht, die hier zurückbleiben, wenn man selbst die Augen eines Tages für immer schließt. Aber wenn man sich immer häufiger mit dem Gedanken beschäftigen muß, daß man früher oder später nicht mehr sein wird, wächst in einem die Erkenntnis, daß auch unser Tod keine unschließbare Lücke zurücklassen wird, im Gegenteil, daß es zahlreiche Menschen geben wird, die unsere Arbeit fortsetzen. Man schätzt die eigene Vortrefflichkeit immer weniger, zugleich aber wird man im Hinblick auf die Welt immer zuversichtlicher. Und letzten Endes ist die Welt doch wichtiger als eine Einzelperson! Ist es nicht so?“

„Mag sein, daß es so ist“, antwortete Castelli. „Es mag sein. Ausprobiert hat es noch niemand.“

„Was?“

„Ob es wirklich so ist. Wenn zum Beispiel Aristoteles tausend Jahre gelebt hätte, würde er jene physikalischen Fragen gewiß besser gelöst haben, auf die man erst nach seinem Tode aufmerksam wurde und die — wir wissen es genau! — seine Nachfolger nur sehr dürftig gelöst haben, oder sagen wir: überhaupt nicht.“

„Nun, darin hast du recht.“ Ein Lächeln stahl sich in das Gesicht des blinden Mannes.

„Und selbst wenn es für dich einen würdigen Nachfolger geben wird“, fuhr der Benediktiner fort, „auch dann bleibt noch die Frage, ob es ihn hier in Italien geben wird. Vielleicht jenseits der Alpen, im rauen Norden oder im fernen Westen, unter Umständen sonst irgendwo, aber daß es ihn bei uns geben wird, daran zweifle ich immer mehr.“

„Woraus schließt du das?“ fragte der Greis überrascht.

„Schau, ich lehrte in Rom, als man dich vor das Heilige Ofizium stellte, wie du weißt. Ich wurde fortgeschickt und durfte erst lange nach dem Prozeß wieder zurückkehren. Und ich lehrte erneut dort, bis ich zu dir nach Florenz kam.“

„Auch das weiß ich. Und? . . .“

„Und ich habe deutlich gesehen, welche Wirkung der Prozeß hatte. Der Eifer, das Interesse und die Neugier für die Naturwissenschaften hörten mit einemmal auf. Die Studenten pauken die peripatetischen Lehren und damit hat sich's. Aber daß es jemandem einfiele, selbst Versuche anzustellen, auf eigene Faust nach den Gesetzen zu forschen, die die Natur lenken — das ist vorbei. . . Vielleicht gibt es noch den einen oder anderen, aber sie wagen nicht darüber zu sprechen. Wie sollten sie es auch? Damit man auch sie in den Kerker wirft, auf die Folterbank spannt, unter Umständen auf dem Scheiterhaufen verbrennt! Aber was nützt das Wissen, das man unter einem Schefel verbergen muß! Der eine sieht etwas so, der andere anders. Wenn man darüber sprechen kann, wenn man darüber streiten darf, kann beim Aufeinanderprallen der Gegensätze eine höhere Wahrheit geboren werden. Der eine sieht dies, der andere jenes. Wenn sie einander sagen können, was sie sehen, setzt sich aus den Details ein Ganzes zusammen. Aber wenn jeder seine Ansicht ängstlich für sich behalten muß?“

„Mich erschüttert, was du da sagst. Ist das wirklich die Zukunft der Menschheit?“ fragte Galilei mit einem Seufzer und richtete sich das Kissen in seinem Lehnstuhl.

„Die Zukunft der Menschheit? Nein. Nur die Zukunft Italiens. In den protestantischen Ländern ist es anders. Dort beginnt die Wissenschaft jetzt aufzublühen. Nicht weil sie Protestanten sind, sondern weil bei ihnen in der Wissenschaft mehr Freiheit herrscht. Frankreich ist katholisch, aber die Wissenschaft ist auch dort frei, deshalb nimmt sie auch dort immer größeren Aufschwung. Aber Italien, das bisher das Heiligtum der Wissenschaften war, zu dessen Universitäten sie bis vom Rhein, von der Donau und von der Seine pilgerten, Italien ist von einem Heiligtum zum Trödlermarkt herabgesunken, wo man peripatetischen Tand feilbietet. Aber nur feilbietet, denn es finden sich dafür keine Käufer. Das hat Barberini erreicht. . . Der Herr rechne es mir nicht als Sünde an“, fügte er hinzu und bekreuzigte sich.

Galilei saß lange bewegungslos auf seinem Platz. Castelli glaubte bereits, er sei eingesnickt. Aber plötzlich begann er wieder zu reden.

„Du siehst zu schwarz, glaube ich. Schau, hier hast du Viviani, und hier hast du Torricelli. Von ihnen kannst du doch nicht behaupten, daß sie sich mit dem Nachplappern der peripatetischen Lehren begnügen!“

„Das stimmt! Aber Viviani ist noch sehr jung, ich kenne ihn auch nicht genügend, weiß nicht, was aus ihm wird. Torricelli war mein Schüler, und ich halte große Stücke auf ihn. Aber vergiß nicht, er hatte bereits das fünfundzwanzigste Lebensjahr vollendet, besaß schon einen gefestigten Charakter, als man dich vor deine Richter stellte. Aber was wird mit denen, deren Charakter noch in der Entwicklung steckt? . . . Und noch eins darfst du nicht vergessen! Torricelli und Viviani leben hier an deiner Seite. In diesem schönen und bequemen Kerker, in dem du selbst gefangen bist. Aber wenn du auch Gefangener bist und wenn dies hier auch ein Kerker ist, hier drinnen, innerhalb der Wände des Kerkers, herrscht Freiheit. Wir sprechen, worüber wir wollen. Verwechsle sie also nicht mit jenen, die an Stätten leben, wo dem Anschein nach Freiheit herrscht, in Wirklichkeit aber die Wissenschaft und die Meinungsäußerung in Ketten liegen!“

Galilei achtete nicht mehr auf die letzten Worte. Lächelnd sagte er:

„Torricelli! Aus ihm wird etwas, wird ganz gewiß etwas! Weißt du, dieser Tage habe ich mich mit ihm unterhalten. Wir waren nur zu zweit. Ich sprach davon, daß meiner Ansicht nach auch die Luft ein Gewicht hat. Einst wollte ich das messen, kam aber auf keinen grünen Zweig, wußte nicht, wie ich es anstellen sollte. . . Einige Tage später brachte er das Gespräch wieder darauf und sagte, daß seither auch ihn die Frage nicht ruhen lasse, wie sich das Gewicht der Luft feststellen ließe. Ihm schwebt eine Art kommunizierendes Gefäß vor. Untereinander verbundene Röhren mit Wasser darin. Das eine Rohr müßte oben geschlossen sein, und über dem Wasser dürfte sich keine

Luft befinden. Aus der Höhendifferenz des Wasserspiegels in beiden Schenkeln ließe sich das Gewicht der Luft bestimmen. Nur ist das Wasser nicht das Geeigneteste, es ist zu leicht, man würde ein viel zu langes Rohr benötigen. Eine wesentlich schwerere Flüssigkeit müßte sich viel besser dazu eignen. Und eigentlich brauchte man auch den Luftschenkel der kommunizierenden Röhre nicht, denn Luft ist ja ohnehin überall vorhanden. Aber wie könnte man verhindern, daß die Flüssigkeit unten aus dem Rohr ausläuft? Das ist noch die Frage. . . Er hat mir also erklärt, daß er sich die Lösung in einer ähnlichen Form vorstelle. Und du wirst sehen, er wird sie finden. Ja, Torricelli wird das Gewicht der Luft wiegen. Hab keine Angst: es wird Wissenschaftler geben, die meine Arbeit fortsetzen!“

Er lehnte sich in seinem Sessel zurück und heftete seine blinden Augen an die Decke. Er wußte nicht, daß dies sein letztes vertrautes Gespräch mit seinem treuen Schüler und Freund Castelli war. Der Benediktinermönch wurde einige Tage später nach Rom zurückbeordert, und so war er nicht mehr zugegen, als Galilei Anfang des Winters von einem heimtückischen Fieber befallen und ans Bett gefesselt wurde. Torricelli und Viviani pflegten den nahezu achtundsiebzigjährigen Gelehrten mit größter Hingabe, aber der Zustand des Kranken verschlechterte sich immer mehr, und am 8. Januar 1642 stellte sich die Agonie ein. Man benachrichtigte Vincenzo, der mit seiner Frau am Sterbebett erschien, und bald darauf traf auch der Priester ein, um ihm nach der Beichte und dem Abendmahl die Letzte Ölung zu geben. Nach dem Sterbesakrament lag der Kranke eine Weile reglos da, begann sich dann aber unruhig hin und her drehen.

„Vincenzo, bist du hier?“ fragte er schließlich.

„Ja, Vater.“

„Komm näher. Ich will dir etwas anvertrauen, das laute Sprechen aber fällt mir schon schwer. Setz dich hier an mein Bett!“

Der Sohn zog einen Stuhl heran und setzte sich, erhob sich dann wieder, um dem Vater den Schweiß von der Stirn zu wischen.

„Was ich an Besitz habe, die beiden Häuser und was darin steht, gehört alles dir. Aber ich möchte dir noch etwas geben. Dir und meinen Enkeln. . . “ Er hielt eine kleine Pause und fuhr dann fort: „Einst, noch als Student in Pisa, stellte ich fest, daß die Schwingungszeit eines Pendels unabhängig von der Größe des Ausschlages ist und nur von der Länge des Pendels abhängt. Ein längeres Pendel schwingt also langsamer, ein kürzeres schneller. Verstehst du?“

„Natürlich verstehe ich das.“

„Das verstehst du keineswegs! Ich will wissen, ob du verstehst, was das bedeutet. Es bedeutet, daß man durch die Verlängerung oder die Verkürzung des Pendels die Schwingungszeit nach Belieben regulieren kann, und solange das Pendel eine bestimmte Länge hat, ist auch die Schwingungszeit unverändert. Mit dem Pendel läßt sich also die Zeit messen. Als Student der Medizin habe ich dies bereits getan, aber jetzt geht es um mehr. Mit dem Pendel ließe sich ein Zeitmesser regulieren. Verstehst du, man könnte damit eine Uhr bauen, die immer genau geht. Ich kann die Idee nicht mehr ausführen. Ich vertraue sie dir an, baue du die Uhr. Du wirst dadurch ein reicher Mann.“

Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als sich die Tür öffnete und in Begleitung eines zweiten Inquisitors Fanano das Zimmer betrat. Als Fanano sah, daß der Kranke seinem Sohn etwas erklärte, fragte er leise, aber erregt den ihm am nächsten stehenden Viviani:

„Worüber spricht er?“

„Über das Pendel und die Uhr.“

„Ach so!“ Der Hauptinquisitor atmte erleichtert auf. „Das kann er ruhig. . . Ich befürchtete schon, er wolle die Lehre von der zweifachen Bewegung der Erde weitervermitteln!“

Galilei hörte dies nicht mehr. Ein tiefer, krampfhafter, röchelnder Seufzer brach aus seiner Brust hervor, und das Leben wich aus dem geschwächten Körper. Vincenzo schloß ihm die Augen, und allmählich brachen die Besucher auf. Als erste gingen die beiden Inquisitoren, dann der Beichtvater und schließ-

lich Vincenzo und seine Frau. Auf der Straße fragte Frau Se-stilia:

„Was hat er dir noch am Schluß gesagt? Ich habe es nicht klar verstanden. Etwas von einem Pendel und von einer Uhr?“

„Nichts von Bedeutung!“ Ihr Mann winkte ab. „Das ich mit Hilfe eines Pendels eine genau gehende Uhr bauen soll. Das hat er schon im Fiebertraum gesprochen. Es lohnt nicht, sich damit zu beschäftigen!“*

Um die Beisetzung kümmerten sich Torricelli und hauptsächlich Viviani. Die Aufgabe war mit viel Lauferei verbunden.

Eine Anzahl der florentinischen Priester, hauptsächlich die Dominikaner und Jesuiten, vertraten die Meinung, daß Galilei, da er eine kirchliche Strafe zu verbüßen hatte, keine kirchliche Beisetzung erhalten und sein Leichnam nicht in geheiligter Erde ruhen dürfe. Diesen Plan ließen sie erst nach langen Beratungen fallen. Aber auf keinen Fall dürfte dem vortrefflichsten Gelehrten Italiens irgendein Grabmal errichtet werden. Seine einstigen Schüler und Freunde führten zwar eine Sammlung zu diesem Zweck durch, aber Fanano erstattete darüber in Rom unverzüglich Meldung, worauf der Papst in einem Brief an Großherzog Ferdinand strengstens untersagte, daß man der Welt ein so schlechtes Beispiel zeige und einem Manne ein Denkmal setze, der mit seiner verdamnten Lehre für den größten Skandal der ganzen Christenheit gesorgt habe. Urban VIII. gestattete nicht einmal, daß Galilei entsprechend seinem Letzten Willen in der Familiengruft in der Kirche Santa Croce beigesetzt wurde. Statt dessen wurde sein Sarg in eine unbedeutende Nebenkappe der Kirche gesetzt. Die Grabkammer war weder durch ein Grabmal noch durch eine einzige Zeile einer Inschrift gekennzeichnet.

* Die Pendeluhr hat nicht Vincenzo, sondern fünfzehn Jahre später – von Galilei völlig unabhängig – der holländische Physiker Christian Huygens konstruiert.

Als die Meldung Fananos in Rom eingetroffen war, las sie Urban VIII. zufrieden und beruhigt. Galileo Galilei war nicht mehr, und es gelang sogar, sein Andenken spurlos auszulöschen. Weder dem Ansehen des Papstes noch den Interessen der Kirche drohte künftig irgendeine Gefahr!

VI. UND SIE BEWEGT SICH DOCH...

Die Tür des Empfangssaales öffnete sich, und der päpstliche Sekretär bat feierlich den Nächstfolgenden einzutreten:

„Der Magister des Heiligen Palastes!“

Der Vorsteher der Zensurbehörde trat ein, verneigte sich tief und berührte mit den Lippen den Fischerring an der Hand des Papstes, die dieser ihm entgegenstreckte.

„Sind die Schriften da?“ fragte Gregor XVI.

„Wie Eure Heiligkeit befohlen haben.“

„Richtig!“ Der Papst nickte. „Lest vor, welche Bücher es sind, die nach dem Beschluß von 1757 auch weiterhin auf dem Index geblieben sind. Das eine ist das von Galilei. Und die anderen?“

Der Magister des Heiligen Palastes blätterte in der Akte, suchte kaum einige Augenblicke und las dann:

„Kopernikus: *Über die Umläufe der Himmelskörper*; Diego d’Estunica: *Job*; Foscarini: *Brief über die pythagoreische und kopernikanische Ansicht in bezug auf die Umdrehung der Erde und den Stand der Sonne an einer Stelle*; Kepler: *Auszug der kopernikanischen Astronomie*; und schließlich Galilei: *Dialog über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme*. Insgesamt fünf Werke.“

„Ja.“ Papst Gregor nickte. „Dann bereitet eine Eingabe für die nächste Sitzung der Indexkongregation vor, daß alle fünf Werke aus dem Verzeichnis der verbotenen Bücher zu löschen sind.“

Der Magister des Heiligen Palastes war bestürzt und schaute so betroffen auf den Papst als hätte er von dessen Lippen sein eigenes Todesurteil vernommen. Über das Gesicht Gregors XVI. huschte ein leises Lächeln.

„Stimmt etwas nicht?“ fragte er. „Sagt es ruhig!“

„Soll das bedeuten“, fragte der Hauptzensor, „daß wir die Waffen vor den weltlichen Wissenschaften endgültig strecken?“

„Keineswegs!“ Der Papst winkte verärgert ab. „Die heilige Kirche streckt nie die Waffen, wenn es um den Schutz ihrer Interessen geht. . . Das sollten Eure Hochwürden wissen“, fügte er tadelnd hinzu. „Und als Jesuit, als Kämpfer der streitbaren Kirche, solltet Ihr auch in der Strategie bewanderter sein. Ihr müßtet wissen, daß es klüger ist, sich aus einer verlorenen Schlacht behutsam zurückzuziehen als halsstarrig und vernunftswidrig auszuharren. Durch letzteres verblutet man, während man durch vorsichtigen Rückzug die Kräfte schont, Zeit gewinnt und den Kampf fortsetzen kann, um den Gegnern an einer anderen Front möglicherweise einen schweren Schlag zu versetzen. . . Sind Euer Hochwürden vielleicht anderer Meinung?“

„Das sind außerordentlich weise Worte!“ sagte der Hauptzensor mit gezwungener Anerkennung, den Kopf leicht geneigt. „Aber immerhin daran zu denken, daß Galilei. . . Wenn ich meine bescheidene Meinung äußern darf. . .“

„Gewiß doch!“ Der Papst nickte. „Sprecht ruhig!“

„Wenn ich es mit gütigster Erlaubnis Euer Heiligkeit sagen darf, hätte ich, würde man mir den Auftrag geben, in dieser Angelegenheit nach meinem eigenen Ermessen einen Vorschlag zu unterbreiten, empfohlen, alle fünf Bücher auf dem Index zu lassen.“

„Das habe ich auf der Stelle gesehen. . . Und weshalb?“

„Weshalb, weshalb?“ Der Hauptzensor schnappte nach Luft. „Weil das nicht der erste Rückzug ist in diesem Kampf. Wir haben uns schon so oft zurückgezogen, daß dies wahrhaftig einer verlorenen Schlacht gleichkommt. Es sind zweihundert Jahre her, daß die Kongregation des Heiligen Offiziums Galilei verurteilt hat. Genau zweihundertundzwei Jahre. Während dieser zwei Jahrhunderte ist in dieser Sache nichts anderes geschehen, als daß sich die heilige Kirche ständig, Schritt für Schritt vor Galilei zurückgezogen hat. Sogar vor seiner Person ist sie zurückgewichen. . .“

„Vor seiner Person?“ fragte Papst Gregor verwundert.

„Natürlich nicht vor seiner physischen Person, sondern vor dem, was diese symbolisiert, vor seinem Grabmal.“

„Soll man einem hervorragenden Gelehrten kein Grabmal setzen können?“

„Man sollte schon, freilich sollte man. Wenn die Kirche es nicht untersagt hat. Aber wenn sie es einmal verboten hat und dann nach und nach immer mehr Zugeständnisse macht, was ist das dann anders als ein Zurückweichen?... Als Galilei beigesetzt wurde, durfte an seiner Grabkammer nicht einmal eine Inschrift angebracht werden. 1693 ließ ihm dann Viviani bereits offiziell ein Denkmal mit einer bronzenen Büste und einer langen rühmenden Inschrift setzen. Doch damit begnügte er sich nicht. In seinem Testament verpflichtete er seinen Erben, ein Denkmal im Werte von etwa viertausend Scudi in der Kirche Santa Croce zu errichten, die für die Florentiner ein wahrhaftiges Pantheon ist. Der Hauptinquisitor in Florenz war vorsichtig und machte seine Zustimmung von der Stellungnahme des Heiligen Offiziums abhängig. Aber das Heilige Offizium pflichtete der Aufstellung des Denkmals bei und gestattete sogar, daß man die Gebeine Galileis in der Kirche unterhalb des Denkmals beisetzte. Das ist 1737 auch geschehen, kaum hundert Jahre, nachdem dasselbe Heilige Offizium Galilei wegen schwerwiegenden Ungehorsams und wegen Ketzerei streng verurteilt hatte.“

„Und das sind jetzt kaum hundert Jahre her“, fügte Gregor XVI. hinzu.

„Genau wie Euer Heiligkeit sagen“, der Magister nickte. „Und heute sind wir soweit, daß jener, der ursprünglich nicht einmal eine schlichte Inschrift in einer unbedeutenden kleinen Seitenkapelle erhalten durfte, in einer der schönsten Kirchen von Florenz ein glänzendes Denkmal stehen hat. Aber das ist noch nicht alles! Unvergleichlich wichtiger ist, daß wir genauso beziehungsweise in noch viel größerem Maße vor seinen verdammten Lehren zurückweichen. Bereits Ende des 17. Jahrhunderts mußten wir hinnehmen, daß in katholischen Ländern, ja sogar in Italien selbst, das Buch Newtons frei verbreitet und gelesen werden durfte, der darin das gleiche lehrt wie Galilei und Kopernikus, nur auf einer noch höheren Stufe.“

Plötzlich schwieg er, neigte sich vor und dämpfte seine Stimme.

„Dieser Newton ist 1642 geboren, also in demselben Jahr, in dem Galilei gestorben ist. . . Ich sehe darin die Hand des Teufels. Er ist aus dem Greis ausgezogen und in den Neugeborenen gefahren, um sein Werk mit neuer Kraft fortsetzen zu können. Schon daraus ist ersichtlich, daß Newton offenbar ein Ketzer ist.“

„Aber!“ Der Papst winkte abwehrend.

„Ich stelle es mir so vor“, beteuerte der Hauptzensor.

„Ach, laßt doch!“ sagte der Papst ein wenig ungeduldig.

„Um fortzufahren“, kehrte der Magister des Heiligen Palastes zu den geschichtlichen Darlegungen der Machenschaften des Teufels zurück, „ein halbes Jahrhundert später stimmte die Zensurbehörde bereits zu, daß von den Werken Galileis auch der *Dialog* erscheinen durfte, wenn der Verleger auch verpflichtet wurde, ein Vorwort zu bringen, wonach es sich bei dem Werk um eine die Berechnungen erleichternde mathematische Hypothese handle, und außerdem wurde ihm auferlegt, die Abschwörung Galileis und das Urteil gegen ihn mitzudrucken.“

Aber dreizehn Jahre später, nämlich 1757, änderte Seine Heiligkeit Benedikt XIV. das Dekret der Indexkongregation aus dem Jahre 1616, das alle Bücher verbot, in denen behauptet wird, daß die Sonne an einer Stelle steht und die Erde sich bewegt. Von nun an durften die der Heiligen Schrift voll und ganz widersprechenden Lehren frei verbreitet werden. Aber man beließ wenigstens die erwähnten fünf Bücher weiterhin auf dem Index. 1822 ging die Indexkongregation noch einen Schritt weiter, das heißt einen Schritt weiter zurück. Da gestattete sie bereits, daß man selbst in Rom Bücher mit heliozentrischer Auffassung druckte und veröffentlichte. Und jetzt, 1835, sind wir soweit, daß wir auch den letzten Damm abbrechen, der die heilige Kirche noch gegen die Flut der Ketzerei schützte. . . Hinzu kommt noch die ständige Aufregung wegen der Akten — was die Franzosen damit eigentlich vorhaben.“

„Warum braucht man denn sich wegen der Akten aufzuregen?“

„Nun, Napoleon hat 1809 die Akten des Prozesses von 1616 und 1633 mit dem Ziel mitgenommen, sie zu veröffentlichen. Der Usurpator wurde zum Glück gestürzt, aber die Akten befinden sich noch immer in den Händen der Franzosen, und bei den Franzosen kann man nie wissen, wann sie den Fall vor der Öffentlichkeit ausbreiten wollen. Sie lieben dergleichen.“*

„All das ist mir gut bekannt“, antwortete der Papst. „Ich habe etwas anderes gefragt. Warum wir uns fürchten müssen, daß die Akten an die Öffentlichkeit gelangen?“

„Nun... vieles darin wäre sehr peinlich!“

„Na seht Ihr!“ entgegnete Gregor XVI. „Wenn von unserem Gesichtspunkt aus in dieser Angelegenheit alles in Ordnung wäre, brauchten wir die Öffentlichkeit nicht zu fürchten. Seht Ihr nun ein, daß es höchste Zeit ist, zu retten, was noch zu retten ist?“

„Ich sehe nur, daß wir wieder einen Schritt zurückweichen... Mit dem lebenden Galilei sind wir damals fertig geworden. Vor dem toten aber weichen wir ständig zurück.“

„Ihr irrt. Nicht vor Galilei weichen wir zurück, sondern vor der Wahrheit. Die Behauptung Galileis ist wahr und lebt, die seiner Gegner aber ist tot. Sie wurde seinerzeit schon tot geboren... Diese verwesende Leiche hat bisher schon genug Gestank verbreitet, und das Urteil hat der Kirche bis jetzt schon unermesslichen Schaden zugefügt. Ich glaube, nur wenig Menschen haben der heiligen Kirche soviel geschadet wie dieser Borghese, Urban VIII.“

„Urban VIII. war ein Barberini“, bemerkte der Magister des Heiligen Palastes ehrerbietig.

„Freilich, freilich“, stimmte der Papst zu, „gab es doch sogar ein Wortspiel: ‚Quod non fecerunt barbari, fecit Barberini.‘ Dies sagte man zwar im Zusammenhang mit der bronzenen

* Die Akten gelangten erst nach langem Hin und Her 1841 in den Vatikan zurück.

Kuppel des Pantheon, aber genauso hätte man es in bezug auf den Schaden sagen können, den er dem Gebäude der heiligen Kirche zugefügt hat. Natürlich, Paul V. war ein Borghese.“

Plötzlich lachte er leise auf.

„Seht Ihr“, wandte er sich an den Hauptzensor, „bei dem Namen von Urban VIII. habe ich mich geirrt, den Galileis habe ich nicht vergessen. Den vergißt man nicht, deshalb müssen wir diesen Schritt tun!“

INHALT

I. Der Schiefe Turm	5
II. Die Sichel der Venus	89
III. Ebbe und Flut	221
IV. Santa Maria sopra Minerva	281
V. Die Welt verdunkelt sich	365
VI. Und sie bewegt sich doch...	411

10.50

sens, die zahlreichen Entdeckungen Galileis, lebten und leben weiter, unabhängig von seinem persönlichen Schicksal.

Der Verfasser dieses Buches verstand es, das an Triumph und Mißgeschick reiche Leben des großen Gelehrten, das schon manchen Dichter und Dramatiker anregte, spannend und aufschlußreich zu erzählen. In der Originalsprache erlebte sein Roman mehrere Auflagen; deutsch erscheint er jetzt zum erstenmal.

CORVINA VERLAG

